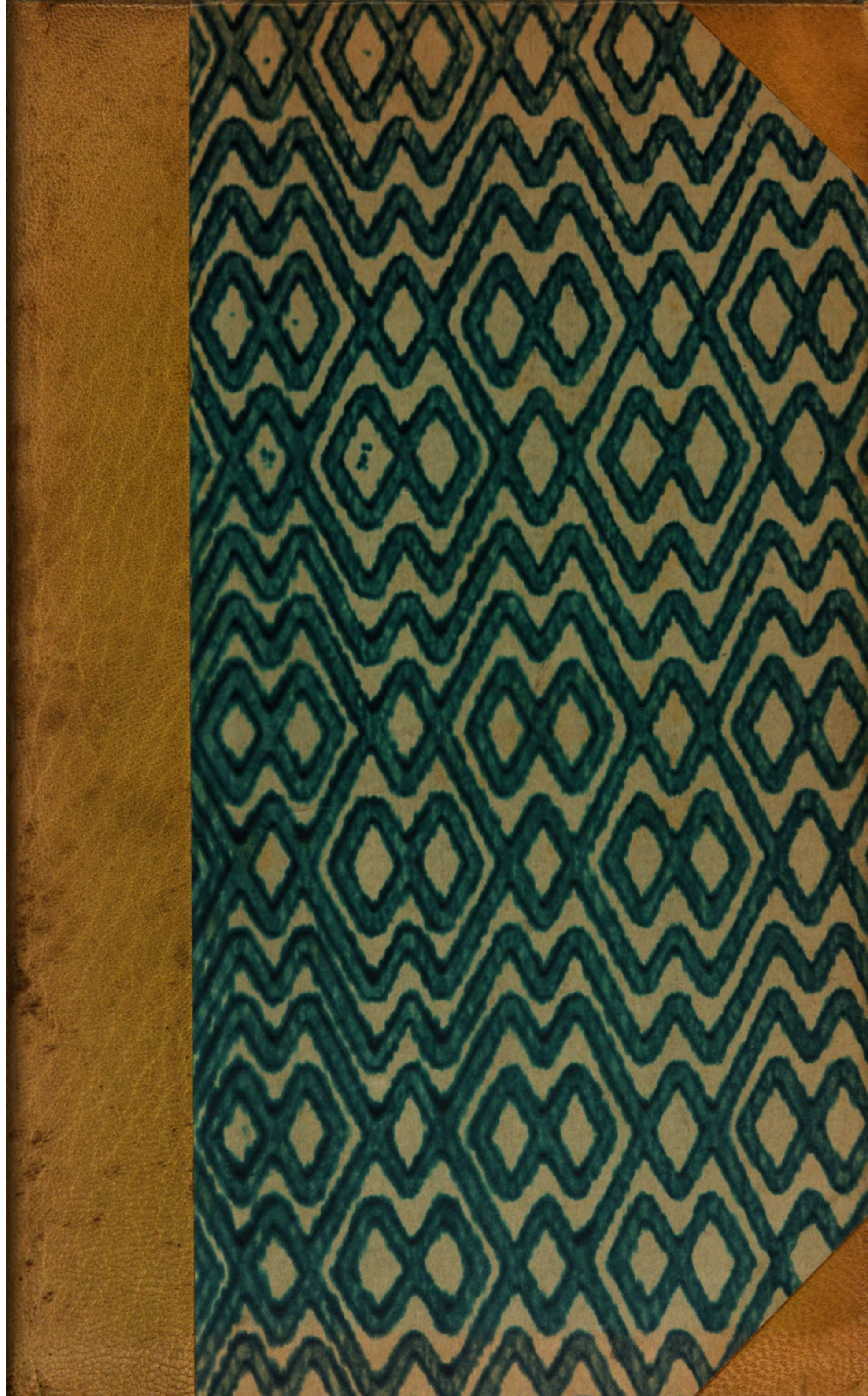
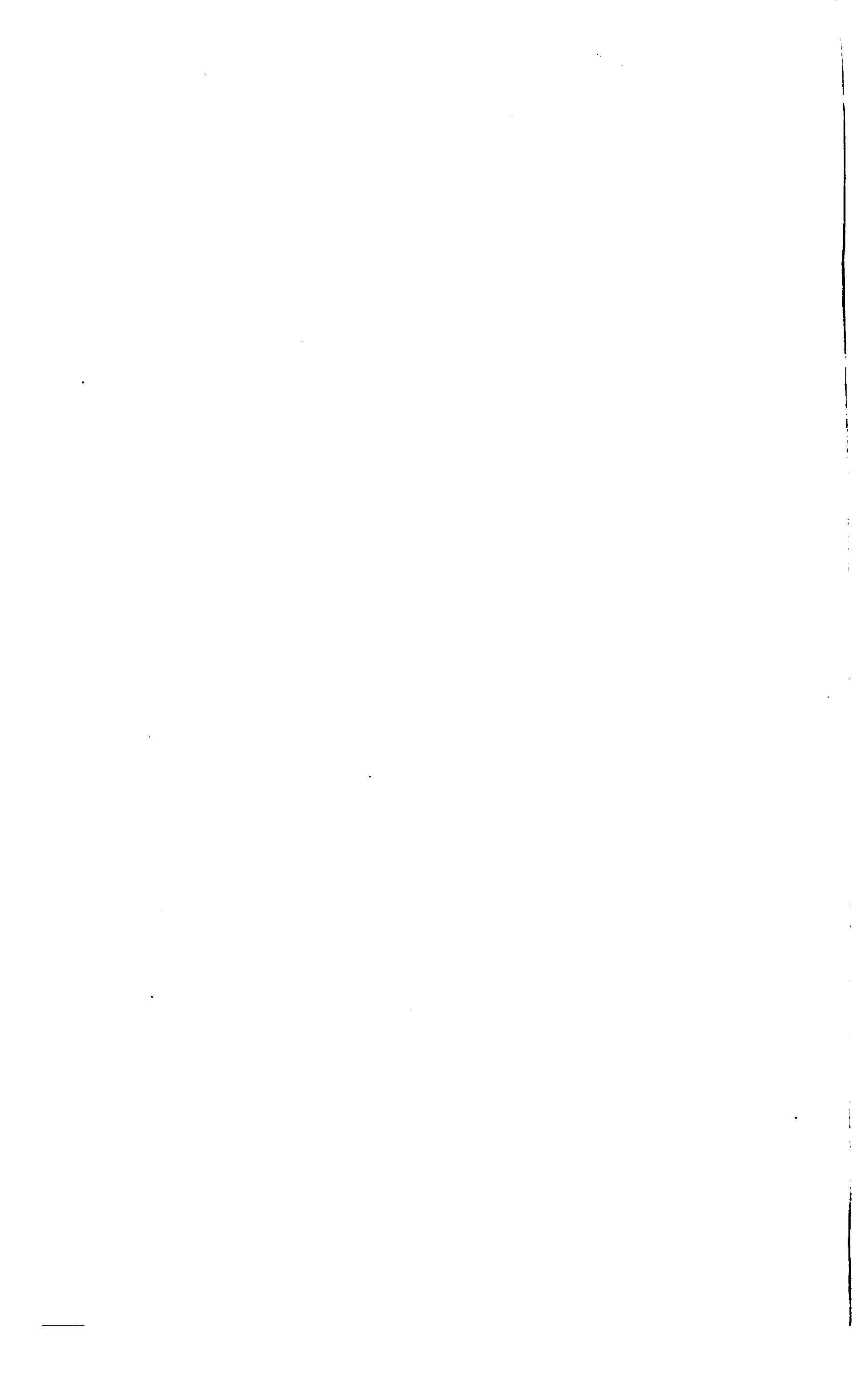



SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868

A. DE MUSSET / GESAMMELTE WERKE

FÜNFTER BAND





ALFRED DE MUSSET

GESAMMELTE WERKE

FÜNFTER BAND

MÜNCHEN

VERLEGT BEI GEORG MÜLLER

MCMXXV

HERAUSGEGEBEN VON ALFRED NEUMANN

156

GEDICHTE UND

BIOGRAPHIE

GEDICHTE

NACHGEDICHTET VON ALFRED NEUMANN

AN DEN LESER

In diesem Buch sind meine jungen Tage;
ich schrieb es, ohne ihm viel nachzusinnen.
Jetzt ist es da, so wahr, wie ich es sage,
und mit Verbessern könnte ich beginnen.

Was soll das Gestern unverändert sein,
wenn doch die Menschen steten Wandel leben;
flüchtiger armer Vogel, sollst dich heben:
Gott führe dich in deine Sendung ein.

Wer es auch sei, der als mein Leser gelte,
er lese mich, so oft und viel er kann:
Daß er mich nur summa summarum schelte!

Von einem Kinde sind die ersten Lieder,
ein Jüngling schrieb die folgenden sich nieder,
die letzten aber sang schon fast ein Mann.

DON PAEZ

I had been happy, if the general camp,
pioneers and all, had tasted her sweet body
so I had nothing known. Othello

I

Für meinen Teil, ich liebte niemals jene
Zierpuppen, die alleine auf dem Prado
nicht zu spazieren wagten, denen immer
in jedem Viertel, die Duena folgte
so wie die Eselinnen Treiber haben,
die betend Knie und Lippen sich zerschinden
und bleicher, fiebriger auf Fliesen wanken
als Barfüßlinge, die auf Schlangen treten,
oder ein Falschmünzer, da man ihn hänget.
Für dieses Leben tragen solche Frauen
gewiß ein Herz, aus welchem jedes hohe
Gefühl geschnitten ist, und solche Frauen haben
nicht Saft noch Kraft. – Jedoch, bei meinem Kopfe
und meinen Knochen, Bruder, ich versichr' euch:
Die sind noch viermal besser als wie jene,
die ihre Tage nur mit neuen Ränken
und ewig neuen Lügen schlimm vergeuden.
Die laufen gern zum Ball, zum Stelldichein,
wissen im Muff den Liebesbrief zu bergen
und legen schwarzes Band um hübsche Hüften,
die zärtlich wiegen, werfen vom Balkon
dem güldnen, eine feine Seidenleiter,
verfolgen das Imbroglio zarter Liebschaft,
die nächtens hochwächst, fast so wie die Pilze.
Bezaubernd sind sie übrigens und lieben
Soldaten, Hunde, Zuckerwerk und Walzer.
Doch schlimm wird es und sonderlich das Unheil,
wenn je ein Mann in ihre Netze fällt,
dem noch ein fühlend Herz schlägt. Bruder, besser
wär es für ihn, er wärmte einen Marmor

mit seinen Küssen, so wie jener Bildner,
der seine Steingeliebte heiß umarmte.
Es wäre besser, daß er eine Wölfin,
die hungrig durch den dunklen Wald treibt, liebte.

Ich gebe zum Beweise des Gesagten
ein Beispiel jetzt und ich beginne ohne
viel Worte; hört nun die Geschichte:

Wenn ihr
in diesem Sommer eines Dienstag Nacht
um zwei Uhr etwa an dem Fensterladen
der Plaza San Bernardo wär't gestanden,
an einem ziegelsteingerahmten Fenster,
das karmesinrot seinen Fries zeigt, wenn ihr
- den Kopf von irgendeinem Spukgeist schwer -
durchs Guckloch hättet sehen können, würdet
ihr wohl ein tigerfellgeschmücktes Zimmer
bewundert haben, goldne Kandelaber,
die funkelnd leuchteten, und vielen Marmor
und Teppiche, die bis zur Decke prangten.
Zerbrochene Karaffen eines Mahles,
Weindunst und tausend Düfte; auf der Erde,
vergessen, die Mandore, zitternd noch,
so wie die Brüste einer Frau, die tanzte.
Und alles schlief; der Mond ging mählich auf;
sein Leuchten, das geschmeidig war und weiß,
glitt über grauen Dreipaß spanischer
Spitzbögen, über fahlen Samt und Marmor,
der schillernd seine langen Silberstrahlen
ins laute Gold der Lüsterflammen tauchte.

So hellend, daß ihr in der Zimmerecke,
der schwärzesten, wenn ihr recht hinsehn würdet,
auf einem Bett aus Rosenholz und Amber
umrißhaft im durchsichtigen Schatten würdet
ein nacktes Füßchen doch gesehen haben.
Wahrhaftig, groß ist Spanien, wunderschön
sind spanische Frauen. Doch es gibt kein Schloß,
kein Land und keine Stadt, die nicht vergeblich
(so wie im Aschenbrödel) diesem Fuß
je einen gleichen anzumessen hätten.
So klein war dieser Fuß, daß ihn ein Kind
in seine Hände nehmen könnte. – Bruder,
erstaunt nicht, denn die Dame, die ich hier
zu schildern willens bin, gehörte wahrlich
zu jenen schönen Frauen ohnegleichen.
Mit schwarzen Brauen und mit weißen Händen,
und für die Kleinheit ihrer Füße war
sie Gräfin –, war sie Andalusierin.

Indes ließ die Gardine, um sie zitternd,
sie ohnmächtig im Arm des Ritters sehen.
Der feuchte Blick und ihre toten Arme:
Und alles atmete die Lust der Liebe,
sie noch verschönend. Haupt und Brüste sanken
in Fluten ihrer Haare. Auf dem Körper
noch brannten tausend flammenheiße Male,
in Purpur glühen Wangen, glühen Lippen:
Gepreßt wie unter schemenhafte Küsse;
das Herz, von Liebe schwer, war müd, nicht schwach·
Und alles sprach von einer tollen Nacht.
Und neben ihr der Mann, mit sanftem Blick,

sucht seiner jungen Freundin Falkenaugen,
sucht ihren Mund, begierig, ihn zu kühlen,
und küßt sie gern für jedes kleine Stöhnen.
So lief die Zeit. - Der nahe Morgen färbte
die Schatten auf dem falben Platz schon heller;
vom Kloster tönte langsam eine Uhr.
Jetzt sprang der Jüngling auf und griff zum Anzug,
zum Degen dann und sagte, als er sah,
daß seine Schöne sich in Tränen wand:
»Geliebte, einen Kuß, und dann leb wohl!«
»Ihr geht schon?« - »Nun, ich komme morgen,
wenn Mittag läutet; lebe wohl, Geliebte!«
»Don Paez, Don Paez, sehr glücklich ist die Dame,
für die ihr mich so zeitig lassen müßt!«
»Ich werde, wie du weißt, im Schloß erwartet:
Bei Gott, die Dame heute ist die Zinne.«
»Warum dann also sie so eilig suchen?
Durch welchen Höllenschwur bist du gebunden?«
»Es muß sein! Laß mich deine Füßchen küssen.«
»Don Paez, Geliebter, bleibe noch ein wenig.«
»Mein Kind, willst du mit mir gar Streit beginnen?
Ich werde dich so tüchtig zausen, daß du
den ganzen Tag brauchst, um dich glatt zu kämmen.«
»So geh nur, Häßlicher!“ - „Leb wohl, mein Lieb.«

2

Don Paez, in Wehr, ist auf den Arsenalen.
Allein und still passiert er Zinnengänge.
Man sieht ihn, einem dunklen Punkt gleich, und er
raucht;
Von Stund zu Stunde, beim Fanfarenton,

dringt seine Antwort in das rauhe Wer-da,
das grauer Landsknecht überallhin schreit.
Ihm nahe, hier und dort, die Kriegsgesellen:
Die einen ruhn im Mantel auf der Erde,
die andern spielen Würfel. – Und nicht fehlt es
an Wein, Bericht galanter Dinge, Zoten.
Und während einer dann nach kräftigem Schluck
Gemeines über brave Mädchen fabelt,
Singt leis ein andrer, auf den Tisch gestützt.
Der prüft mit scheelem Blick den Würfelbecher
und knirscht bei jedem zweifelhaften Wurf.
Der streicht den Helmbund, schwatzt und prahlt und
schwört.
Ein anderer faßt den halbwegs roten Bart,
gießt sich mit schwanken Handgelenken ein
und säuft aufs Wohl des Königs wie ein Kantor.
Ein magres Talglicht schwelt in einer Ecke
und schwankt bei jedem Faustschlag übers Tischtuch.
Inmitten allen Streitens, Schimpfens, Brüllens,
der lauten Spannung, die die Spieler reizt,
sagt einer: „Herren, seid des Königs Mannen,
seid brave Leute, freiwillige Ritter.
Gut. – Ich erkläre den als dreifach Schurken,
der nicht bekennt und laut verkünden will:
Die schönsten Hände dieses Hundelandes
von Burgos bis nach Cadix, sie gehören
Dona Cazales aus Sevilla, jener,
von der die Stadt spricht, sie sei mir Geliebte.

Auf dieses Wort erhob sich ein Gebrüll,
daß das Geviert des nahen Klosters bebte.

Nicht einer war, der nicht des Glückes Meister
zu sein beschwor und eine andre pries.
Die für die Füße, jene für die Augen,
die für den Wuchs, die andere für das Haar.
Don Paez indes stand da und sprach kein Wort
und lächelte, die Brust noch voll des Rausches:
Schloß er die Augen, sah er die Geliebte,
die bleiche Frau und ihre schwarzen Augen.

»Ihr Herren!« schrie jetzt unser Rotbart wieder,
»die kleine Inez ist die zartste Haut,
an der ich jemals meinen Schnurrbart rieb.«
Ein Nachbar sprach und runzelte die Brauen:
»Mein Herr, ihr kennt ja nicht die Arabella,
die dunkel ist wie Jett.« – »Was mich betrifft,«
sprach einer, »ich hab drei, kann keine vorziehn.«
»Ihr Brüder!« schrie von weitem ein Dragoner
in Gelb und Blau, der auf dem Spreu schon schlief,
»ihr wecktet mich; ich träumte von dem Liebchen!«
»Wahrhaftig, Hurenböckchen, und wer ist sie?«
Der gähnte halb: »Bei Gott, s'ist die Orvado,
s'ist die Juana, Plaza San Bernardo.«

Gott wollte, daß Don Paez ihn hörte; Fieber
riß seine Haare und er biß die Lippen:
»Du ließest da vier dumme Worte fallen,
mein Kavalier, du lügst durch deine Zähne!
Gräfin Juana hat nur einen Herrn,
du kannst ihn sehn, willst du ihn kennenlernen.«
»Wahrhaftig? Wer nun täuscht sich von uns beiden,«
sprach der Dragoner. »Sie gehört mir auch.«

»Dir?« schrie Don Paez, »Dir, Stallknecht mit 'ner
Flinte?
Ziehst du den Degen? Muß ich dich drum bitten?
Auch dir gehört sie, sagst du, Don Eturo?
Weißt du auch, daß ich ihrem Schatten folgte
vier Jahre lang, und wie ein Hund ihr folgte?
Was ich so tat: glaubst du, es könnte dir
so wenig Kühnheit in das Antlitz zeichnen,
wenn ich noch blute und wenn meine Stirn
durch diesen Schmerz noch seine Blässe wahrt?«
»Nein, doch ich weiß, mit Blumen, Serenaden,
und allem anderen hat sie gewiß
zwei – dreihundert Cruzados mich gekostet.«
»Dein Mund ist jung und lügt sehr leicht,
Herr Bruder.«
»Jung, meine Hand auch und sehr rauh zu fühlen.«
»Fühlt ich sie endlich! Dcch behüt den Mund,
daß er sich nicht noch einmal öffnen möge,
soll ich ihn dir mit dieser Faust nicht stopfen,
dir nicht die Falschheit in dem Schlund erdrücken!«
»Hoho, wenn jemand solche Töne redet,
ist es mit seinem Recht sehr schlecht bestellt.
Wann sahen wir die Schöne? Just die Nacht?«
»Heut früh.« – »So haben deine Lippen sicher
die Spuren ihrer Küsse nicht verloren.«
»Ich spei sie dir ins Antlitz, wenn du's willst.«
»Und dieses hier ist dir nicht unbekannt?«

Eturo zeigte seine nackte Brust;
Don Paez sah, unter Glas im Medaillon
aus Elfenbein, jetzt eine schwarze Locke.

Er rollt die Augen wild vor Schmerz und Haß,
so wie ein Stier, der von dem Speer getroffen,
und schrie dann: »Junger Mann, hast eine Mutter,
ein Weib du irgendwo? Glaubst du an Gott?
So schwör bei Gott, der Mutter, deinem Weibe,
bei allem, was du fürchtest, und bei allem,
was deine Seele hat an Treu und Glauben:
Schwör, daß die Haare dein sind, dir allein,
daß du sie nicht gestohlen meinem Lieb,
gefunden, – abgeschnitten bei der Messe!«
»Ich schwöre,« sprach das Kind, »bei Dolch und
Pfeife!«
»Gut,« sagt Don Paez, und zieht ihn in die Ecke.
»Komm her, ich glaube, du hast Kraft der Seele:
Hast du genug, um eine Frau zu töten?«
»Dreimal genug, mein Bruder,« sprach Eturo,
»Ihr alle falschen Schwüre heimzuzahlen.«
»Du siehst,« sagt Paez, »von uns muß einer sterben.
Wir wollen schwören: der in einer Stunde
noch aufrecht steht, die Sonne sehen wird,
der töte die Juana von Orvado.«

Als er das sprach, entblößte er den Dolch,
nicht willens mehr zu sprechen.

Wie sich Sommers
auf abgemähten Wiesen Aug in Aug
zwei Wölfe fletschend ihre Zähne zeigen,
das Laub aufwühlend – Wut hetzt sie in Kampf,
sie kreisen langsam um sich selbst, abwartend,
und magermäulig hin zum Feinde schnüffelnd:

So maßen finstren Blicks sich beide Gegner.
Und hängen lauernd an dem Zinnenrand.
Zuweilen glänzt in ihren raschen Händen
der Stahl mit menschenmörderischem Schein.
Beim ungewissen Licht der Fackel kommen
die andern und umflüstern das Verhängnis:
Stumm keuchen jene gegen hastiges Sterben,
wie Schiffer, die sich gegen Wogen stemmen.
Feuriger ist Eturo, Paez ist sicherer.
Er duckt sich unter seinen Dolch, so wie
den Kormoran die eignen Flügel schützen.
Die Mauer schützt ihn; wer ihn sieht, der hält ihn
für einen Stein im gotischen Gemäuer,
Gespenstig von dem Fackellicht umflackert.
Er wartet. – Don Eturo, kühnen Sprungs,
schnellt auf und brüllt so wie ein Jaguar.
schon steht er ruhig, stößt und neckt den Gegner,
daß er gereizt von seiner Mauer ginge.

Der Kampf war lang, – und mehr als eine Finte,
geschickt geführt, wird gleich geschickt pariert.
Schon tropfte auf die Rüstung Blut von Wunden.
Don Paez sah ein, daß so kein Ende käme.
»Für dich, mein Wackrer, – Gott verzeihe dir!«
Der Hieb war schlecht gezielt, der Stoß war gut,
es war ein Stoß, um Kopf und Hals zu treffen.
Sehr knapp pariert Eturo, und der Degen
brach auf der Erde an unnützer Wucht.
Und jetzt umschlangen sie sich, so wie Freunde
heimkehrend sich umarmen. – Unglücksstunde!
Die beiden Männer preßten sich so stark,

daß ihrer einer wohl ersticken mußte:
Kaum hatten ihre Herzen Platz zum Schlagen.
– Furchtbarer Kuß! Und jeder wollte nur
so lange leben, um ein andres Leben
zu nehmen; jeder, sterbend, sah den andern
und ließ ihn röcheln, selber durch ihn röchelnd.
– Furchtbarer Kuß! – Eturo starb an ihm.

3

Des Morgens ging Don Paez dann in ein Haus,
das dürftig, ohne Türen, in der Vorstadt
schwermütig lag. – Er stieg auf schiefen Stufen
in ein geducktes Zimmer, sah sich um:
Kein Bett – ein sonderlicher Rauch allein
bekundet, dass im Raum gegessen wird.
Zwei große Truhen, wackliges Gestühl
(es bräche, möchte man sich darauf setzen)
und Töpfe – tausend Lumpen – an dem Ofen
dort singen Tag und Nacht die Grillen – hängen
vier jämmerliche Bilder, Fratzen zeigend,
vor denen Satan in die Hölle flöhe.
»Weib,« spricht Don Paez, »bist überhaupt du da?«
Ein alter Teppich aus rostfarbener Wolle
hing über einer Tür, vom Tag durchlöchert
»Herein«, erwidert eine heisre Stimme.
Auf schlechtem Lager hockte eine Frau,
gehüllt in Lumpen, barfuß, halb entblößt,
ein Bild des Schreckens und auch des Erbarmens.
Vielleicht war sie vor zwanzig Jahren schön;
ein früher Herbst doch hatte sie vergilbt.
Sie war ein Freudenmädchen, und ihr hättet

in seidener Basquine sie gesehn.
Einst wandte man sich um, wenn die Belisa
auf ihrer Eselin vorüberritt –
Boleros, Blumen, Maskeraden gab es –
dann packte sie das Elend. – Die Alkalden
wohl kennen dieses Loch als schlimmen Ort
und lassen sie aus Mitleid dort verenden.
Dort schleppt seit Jahren sie ein düstres Leben,
durch schmutzigen Beruf mühvoll ernährt:
Als Hexe ist sie in Madrid bekannt,
vom Volk besucht, zum Ärger der Behörde.

Don Paez doch zögert, als er sie so sah.
Sie reicht die Hand ihm; an die nackten Brüste,
die sich noch gar für einen Kuß erheben,
will sie ihn ziehen.

DON PAEZ

Alte, nur vier Worte.
Du kennst mich? Nimm die Börse und bedenke,
ich will von dir nicht Märchen und nicht Lüge.

BELISA

Gold, schöner Ritter? Was du willst, das weiß ich;
ein schönes, blondhaariges Mädchen Frankreichs!
Ich weiß dir eine.

DON PAEZ

Spare deine Mühe;
ich fühle Liebe nur für meinen Haß.

BELISA
Dein Haß? Ah ich verstehe. - Ein Verrat.
Dein Liebchen tat nicht gut, und du willst Gift?

DON PAEZ
Gift wollte ich zuerst. - Jedoch die Wunde
des Dolchs ist tiefer, glaube ich, und sichrer.

BELISA
Sohn, deine Hand ist schwach noch. - Du verfehlst
den Stoß; mein Gift jedoch verfehlt ihn nicht.
Sieh, wie es rot ist. Lust machts, es zu kosten.
Man möchte sagen, es ist Branntwein.

DON PAEZ
Nein!
Ich will sie nicht vergiftet sterben sehen.
Zu lange litte sie, vielleicht zwei Stunden.
Dein Gift ist nur die Waffe des Verräters.
S' ist eine Katze, jämmerlich die Ratte
verstümmelnd und zu ihrer Lust dann tötend.
Und Stöhnen, Keuchen - nein, sie ist zu schön!
Sie sterbe schnell.

BELISA
Was willst du dann von mir?

DON PAEZ
Hör, hat man Grund, Wirkung der Liebestränke
als sicher anzusehen. - Sag die Wahrheit.

BELISA
Siehst du die braune Flasche mit dem Zweig drinn?
Bring an die Lippen sie: dann wirst du wissen,
ob das Gerücht von Liebestränken wahr ist.

DON PAEZ
Gib her. – Ich will dir jetzt hier meine Seele öffnen.
Trotz allem, weißt du, liebe ich dies Weib.
Ein Rebenholz, fünf Jahre in dem Felsen,
hält fest, will man ihn aus dem Boden reißen.
So klammert diese unsinnige Liebe
sich tief in Herz und Sinne ein, Belisa.
Wie dem auch sei, ich muß sie dennoch treffen –
und habe Angst, daß ich vor ihr erzittre.

BELISA
So wenig Mut?

DON PAEZ
Mich küssend soll sie sterben.

BELISA
Hör, bist du deiner sicher? Weißt du denn,
was dies Gemisch zu trinken kostet?

DON PAEZ
Stirbt man?

BELISA
Du glaubst zuerst, du hättest Wein getrunken.
du fühlst den Geist, wie taube Mattigkiet,

bis in die Knochen gleiten und den Kopf
so schwer, daß du ihn zu verlieren meinst.
Der Blick wird müde, und du schläfst schon ein:
Ein bleiern Schlaf, erstarrt und ohne Traum.
Jetzt ist der Augenblick der Zauberwirkung.
Kaum bist du wach, mein Sohn, bist du zerbrochner
als selbst ein Greis, als alte tote Tannen:
Du fühlst dein Herz vor großer Wollust springen
und Himmelsengel dir zur Seite schreiten.

DON PAEZ
Man leidet sehr, an diesem Trunk zu sterben?

BELISA
Gewiß.

DON PAEZ
Gib mir die Flasche. - Stirbt man schnell?

BELISA
Nein, langsam.

DON PAEZ
Mutter, lebe wohl.

Die Flasche
war leer, jetzt plötzlich fällt er auf die Fliesen
stumpf wie ein Krieger, den die Kugel trifft.
- Komm, sagt Belisa, schlaf in meinen Armen,
und morgen wirst du daran sterben können.

4

Wie schön ist es am Abend und im Mondlicht
das Schwarzhaar über weißen Hals zu kämmen.
Man glaubte, unter Ebenholzgeflecht
die schwarzbehängte Kriegerin zu sehen.
Der Schleier gleitet ab und sinkt zu Boden.
Wie ist sie schön und edel und wie seltsam,
beben an naher und ersehnter Wollust
die nackten Brüste unter goldnen Ketten!
Sie horcht. – Schon rollt die Nacht, schwer von Phantomen
rings um die Häuser sich wie eine Schlange.
Madrid hört jetzt nur noch Mauleselschrei.
Auf eingeschlafnem Strom vergleiten Fackeln. –
Als wandle sich in einen Feenpalast
die Stadt, reich an gedämpftem leisem Raunen,
und die Granite, die die Türme zacken,
sind wie von Geistern angehängt den Dächern.
Die Dame preßt die Träumestirn ans Fenster,
das dunkel ist, und an die Eifersucht.
Sie zittert schon, wenn durch das Pfeilerecho
ein Schritt sich auf der Treppe wiederholt.
Still doch! – Seht Ihr denn nicht längs dieser Rampe
ein Licht sich nahn, bis fast zum Dachfirst glimmend?
Man hält, man löscht es aus. – Ein jäher Schritt
hallt auf den Fliesen, kommt von dieser Seite.
– Die Türe öffne, Inez, siehst du nicht
dort an dem Ausfalltor den grauen Mantel?
Siehst du im Tor nicht einen Mann in Waffen?
Das ist Don Paez! – Ich grüße dich, Geliebter!

DON PAEZ
Ich grüße dich; der Herr mag dich beschützen!

JUANA
Bist du so müde, Paez, bin ich so häßlich,
daß du mich heute nicht umarmen willst?

DON PAEZ
Ich trank zum Essen Branntwein und ich kann nicht.

JUANA
Was hast du, Lieb? Was schließest du die Tür
mit Riegel? Paez hat Angst, ich liefe fort?

DON PAEZ
S'ist leichter, einzutreten als zu gehn.

JUANA
Was bist du blaß, Gott! warum lachst du so?

DON PAEZ
Just als ich kam, bedachte ich, Juana,
die Frau, verratend ihre Liebe, muß wohl
die Seele gleich den Falschmetallen haben,
aus denen schlechtes Geld gefertigt wird.

JUANA
Ihr hattet schlechte Träume heute, scheint mir.

DON PAEZ
Seltsamen Traum. – Jedoch ich fahre fort:

Dies Weib muß sicherlich zuweilen, mein ich,
sich im Geliebten irren und sich täuschen.

JUANA
Vergißt du mich, Don Paez, und wo wir sind?

DON PAEZ
Todsünde ist's, Juana, zwei zu lieben.

JUANA
Mein Gott, bedenke doch, du sprichst mit mir!

DON PAEZ
Ja, ich bedenk es; meiner Treu, Contessa!

JUANA
Gott, großer Gott! O welche fremde Tollheit
hat deinen Geist geschlagen, mein Geliebter?
Ich bin es doch – Juana, kennst du nicht
den Namen mehr, den du noch gestern, Paez,
in meinen Armen riefst! Und unsre Schwüre,
und unsre ungeheure Liebe, Paez,
und unsre Nächte, unsre schönen Nächte,
o unsre schönen Schlummerlosigkeiten!
Und Tränen, Schreie in verlornem Wüten,
o Unglück, Unglück, er vergißt es schon!

Als sie so sprach, griff seine heiße Hand
zufällig fast die Hand, die ihr herabhing.
Sie wurde plötzlich blaß und prallt zurück
gleich einem frierend Kind, das sich verbrannt hat.

– Juana, flüstert er, du hast's gewollt.
Sein Mund sprach nichts mehr; auf dem Lager wanden
sich beide, unter ihren nackten Küssen
zerbrach das Stöhnen ihrer beider Herzen.
Wie eingesargt in ihre tiefe Liebe
vergaßen sie den Tag, das Sein, die Welt!

Doch Stille! Horch! Was für ein finstrer Glanz
ist zwischen ihren angepreßten Brüsten?
Was sollen diese Schreie großer Angst?
Und alles schweigt. Wer stört sie, überrascht sie?
– Warum nur dieser Glanz und diese Schreie?
– Wer wird es jemals wissen? – Und der Mond
hat an die finstre Nacht sein Licht verloren.

DIE ANDALUSIERIN

Saht ihr in Barcelona nie
braunbrüstige Andalusierin?
Wie schöne Herbstnacht bleich ist sie!
Geliebte mein und Tigerin: –
Marquise von Amaëgui.

Ich sang ihr meine schönsten Lieder
und hab mich oft für sie geschlagen
und wachte oft und immer wieder,
um ihre Fenster zu befragen,
ob sie für mich kein Blicklein tragen.

Sie ist für mich, für mich allein.
Mein sind die schweren schwarzen Brauen,
der straffe Leib, das schlanke Bein,
und ihre Haare, anzuschauen
wie eines Königs Kleid, ist mein.

Der schöngebeugte Hals ist mein,
schläft sie in ihrem Zimmer ein,
mein die Basquine um die Hüften,
der Arm in weißen Spitzendüften,
der Fuß in Schühchen schwarz und klein.

Bei Gott, wenn ihre Augen sprechen
und aus des Schales Fransen spüren:
Nur die Mantilla zu berühren
– bei castilianisch höchsten Schwüren! –
will man sich gern die Knochen brechen!

Und göttlich ist sie in den Sünden,
wenn sie mit nackten Brüsten sinkt
und wütend beißend Küsse trinkt
und ihre Qual um Qualen ringt
und Schreie fremde Worte finden.

So wie ein Rausch ist ihre Freude,
singt sie in frische Morgenlüfte,
streift an sie ihren Strumpf aus Seide,
und kracht am Beben ihrer Hüfte
das Mieder unter ihrem Kleide!

Auf, Page, in den Hinterhalt!
Daß diese Sommernachtpracht mir
von Serenaden widerhallt,
daß fluche jeglicher Alkald
Tolosos am Guadalquivir!

FRAU MARQUISE

Ihr wißt es doch, ein Lieb ist mein:
Die wilde Andalusierin.
Auf meinem Herzen schläft sie ein,
ich wiege sie zum Morgen hin.

Wenn mich ihr Arm umflochten hat,
so wie ein weißhalsiger Schwan,
seht sie berauscht, vergessend, matt
von eines Traumes lässigem Wahn.

Ihr Cherubim soll sie umringen,
schwebt, Vögel, unsrem Neste zu,
vergoldet mit dem Glanz der Schwingen
die gottgesegnet süße Ruh.

Jed Ding will uns Vergessen geben,
nur unsre Liebe läßt uns nicht.
Durch Lust vergessen wir das Leben
und durch Gardinen: Tageslicht.

Laß deinen Hauch auf meinem Munde:
Ich möchte deine Seele trinken!
O daß wir so zur letzten Stunde
von unsrem Bett ins Sterben sinken!

Komm, gieße meiner Seele hin,
die noch am großen Wehe blutet,
hingieße deinen hellen Sinn,
so wie ein Bach zum Strome flutet.

3*

Denn weißt du es, wieviel ich hatte
nur um das Leben weinen müssen,
wie sehr der Überdruß, der satte,
ernüchternd hat mein Herz zerrissen?

Nun küsse mich, mein schönes Kind,
denn ich erzähle jetzt die Jahre
der Leiden, die sehr zahlreich sind,
und streichle deine schönen Haare . . .

Nun siehst du, wie ich bin, Geliebte,
denn ich verhänge keine Strafen,
obgleich es gestern dir beliebte,
zuhörend auf mir einzuschlafen.

Auf meinem Herzen schlief sie ein;
ich wiegte sie zum Morgen hin.
Man weiß es doch, ein Lieb ist mein:
Die wilde Andalusierin.

BALLADE AN DEN MOND

Über dem Kirchturm thront
in dunkler Nacht der Mond:
Ganz wie
ein Punkt auf einem i.

Mond, welches Geisterspiel
hängt nächtens dir Profil
und Stirn
an einen langen Zwirn?

Bist Himmelseinaug du?
Welch Engelstrick dazu
blinzt, grinst
aus deinem Graugespinst?

Bist eine Scheibe bloß?
Nur Spinne, fett und groß,
Unhold,
der bein- und gliedlos rollt?

Bist du, s'ist ein Verdacht,
die alte Uhr, die wacht,
die Stund
schlägt für den Höllenschlund?

Und zählt man heute Nacht
aus deinem Wandeln sacht
die Zeit
der Höllen-Ewigkeit?

Zerfrißt dich ein Insekt,
wenn sich dein Diskus streckt
- aschfahl -
und länger wird und schmal?

Wer hat dich neulich Nacht
halbblind gemacht; und kracht
nicht fast
in dich ein spitzer Ast?

Denn in mein Fensterglas
treibst du in blassem Haß
und Zorn
durchs Gitterwerk dein Horn.

So wandle, Mond, todkrank;
der Leib der Phoebe sank
schön - rein
schon in das Meer hinein.

Du bist nur ihr Gesicht;
der Stirn gramvolle Schicht
ist schon
zurück ins Nichts geflohen.

Gib uns die Jägerin:
An keusche Brüste hin
preßt sie
den Hirsch der ersten Früh

Diana mit dem Hunde
in Ahornschattenrunde,
in Grün
und Haselstaudenblühn!

Der schwarze Geißbock äugt
über den Fels gebeugt
verstört,
ob er ihr Nahen hört.

Die Hundemeute schnellt
durch Tal und Korn und Feld,
folgt jach
der flüchtigen Beute nach.

O wenn der Nachtwind rauscht,
wird Phoebe selbst belauscht,
im Quell
den Fuß, an schattger Stell.

Und kommt die nächtige Stund:
Auf eines Schäfers Mund
sie ruht,
wie es ein Vogel tut.

Und zum Erinnern spricht
dein Liebesspielgedicht
und macht
noch schöner deine Pracht.

Dich, die sich stets verjüngt,
segnet der Gänger, winkt
dir zu,
Voll- oder Halbmond du.

Dich liebt der alte Hirt
doch seine Dogge irrt,
verbellt
dich Alabasterfeld.

Und dich liebt der Pilot
auf seinem schwanken Boot
geschnellt
unter die Sternenwelt.

Das Mädchen, schnell im Schreck,
passiert das Schwarzgeheck
und flieht –
und liebt dich – singt ihr Lied.

In deinem Blicke, schwer
gleich einem Kettenbär,
wogt – ruht
des Meeres große Wut.

Ob Schnee fällt, Sturmwind kracht;
was komm ich jede Nacht
dorthin,
was habe ich im Sinn?

Ich komm und seh den Mond,
der auf dem Kirchturm thront
ganz wie
ein Punkt auf einem i.

LIED

Sprach zum Herzen, schwachem Herzen:
Nicht genügts, sein Lieb zu lieben?
Heißt es nicht die Glückszeit trüben:
Stets zu wechseln, stets zu scherzen?

Sprach das Herz mir: Nicht genügt es,
nicht genügts, sein Lieb zu lieben.
Stets zu wechseln, stets zu scherzen:
Süßt es nicht die alte Freude?

Sprach zum Herzen, schwachem Herzen:
Nicht genug der Traurigkeit?
Stets zu wechseln, stets zu scherzen:
Ists nicht immer wieder Leid?

Sprach das Herz mir: Nicht genügt es,
nicht genug der Traurigkeit.
Stets zu wechseln, stets zu scherzen:
Süßt es nicht das alte Leide?

ABENDLIED

Du bleicher Abendstern, ferne Gebärde,
leuchtendes Antlitz über müden Schleiern:
Aus deines Azurhauses Himmelsfeuern
siehst du die Erde.
Die Winde ersterben und die Wetter.
Zitternde Bäume weinen Blätter.

Dunkelgoldner Nachtfalter schwankt
über Wiesenduft.
Was suchst du auf der schlafenden Welt?
Doch ich ahne ihn schon, wie er fällt,
den Höhen zu, lächelnde Luft,
die uns fliehend mit Trauer umrankt.

Du bist auf den grünen Hügeln, mein bleicher Stern,
silberne Träne aus schwerem Mantel der Nacht,
du bist um den Hirten, der für Tiere wacht,
um seine Schritte und um die Vielheit der Herde.
Unsäglich ist Nacht. Ich frage: wohin, mein Stern?
Suchst du ein schilfenes Bett an des Flusses Rand?
Wohin, mein Stern, der du schön bist? Die Stunde
schweigt.
Fällst du wie eine Perle gegen die tiefe Wand
der Wasser? Mußt du sterben, mein Stern und neigt
dein Haupt das helle Haar in Meere und Ferne?
Mußt du uns lassen, Stern, so bleibe und blinke
eine Sekunde uns noch. – Stern liebender Sterne,
Stern der Liebe, nicht von den Himmeln sinke!

AN JULIA

Man fragt mich wohl, warum die Gassen
mich nach den Dirnen gaffen lassen
in Tabakrauch und Sonnenschein.
Woran ich keine Jugend spare,
und was mir durch drei schlaffe Jahre
den Nachtschlaf nimmt und Müdesein.

Du sollst mir deine Lippen reichen!
Den tollen Nächten, die dich bleichen,
gabst du auch ihre Röte hin.
Sollst sie mit deinem Atem tränken,
sollst mir die Vollblutlippen schenken,
gib sie mir, Afrikanerin!

Mein Drucker schreit mit Heftigkeit,
seine Maschine sei bereit
und meine hätte wohl Beschwerde.
Gebildete, von Klubs, bestaunt,
sie haben ohne Scheu geraunt,
daß ich nie wiederkommen werde.

Hast du noch Spaniens Wein im Krug?
Denn gestern tranken wir genug.
So geh und finde einen Rest.
Es brennt dein heißer Mund auf mir;
und tolle Spiele finden wir,
der Seele und dem Leib ein Fest.

Doch meine Drüse schwände sehr,
so sagt man, und der Bauch sei leer
und meine Dürre könne schmerzen.
Ich glaub, wenn sich die Müh verlohnte,
daß ich bald im Spitale wohnte,
mit einem Krebs in meinem Herzen.

Hör, Julia, warte du nur ab,
bald siehst du mich in meinem Grab
wie Herkules auf seinem Stein.
Dann ist durch dich mein Todesleid,
Deianira, auf dein Kleid:
Ich steige in den Brand hinein!

ROLLA

Ruft ihr die Zeit, wo der Himmel ging über die
Erde,
wo noch der Himmel im Volke von Göttlichen atmet,
Venus Astarte, die Tochter der bitteren Welle,
Jungfrau noch, Tränen der Mutter abschüttelt vom
Haupte
und ihre Haarflechten windend die Erde befruchtet?
Ruft ihr die Zeit, wo die lüsternen Nymphen zur
Sonne
schweben und steigen zum Licht aus den Blumen der
Wasser,
lässige Faune, im Schilfrohr der Flüsse gelagert,
rings die Gestade mit Lärm und Gelächter erfüllten,
wo an dem Kuß des Narzissus die Quellen erzittern,
Herkules über die Schöpfung, vom Norden zum Mittag,
ewge Gerechtigkeit, hinschreitet unter dem Mantel,
blutigem Mantel, im Fell eines Löwen gekleidet;
wo in der Rinde der Eichen die Spötter-Sylvanen,
schaukelnd im Winde zusammen mit grünenden
Zweigen,
pfeifen im Echo die Lieder des wandernden Mannes;
wo alles göttlich war, bis auf die menschlichen
Schmerzen;
wo diese Erde bewunderte, was sie jetzt tötet,
viertausend Götter nicht einen Ungläubigen hatten,
wo alles glücklich war, unglücklich nur der
Prometheus,
älterer Bruder des Satan, der abfiel wie jener?
Himmel und Erde und Mensch – als alles gewandelt,

als schon die Wiege der Welten geworden der Sarg,
als schon der Norden-Orkan seiner finstren Lawine
Leichentuch breitete über die Trümmer von Rom, -
ruft ihr die Zeit, wo aus hundert barabarischen Jahren
goldenes Zeitalter wurde, voll Schönheit und Frucht?
Wo die gealterte Welt seine Grabsteine sprengte:
Lazarus gleich von der Jugend gewordenen Stirn?
Ruft ihr die Zeit, wo noch unsere alten Romanzen
ihre begeisterte Erde goldflüglig umschwangen,
wo Monumente und wo die Gesamtheit des Glaubens
ihrer Jungfräulichkeit weiße Gewänder noch trugen;
wo unter Christi Hand alles sich wiedergebar;
wo die Paläste der Fürsten, die Häuser der Priester,
tragend das nämliche Kreuz auf der strahlenden Stirn,
aus dem Gebirge sich steigerten, himmelgesichtig,
wo jenes Straßburg und Köln, Notre-Dame und
St. Peter,
hinkniend fernhin in ihren Gewändern aus Stein,
über die Weltenorgel der betenden Völker
neugeborener Zeiten Hosianna anstimmten.
Wo über heilgen Altären die Elfenbeinkreuze
öffneten Arme ohn Flecken und weiß wie die Milch;
wo dieses Leben noch jung war — der Tod eine
Hoffnung?

Christus, ich bin nicht von jenen, die zitternden Schrittes
in deine wortlosen Tempel hinschleppt das Gebet,
bin nicht von denen, die zu dem Kalvarienberg pilgern,
klopfend die Brust sich und küssend die blutenden
Füße.
Unter den heiligen Portiken bleibe ich aufrecht,

wenn deine treue Gemeinde, um dunkele Säulen,
demütig flüsternd sich krümmt in dem Sturm der
Gesänge,
so wie das Schilfvolk sich bückt in dem Atem des Nords.
Christus, ich glaube nicht mehr an dein heiliges Wort:
Viel zu spät kam ich auf eine gealterte Welt,
fruchtlose Zeiten gebar eine Zeit ohne Hoffnung;
unserer Zeiten Kometen entvölkern die Himmel.
Jetzt führt der Zufall die wiederermunterten Welten
fort von dem Blendwerk der Täuschung im Schoße
der Schatten.
Geist der vergangenen Zeiten irrt über den
Trümmern,
wirft in den ewigen Schlund die verstümmelten
Engel.
Nägel von Golgatha halten dich nur noch mit Mühe:
Christus, dein Ruhm ist gestorben! Dein himmlischer
Leichnam
ist schon gefallen zu Staub an den Ebenholzkreuzen!

·

Drum sei zu weinen gestattet, Christ, über die kalte
Erde, belebt von dir Totem und ohne dich sterbend!
O du mein Gott, wer nur gibt dir das Leben jetzt
wieder?
Mit deinem kostbarsten Blut hattest du sie verjüngt.
Jesus, was du uns getan hast: wer wird es je tun?
Greise wir, gestern geboren: wer wird uns verjüngen?

Wir sind so alt, wie am Tage von deiner Geburt,
warten so lange auch, und wir verloren noch mehr.
Fahler und kälter noch liegt in dem maßlosen Sarg

Lazarus ausgestreckt – liegt nun zum anderen Male.
Wo ist der Retter, um unsere Gräber zu öffnen?
Wo ist der alte Sankt Paul, der die Römer abkanzelte,
hängend das Volk an den Saum seiner göttlichen
Lumpen?
Wo ist der Abendmahlssaal? Und wo sind
Katakomben?
Und mit wem schreitet der brennende Heiligenschein?
Auf wessen Füße hinneigt sich der Duft Magdalenes?
Wo denn ertönt aus der Luft übermenschliche Stimme?
Wer von uns, wer von uns sah einen Gott jemals
werden?
Ebenso alt ist die Erde und also entartet,
schüttelt den gleichen verzweifelten Kopf wie zur Zeit,
als Sankt Johann auf dem Sande der Meere erschien,
als sie todkrank seine heiligen Worte vernehmend
plötzlich aufzuckte so wie eine schwangere Frau,
neu eine Welt in sich fühlte, die wurde und wuchs.
Tage Tiberius' und Claudius' sind wiedergekommen;
alles hier ist mit den Zeiten gestorben, wie einst,
und der Saturn ist am Ende des Bluts seiner Kinder.
Menschliche Hoffnung ist müde, noch Mutter zu sein,
und ihre Brust ist zerpreßt von gewaltigem Stillen;
also fand sie ihre Ruh in der Unfruchtbarkeit.

II

In jener Weltstadt, wo Lüste am billigsten sind,
älteste, fruchtbarste Stadt in den Lastern: Paris,
war der Jacques Rolla der Wüstlinge Meister und Herr.
Nie über dampfenden Tisch, über Würfelspiel beugte
je sich ein schlimmeres Kind in dem zittrigen Schein

4 M. V.

fahler Tavernenlaternen. Nicht er, seine Leidenschaft
formte sein Leben; – und er ließ sie laufen,
so wie ein schläfriger Hirte das Wasser verrinnen sieht.
Jacques Rollas Vater, ein unkluger Landedelmann,
hatte ihn wie einen glänzenden Erben erzogen,
ohne zu denken: er selbst schon hatte
mehr als die Hälfte des ganzen Vermögens verbraucht.
Also geschah es, daß Rolla mit kaum neunzehn Jahren
an einem schönen Herbstabend sich Herr seiner selbst
sah.
Und wie er garnichts besaß: nicht Talent und nicht
Wissen,
fand er im übrigen auch jede Arbeit unmöglich.
Irgendein Brotverdienst, Handwerk des Dienenden
gar,
schuf seinen Lippen ein unauslöschliches Lächeln.
Und von dem wenigen beißend, das er noch besaß,
blieb er das, wozu der Herr ihn gemacht:
Grandseigneur.

Was seine Väter getan, begann er mit zwanzig.
Was man in Vorstädten sieht, sind Gemäuer,
Gerümpel,
Schlachthäuser, Kirchhöfe: – so ist es mit der
Gesellschaft;
tritt man das erstemal ein, sieht man ihre Kloaken.
Heilige Keuschheit birgt sich unter dreifachem Wall.
Scham wird in Schleiern verborgen; doch grell in der
Sonne
küßt und umarmt die Verderbtheit die Prostitution.

Rolla war groß, er war stolz, unerschrocken und
aufrecht.
Die aus dem Leben ein Sprichwort macht: alle
Gewohnheit
war ihm ein würgendes Ekel. – Ob glücklich, ob un-
glücklich:
Niemals noch tat er wie sie, und er wahrte als Götter
Kühnheit und Stolz, jedes Lebens ältere Schwestern.

Rolla besaß drei Beutel mit Gold, und drei Jahre
lebt er in Sonne und kümmert sich nicht um Gesetze,
fühlt nur Verachtung für Völker, Verachtung für
Könige.
Nackt und sehr einsam durchschreitet er die
Maskerade,
die man das Leben nennt, sprechend mit tönender
Stimme.
So wie das goldne Gewand Alcibiades' schleppte
gleich einem Königsgewande der Hochmut ihm nach.

Niemandem war es Geheimnis mehr: nur noch drei
Jahre
hat er zu leben, sein ganzes Vermögen verzehrt er.
Alle Welt lächelt, da es sein Treiben mit ansah.
Er aber, der dieses tat, er pflegte zu sagen,
daß er sich umbringen wird, wenn er gar nichts
mehr habe.

Er war ein edles Gemüt und naiv wie ein Kind,
gut wie das Mitleid war er und so groß wie die
Hoffnung.

Niemals auch wollte er glauben, wie arm er geworden,
und die er trug: seine Rüstung war ihm nicht
gemessen.
Gut genug war sie wohl für einen einzigen
Kampftag,
und dieser Tag war so kurz wie die Nächte im
Sommer.

III

Wellt diese goldene Lampe im bebenden Schatten
zitterndes Blau der Gardine auf Schnee oder
Marmor?
Nein, denn viel fahler ist Schnee und der Stein nicht
so weiß:
Hier schläft ein Kind. – Und in manchen Sekunden
verschwebt
offenen Lippen ein süßes und schwaches Erseufzen.
Leichterer Laut als die Sehnsucht der grünen
Seealgen,
wenn über Meere der Zephyr des Abends hingleitet,
unter den brennenden Küssen der liebenden Blumen
Duft seiner Schwinge sich neigt, und die Perlen des
Schilfrohrs
fort von den nackenden Armen der Wind trinkt.

Es schläft dort
unter den lichten Gardinen ein Kind, fünfzehnjährig,
fast schon ein Weib – und doch ganz noch mit
kindlichen Formen.
Lange verworrene Haare bedecken sie völlig.

In ihrer Hand ruht das Kreuz, das vom Halse ihr
hängt,
wie um zu zeugen: sie betete fromm für die Nacht
und wird erwachend zur Früh das Gebet nicht
vergessen.

Sehet – sie schläft – ihre edle und gütige Stirn:
Wie eine saubere Milch über quellklarem Wasser
hatte der Himmel die Scham auf die Schönheit
gegossen.
Sehet, sie schläft dort ganz nackt und die Hand auf
dem Herzen.
Ist es nicht so, als wenn schöner die Nacht sie noch
macht?
Als wenn um sie ihre zärtliche Helligkeit bebt?
Fühlte der finstere Abendgeist fast wider Willen
auf ihrem blendenden Leib seinen Schwarzmantel
frösteln?

Seht dieses Zimmer, ein frischer Orangenbaum,
Bücher,
über dem Kruzifix seht den geweihten Zweig:
In diesem keuschen schwermütigen Paradies
möchtest du beinah das Spinnrad des Gretchens wohl
suchen.

Ist es die Mutter nicht, wer ist die Frau, blasses Kind,
die dir zu Häupten sitzt, unruhig schüttelnd den
Kopf,
Die auf die Uhr sieht und dann auf den prasselnden
Herd?

Wen nur erwartet so spät sie? – Und ist es die Mutter,
öffnet dem Vater sie jetzt den Balkon und die Tür?
Aber dein Vater, Maria, ist tot schon seit Jahren.
Wem diese Flaschen, für wen ist der dampfende Tisch?
Und diese Fackel für wen? Wer wird kommen, wer ist es?
Wer es auch sein wird: du schläfst, du bist nicht Geliebte.
Reiner als Taghelle sind deinen Nächten die Träume,
sind noch zu jung, um die Laute der Liebe zu kennen.
Einen beschmutzten, vom Regen noch tropfenden Mantel,
reinigt die Frau: deinen kindlichen Mantel, Maria.
Auch deine Haare sind naß, dein Gesicht, deine Hände
sind von dem eisigen Atem des Windes gerötet.
Sag, wohin wandertest du in so stürmischer Nacht?
Wahrlich, ich weiß, dieses Weib ist niemals deine Mutter.

Stille! Man sprach. Fremde Weiber berühren die Tür, –
Andre, halb nackt und die Haare zerzaust und voll Schweiß
torkeln durch finstere Gänge. Es schwelt eine Lampe.
Rest einer Orgie, im Endstrahl der fahlen Beglänzung,
kommt und wird laut aus der Tiefe entlegener Zimmer.

Gläser zerbrechen sich über gerötetes Tischtuch –
Tür fällt ins Schloß, von gemeinem Gelächter
gestoßen.

Eine Vision? Es ist eine Vision, o Maria?
Es ist unsinniger Traum, der die Augen dir schlug.
Alles ruht, alles schläft. – Jene ist doch deine Mutter.
Und das ist Blumenduft, das ist ein flüchtiges Öl,
das auf den Haaren dir haftet, und Keuschheit der Röte
über der Stirne: sie kommt von dem Blut deines Herzens.
Stille! Man klopfte – und über die finsteren Fliesen
hallte ein Schritt und erschüttert die Nacht.
Zitterndes Licht naht – es nahen mit ihm schon zwei
Schatten . . .
Du bist es, magerer Rolla? Was kommst du hierher?

Warst du, o Faust, nicht bereit, diese Erde zu lassen,
in jener Angstnacht, wo dieser gefallene Erzengel
unter den feurigen Mantel dich nahm und dich
forttrug,
leicht wie ein Schatten dich trug in unendlichen Raum?
Hattest du nicht deine letzte Verfluchung geschrien,
schlugest du nicht deine Stirn, in der Lästerung letzten,
sechzigjährige Stirn an zerrissene Mauer,
als du am Klange der heilgen Gesänge erbebtest?
Wahrlich, es schwankte das Gift dir auf bleifahler
Lippe.
Der dich begleitete in deinen Werken ohn Namen:
Ganz bis zur Neige schon stieg dir zur Seite der Tod
ab die Spirale von deinem unendlichen Selbstmord.

Und schon zerbrach dir das Herz, viel zu alt, sich zu öffnen,
gleich einem Felsen im Winter, gesprengt durch die Kälte.
Also schon kam deine Stund, atheistischer Graubart,
also entwurzelt war schon deiner Wissenschaft Baum.
Staunend doch sah dich der Würgengel, wie du noch einmal,
dich zu verkaufen dem Satan, den einen Blutstropfen,
aus deinem Arm, dem entfleischten, vermochtest zu spritzen.
Ach, über welche Schwarzgrotten und welch Ozeane,
Aloehaine und frische Olivenbaumschatten,
niemals betretenen Schnee auf dem Gipfel der Gletscher
flutete je ein so gütiger Wind in das Frührot,
als jener Hauch, welcher glitt über Weißhaare-Haupt,
da dir der Himmel gewährte, das Leben zu greifen:
Keusch im Gewand eines fünfzehnjährigen Kindes.
Fünfzehn Jahre! O Romeo! Alter von Julia!
Alter, da ihr euch liebtet, und Winde des Morgens
über der Leiter aus Seide beim Sange der Lerche
wiegten endlose Küsse und endlosen Abschied!
Fünfzehn Jahre! – Das himmlische Alter, in welchem
unter der lauen Oase durchdufteter Weite
badet der Lebensbaum Goldfrucht von Myrrhe und Ambra,
und wie ein Palmenbaum Asiens: die Luft zu befruchten,
braucht er nur Hauch seiner Düfte in Winde zu werfen!

Warum nur lässest verblühn du die Blume von Eden,
sorgloses Kind, schöne Eva, blondhaarige Frau?
Alles verraten und alles verlieren: dein Schicksal;
machtest dir sterblich den Gott und liebtest ihn mehr.
Käm dir der Himmel zurück, du verlörest ihn wieder,
weißt doch zu gut; du allein bist des Mannes Gebet,
würdest dich gerne mit ihm wieder lassen verstoßen:
Auf seinem Herzen zu sterben und Trost ihm zu geben!

Rolla betrachtet schwermütig die schöne Marie..
Irgend ein Teuflisches ließ ihn im Innersten frösteln.
Teuer war sie. – Und er gab schon die letzte Pistole,
ihr diese Nacht zu bezahlen. Das wußten die Freunde.
Er aber gab sich die Hand und das Wort, als er kam:
Niemand mehr sollte am Mittag ihn lebend erblicken.
Drei Jahre, – drei schönste Jahre berauschender
Jugend. –
Drei Jahre Wollust und Lebenswut, drei Jahre
Rausch,
gingen, vergingen, verschwebten wie flüchtiger
Traum,
so wie ein ferner Gesang eines ziehenden Vogels.
Und diese traurige Nacht – Todesnacht – letzte
Nacht,
Nacht, wo der Sterbende betet, wenn stumm schon
die Lippe,
wo der Verurteilte also schon nahe bei Gott,
daß ihm für alles Verzeihung ist: – und diese Nacht
kam er, verbrachte er bei einer Hure. Er tat es,
Christ er und Mensch er und Menschensohn! Und
dieses Weib,

elendes Wesen, ein Hälmchen, ein Kind noch: es schlief
über dem offenen Sarg und erwartete ihn.
Ewiges Chaos! Die Kindheit zu prostituieren!
Wäre es besser nicht, auf diesem schutzlosen Bett
mit einer Sense den Körper, den schönen, zu morden,
schneeweißen Hals zu erwürgen, die Knochen zu brechen,
wäre es besser nicht, mit einem eisernen Handschuh
Kalk, ungelöscht, ihr aufs Antlitz zu drücken als Maske:
Als sie wie eine Bachquelle den Blicken zu zeigen,
spiegelnd die Blumen und spiegelnd die gleitenden Sterne,
und ihren Grund mit den Giften der Hölle zu trüben?

Armut, o Armut, nur du bist die Dirne, nur du
hattest das Kind in das Bett hier gestoßen, dies Kind,
welches die Griechen wohl hätten Dianen geopfert.
Siehe, sie hat diesen Abend einschlafend gebetet.
Sie hat gebetet! Zu wem, großer Gott! – Ach, zu dir!
In diesem Sein muß sie ja auf den Knien zu dir beten;
du bist es, flüsternd im Atem des Windes, du bist es,
mitten im Stöhnen der bitteren Schlaflosigkeit,
kamest am Abend und flüstertest in ihre Mutter:
Schön ist die Tochter und Jungfrau, und all das verkauft sich!
Ach, wer kann wissen, für welches Geschick sie geboren,
hätte sie Brot? – Diese Stirne gehört nicht der Unzucht.

Sie hieß Maria, nicht Marion, und Elend, nicht Goldgier
hat sie entwürdigt.

Ihr Damen, bedauert sie nicht,
ihr, die ihr heiter im endlosen Schrecken von allem lebt,
welches nicht reich ist wie ihr und nicht heiter wie ihr!
Ihr, die Familienmütter, bedauert sie nicht,
ihr, die ihr euerer Töchter Türriegel versperrt,
unter dem Bette des Gatten den Liebhaber bergend!
Eure Amouren sind golden, lebendig, poetisch;
wenigstens sprecht ihr so, – ihr seid nicht öffentlich, Damen,
ihr habt das Hungergespenst ja noch niemals gesehen,
wie es mit Singen die Tücher der Betten aufhebt,
wie euren Mund es mit Leichenlippen entblättert
und einen Kuß für ein Stück trocknen Brotes verlangt.

O mein Jahrhundert! O reißender Fluß! An das Meer
trägst du sehr häßliche Leichen; sie treiben in Stille.
Und diese Erde, die also uns lebend und tot sieht,
drehend sich um ihre Sonne in sternhafter Bahn,
steiget nicht schneller zu ihrem unsterblichen Vater,
um ihn zu treffen und unser Geschick zu beklagen. –
Wenn dem so ist, so steh auf, so steh auf, schöne Hure!
Nackte Brüste! Es schäumet der Wein, und der Nachtwind
wiegt deine weißen Gardinen im heiteren Spiegel.
Schön ist die Nacht, – und ich bin es, der sie dir bezahlte.
Auf! Und es lebe die Liebe, die Tollheit begleite!

Mögen die brennenden Küsse den Spanierwein spüren!
Möge der Taumel und lärmende Feier uns beide
tragen dem Engel der Lust in die offenen Arme!
Auf und trink auf den Bacchus, die Liebe, die Tollheit,
trink auf die Zeit, die vergeht, auf den Tod, auf das
Leben!
Trinke! Vergessen wir doch! – Und es lebe die Freiheit!
Lasset uns Gold, Nacht und Wein und die Schönheit
besingen!

IV

Schläfst du zufrieden, Voltaire, und hängt noch dein
Lachen,
schlimmes Gelächter noch über dein nacktes Gebein?
Sagt man nicht, daß deine Zeit dich zu lesen zu jung
war?
Unsere muß dir gefallen: dein Mensch ist geboren.
Über uns fällt schon der ungeheuere Bau,
den deine griffigen Hände tagtäglich minierten.
Mußte der Tod nicht mit Ungeduld warten auf dich,
da du ihm schmeicheltest: achtzig Jahre hindurch?
Wahrlich, ihr mußtet mit teuflischer Liebe euch lieben.
Hattest du niemals verlassen das Bett eurer Hochzeit,
eure Umarmung im Rhythmus des Grabes verlassen,
einsam zu tragen die wächserne Stirn in die Öde
eines verlassenen Klosters, des alten Palastes?
Was dann wohl flüstern zu dir diese leblosen Körper,
diese verstummten Gemäuer, verlaßne Altäre,
welche dein Atem für ewig entmenscht hat? Die Kreuze,
was dann wohl flüstern die Kreuze? Was spricht der
Messias?

Blutet er noch, als zur Nacht dein Gespenst ihn zu
schütteln
wieder schon kam, ihn zu reißen vom bebenden Holz
wie eine welkende Blume? Glaubst du die Sendung
würdig vollendet? Wie Gott nach der Schöpfung
glaubst du,
daß es so gut sei: dein Werk, daß es gut sei, glaubst du?
Also zum Fest meines Gastfreundes lad ich dich ein,
brauchst ja nur aufzustehen. – Einer, bei dem Ritter
Tod
anklopfen kann und sich setzt, speist heute zur Nacht.

Hörst du die Kinder in ihren Umarmungen stöhnen?
Diese Verschlingung, in die nackte Arme sich flechten,
schien dir ein doppeltes Leben im einzigen Körper.
Schluchzen, unsäglich, und rasch schon erstickte
Schmerzlaute
öffnen die sinnenberauschten und fröstelnden Lippen.
Küssend die beiden verging an sich selber die Wollust.
Jung sind sie, schön sind sie; – nur um sie beide zu
hören
müßte der Himmel sich senken zum goldenen Zelt:
Sieh hin! – Und dennoch: sie lieben nicht, liebten noch
nie.

Wo aber lernten sie alle die Worte der Lockung,
die nur die weinende Wollust zu stammeln das Recht
hat?
Weib, o du seltsamer Becher der Freuden und Qualen!
O du Altar voll Geheimnissen, aus dessen Opfer
Lästerung jetzt und Gebet jetzt im Wechsel ertönen!

Sage mir, in welchem Echo und in welcher Schwingung
leben die Worte ohn Namen, doch ewige Worte,
fiebrige Worte doch nur, seit fünftausend Jahren
immer schon hängend am Munde der liebenden
Menschen?

Profanation! Keine Liebe – zwei englische Wesen!
Zwei reine Herzen, die gerne die heiligen Scharen,
sehend die Schönheit der beiden, zum Vater wohl
trügen.
Liebe nicht und dennoch Tränen! Und flüsternde
Nacht
und auch der bebende Wind und die ganze Natur,
bleich von der Freude, und alle sie trinkend die Wollust!
Und diese schwingenden Düfte, am Boden die Flaschen,
und doch unzählige Küsse, – o Unglück, vielleicht nur
mehr noch ein Elender, welcher den Tag schon
verflucht . . .
Liebe nicht – und überall doch Gespenster der Liebe!

Schweigende Klöster, Gewölbe der mönchischen Zellen,
finstere Keller, ihr wißt nur, ihr wisset zu lieben!
In euren Kirchen und auf eure Pflaster und Steine
küßte die flammende Lippe nie, ohne zu sterben.
Kommt doch und öffnet doch wieder das tiefe Mit-
leiden
für diese Kinder: sie suchen die Lust auf dem Bette,
das nur zum Schlafen und Sterben taugt. Schlagt
doch ihr Herz
gegen die heiligen Mauern, auf daß ihre Nägel,
schon durch das blutige Bußgewand dringend, es träfen.

Taucht doch die Stirne der beiden ins Wasser der
Taufe,
laßt ihre Knie die heiligen Steine abwetzen
vor der Verdächtigung, daß man so liebe wie ihr.

Ja, das ist maßlose Liebe, ihr mystischen Mönche,
die ihr aus eueren Kelchen trinkt, Reichtum im
Herzen!
Über die Bußkleider irrte das Haupt eures Heilands,
als euch der sanftmütge Schlaf eure Augen
geschlossen.
Und als die Orgel zum Strahle des Morgenrots sang,
suchtet ihr's noch in den goldenen Scheiben der
Fenster.
Ihr nur habt brennend geliebt, o ihr nur wart
glücklich!

Arouet, Alter, sieh hin! Dieser Mensch voll von
Leben,
der diese Schönheit der Brüste mit Küssen versengt,
wird doch schon morgen im Grab sein, gepreßt in den
Sarg,
möchtest du ihn nicht mit neidischen Blicken
beschweren?
Doch sei nur ruhig. Er las dich. Und nichts mehr
kann ihm
Trost sein und nichts mehr den Strahl einer Hoffnung
ihm geben.
Das ist dein Werk, Arouet, und der Mann, den du
wolltest.

Das ist die Zeit erst, das Gestern erst, daß man so stirbt.
Was denn nur bleibt uns, uns Gottesmördern, was bleibt uns?
Für wen denn arbeitet ihr, stupide Vernichter,
als ihr den Christus auf seinem Altare zerstücktet?
Was aber wolltet ihr säen auf himmlischem Grabe,
als in den Wind ihr die blutende Taube geworfen,
die sich schon wendet und stürzt in den ewigen Abgrund?
Wolltet den Menschen ihr kneten mit eurem Phantasma?
Welten erschaffen? – Wahrlich, ihr habt es getan.
Prächtig ist euere Welt, euer Mensch ist vollendet,
Berge geebnet, beleuchtet die Ebene, und trefflich
habt ihr den Baum dieses Lebens beschnitten?
Alles ist trefflich geputzt in den Eisenbahnwagen?
Alles ist groß und ist schön; doch in euerer Luft
stirbt man. Erhabene Gedanken vibrieren in ihr,
gleiten von ferne in diese verpesteten Winde.
Doch von den schlimmen Idolen schon sind sie vernichtet,
himmlische Vögel sind doch schon an ihnen erstickt.
Tot ist der Heuchler, wohl wahr, man glaubt nicht mehr Priestern.
Aber die Tugend stirbt auch; denn man glaubt nicht mehr Gott.
Nicht mehr ist stolz auf das Blut seiner Ahnen der Edle;
aber er prostituiert es an scheußlichen Orten.

Nicht mehr verstümmelt man geistiges Werk und Theater,
menschliche Intelligenzen verschwendet man frei;
aber das Volk will schon andres, das Volk will den Stierkampf.

V

Rolla sah über den Dächern den Aufgang der Sonne,
lehnte am Fenster, sah rollen beladene Karren,
senkte die farblose Stirne und blieb in dem Schweigen.
Wolken zerrissen in lange Bäche von Blut.
So, als er schrie, Jesus Christus, zerrissen die Hände,
kommend vom Himmel, in Fetzen den blutigen Schleier.

Eine verlassene Gruppe von fahrenden Sängern
murmelte dumpf auf dem Platz eine alte Romanze.
Ach, wie die Weise, die einstmals der Knabe gesungen,
tief in das Herz schlägt zur Stunde des endlichen Leides!
Ach, wie sie alles zerfleischt und wie sie doch fern ist!
Wie du das Haupt neigst, nur weil du so alt schon sie findest!
Ist das dein Stöhnen, o schwarzes Gespenst der Ruinen?
Engel Erinnerung, ist das dein schluchzender Ruf?
Oh, wie sie schweben, die frohen und flüchtigen Vögel,
über der kindlichen Leidenschaft goldnem Palaste!

Wie sie die Blumen vergangener Zeiten schon öffnen,
sie, die uns wiegten, o wie sie ins Grab uns schon
legen.

Um die Maria zu sehn, wandte Rolla sich um.
Sie fand sich müde, war wieder in Schlummer
gefallen.
So flohen beide den Grausamkeiten des Schicksals,
so floh das Kind in den Schlaf und der Mann in
den Tod!

Flüchtige Schwalben ihr, Schwebende ihr in den
Lüften,
saget mir, saget es mir, warum soll ich denn sterben?
Selbstmord: der Schrecken! O hätte ich, hätte ich
Flügel,
möchte sie unter der Schönheit des Himmels weit
öffnen!
Saget mir, Erde und Himmel, was ist denn das
Frührot?
Was denn nur schiert ein Tag mehr dieses uralte All?
Erde, was singen zur liebenden Sonne die Vögel,
und deine Rosen, was weinen sie? Warum nur
kommst du
mit deiner großen Liebe zu mir, der ich sterbe?

Warum denn LIEBEN? Was kam dieses schreckliche
Wort
immer und immer in Rollas Gedanken zurück?
Welche ganz fremden Akkorde, unsichtbaren
Stimmen

sangen es leis – und doch war schon der Tod in der Nähe?
Sangen es ihm, der das Wort wie ein Schimpfwort empfand,
der auf den Stein seines Herzens zu zeigen sehr stolz war,
so wie ein alter Soldat auf die Wunden der Schlachten.
Er, der zur letzten der Stunden in einer Spelunke
suchte ein Totenbett, wo er zu lästern vermochte:
Jetzt, als das Ende kam, als schon die ewige Nacht
von seinen Tagen das letzte Aufflackern erwartet,
wer wagte jetzt zu dem Sterbenden: LIEBE zu sagen?

Rolla, du sollst jetzt die Trümmer des Lebens zermalmen,
schinden die Füße, die nackten, auf Scherben der Flaschen,
in deinen kraftlosen Armen ersticken das Nichts.
Rolla, das Nichts! Seinen ungeheuren Schatten:
Siehst du ihn, wie er die flammende Sonne benagt?
Schattengewind! Sie verlischt! – Ewigkeiten-Beginn.
Du wirst nie lieben, du nicht; denn du liebtest noch nie!

Rolla, verzehrt und erbebend, schloß wieder das Fenster,
brach eine Dahlie vom Stengel: »Ich liebe, ich sterbe«,
sprach jetzt die Blume zu ihm, »von den Küssen des Zephirs
flammend, von Küssen des Zephirs, der wieder mich aufhebt.

Weit von mir warf ich, mich schmückend, die
unreinen Stoffe,
die meine Frische besudelten. Er hat geküßt mich,
mich in dem goldenen Kleid auf die Stirne; – und du,
du aber kannst mich entfalten, mir brechen das Herze.«

Liebe! – das Wort, das die ganze Natur in den
Wind schreit,
der es davonträgt, und schreit in den folgenden Vogel!
Letztes und finsteres Stöhnen, das stöhnet die Erde,
wenn sich die ewige Nacht einst wird senken auf sie!
In euren heiligen Sphären, ihr flüstert das Wort:
Sterne der Frühe, das traurige lockende Wort.

Rolla bewegte sich nicht: er betrachtet Maria.
Was denn nur hatten die Züge des schlafenden Weibes
Seltsames, Grosses auch, irgend einmal schon Gesehnes?
In einem niemals empfundenen Schauer erbebt er.
War diese Hure ihm Schwester nicht, konnten die
Mauern
dieses verkommenen Zimmers auch ihn nicht begraben?
Kennt nicht auch sie den unsäglichen Schmerz seiner
Qualen,
blutet sie nicht an den Wunden, an denen er stirbt?

Ja, durch das zarte und schwächliche Wesen
hinschreitet
mit ihren schleppenden Schritten die Resignation.
Und meine Schwester, ihr Leid, ach ja, das ist das
Standbild,
das meinem Grabe gebührte. O wache nicht auf.

Rein ist dein Schlaf, er ist Gottes, – dein Leben nur
erdhaft!
Auf deinen Wimpern laß küssen den Schlaf mich,
mein Kind,
ihm will ich sagen, leb wohl! Ihm, der deine Unschuld
nicht hat verkauft, den ich lieben kann, ihm, welcher
träumt,
ihm, der von dir nur die Schönheit hat, sag ich: leb wohl.

Langsam und leise dann legte er sich neben sie.
Aufseufzend öffnete halb sie die Augen und sprach:
»Seltsamer Traum! Ich war hier, in dem Bett, und
geweckt
schien mir das Zimmer ein Kirchhof, voll alten Gebeins,
voll grüner Hügel. Drei Menschen, im Schnee, einen
Sarg
schleppend und willens zu beten erschienen und setzten
hier ihn ab. Öffnet der Sarg sich: und du lagest drin.
Strom schwarzen Bluts rann dir über das Antlitz,
und du,
du standest auf, kamst ans Bett, nahmst die Hand
mir und sprachst:
»Was tust du da? Warum nimmst meinen Platz du
mir fort?
Ich schaute auf, und siehe, ich war schon im Grab.«

»Wahrlich«, sprach Rolla, »dein Traum ist nicht
schön, aber wahr;
wirst nicht mehr Traum nötig haben: ich töte mich
heute.«
Lächelnd betrachtet Marie sich im Spiegel und sah doch

Rolla so bleich hinter sich, daß sie bleicher noch wurde.
»Ach,« sprach sie zitternd, »was hast du denn nur?«
– »Was ich habe?
Weißt du denn nicht, daß ich seit gestern nacht
ruiniert bin?
Um dir Lebwohl noch zu sagen, besuchte ich dich.
Alle Welt weiß es; es muß sein, daß ich mich töte.«
»Hast du gespielt?« – »Nein, ich bin ruiniert.« –
»Ruiniert?«
Wie eine Statue sah sie zu Boden, großäugig.
»Bist ruiniert? Ruiniert? Und hast keine Mutter?
Freunde, Verwandte nicht? Hast keinen Menschen
auf Erden?
Du willst dich töten? Warum denn nur willst du dich
töten?«
Hockend am Bettrand, mit Blicken unsäglicher Süße,
sah sie ihn an, und es bebten zum Mund zwei, drei
Fragen,
wagte zu stellen sie nicht und bot einen Kuß ihm.
»Möchte dich doch etwas fragen,« so flüstert sie endlich,
»Geld hab ich nicht, und hab ich's, nimmts mir die
Mutter.
Doch dieses goldene Halsband: soll ich es verkaufen?
Nimm, was es wert ist, und geh damit spielen: so
willst du?«
Rolla lächelte leicht und leerte ein Fläschchen,
beugte sich über sie, küßte das Halsband.
Als sie dann hob seinen schwergewordenen Kopf,
Lebte er nicht mehr, die Seele schon war ihm
entflohen:
Beide doch hatten geliebt während einer Sekunde.

GRABLIED

Ihr lieben Freunde, wenn ich sterbe,
pflanzt auf das Grab mir eine Weide.
Ich lieb ihr Laub, das tränenherbe,
so sanft ist sie in bleichem Leide.
Ihr Schatten wird sehr leicht der Erde,
in der ich ewig schlafen werde.

AN DIE MALIBRAN

STANZEN

I

Schon ist's zu spät, daß ich von ihr noch spreche.
zwei Wochen sind seit ihrem Tod vergangen.
In diesem Land kann solche Zeit verlangen,
daß junger Tod ins Langeher sich schwäche.
Zudem, von Namen, die das Leid laut trug,
hat aller Länder Mensch sehr bald genug.

II

Marie Felicia, Maler und Poeten
belassen sterbend unsterbliche Erben.
Nie wird die schlimme Nacht sie völlig töten.
Um Tod und Zeit kann ihre Seele werben,
die große Unruhseele ohne Taten:
Sie fallen, unterliegend, wie Soldaten.

III

Der kann in Erze den Gedanken fassen.
Der steigert ihn in goldenen Rhythmus ein;
wenn man ihn hört, muß man schon Freund ihm sein.
Auf Leinwand hat ihn Raffael gelassen;
damit niemals das große Nichts ihn finde,
genügt die Mutter mit dem schlafend Kinde.

IV

Wie in der Lampe eine treue Flamme,
so hütet unbewohnter Marmelstein
Im Phartenon des Phidias' ewig Sein.

In Göttlichkeit steht Venus noch, vom Stamme
Praxiteles', belächelnd Zeiten, matte,
die ihre Schönheit überwunden hatte.

V

Auffangend Leben neu von jeder Zeit
so geht zu Gott der Ruhm von einstmal ein,
so wird der Geniusstimme Echo weit
der Menschheit allgemeine Stimme sein.
Von dir, Maria, arme, ach von dir,
erst gestern tot, bleibt nur ein Kreuzlein hier.

VI

Ein Kreuz! Vergessen, Schweigen, Stille, Nacht!
Hört! 'sist der Wind, das ungeheure Meer,
ein Fischer, der am Strande singt und wacht.
Von soviel Schönheit, ruhm- und hoffnungschwer,
von solch Gottinstrumentes süßem Sang
kein fernes Echo und kein kleiner Klang!

VII

Ein Kreuz! Dein Name auf den Stein geschrieben,
der deine nicht, der Name eines Gatten.
Das ist auf Erden noch von dir geblieben.
Und nicht den Namen, den geliebt wir hatten,
Sehn jene, die dein Grab besuchen wollen,
nicht wissend, wo sie betend knien sollen.

VIII

Wo sind sie, Muse, angebetet schöne,
wo sind sie, die in Liebe Angst und Güte
wie leichte Düfte über Weißdornblüte

bebten aus deinem Mund: wo sind die Töne?
Wo zittert jetzt die Stimme aller Schmerzen,
die lebend Harfe, hängend an dem Herzen?

IX

War es nicht gestern, daß du Blütezeit
Europa quertest, in der Hand die Leier,
dich lachend stürztest in die Meereswellen,
Neapels Himmel singend Tarantellen,
Engel und Löwe, Vogel, wandernd freier,
Kind heute, morgen heiliger Kunst geweiht.

X

War's gestern nicht, daß mit berauschtem Schritt,
Begnadete, ein Volk zog deinen Wagen –
Frankreich, Italien, London und Madrid
hat vor dich hin begehrtes Gold getragen,
der Preis für dein Genie, zwiefach zu grüßen:
Dein Mitleid ließ es oft zu deinen Füßen.

XI

Was tatst du Edle, um schon tot zu sein,
du schönes Götterbild, daß voll Erbarmen
dem Reichen Freude gab und Brot dem Armen.
Wer schlug so hart in die Natur hinein?
Welch Schnitter, weidewütig, hungerblind,
wagt sich an die, die unsere Besten sind?

XII

Genügt es nicht dem Erzengel der Schatten,
daß diese Zeit uns schwerlich Namen böte?
Géricault, Cuvier, Schiller, Byron, Goethe

entschliefen gestern unter Grabsteinplatten,
und viele andere große Tote sehen
wir in die Grube zu Napoleon gehen.

XIII

Die liebsten Häupter müssen wir verlieren
und weinend ihnen ihre Augen schließen,
kaum daß die Blicke erste Hoffnung grüßen?
Beneiden Himmel die, die sie erküren?
Ist wahr das Wort, daß wir vom Vater erben:
Die Götter lieben jene, die jung sterben?

XIV

Was bleibt uns, wenn die Schatten, niemals satt,
einsargen alles, kaum daß wir es bauen.
Wir, die wir schon den Erdenwandel schauen,
zur Zukunft schreiten über Trümmerstatt:
Mit welcher Trauer, Herr, willst du uns decken,
wenn so die Winde uns mit Staub beflecken?

XV

Marietta, du nur bliebst uns noch allein.
Hoch singt der Vogel in dem Morgenduft:
Dann hält mit schweißiger Stirn der Bauer ein
und atmet glücklich in die reine Luft.
So tröstete uns deiner Stimme Klang,
zum Himmel hoch hob unsern Schmerz dein Sang.

XVI

Du lebtest, hättst die Seele du bezwungen.
Sie ward dein einziges Weh, geheime Last,
durch die du deinen Leib zerbrochen hast.

Lang hatte er im schweren Kampf gerungen.
Der Allmachtgott, die Muse ohn Erbarmen
trugen zum Grab dich auf den Feuerarmen.

XVII

Was hast du diese Flamme nicht erstickt,
die bebend deine Brust nicht halten konnte!
Du lebtest, sähest Jubel, der dich sonnte,
von lascher Menge Beifallsturm beglückt,
gefolgt vom Volk, das heute weiter wirbt
um Leute, deren keiner daran stirbt.

XVIII

Der Menschen Undank: kanntest du ihn nicht?
Was träumtest du, um dich für sie zu töten?
Die Blumensträuße gaben dir die Pflicht,
mit wahren Tränen dein Gesicht zu röten,
wenn soviel schlechte, gute Komödianten,
Gekrönt, berühmt, sie aus den Augen bannten?

XIX

Unkluge Sängerin, du wußtest nicht;
Die Schreie, die aus deinem Herzen drangen,
erhöhten noch die Blässe deiner Wangen?
Du wußtest nicht: am brennenden Gesicht
War täglich zitternder die Hand geblieben?
Und Gott versuchen heißt: das Leiden lieben.

XX

Fühltest du nicht, daß deine junge Zeit
in Bächen aus den müden Augen sprang,
in Stöhnen aus dem edlen Herzen drang?

Du fühltest nicht – sahst du die Traurigkeit
von Denen, die dich liebten, daß es irrt,
dein Leben, und vom Rausch geschüttelt wird?

XXI

Ja, ja, du wußtest es, auf dieser Erde
ist nichts als Liebe gut, nichts wahr als Leid,
und singend fühltest du dich bleicher werden.
Du kanntest Welt und Menschen und den Neid.
Im schüttren Leib, der das Genie umkleidet,
sahst du auch, wie die Malibran verscheidet.

XXII

So stirb! Dein Tod ist süß, dein Werk erfüllt!
Und was der Erde Mensch benennt: Genie,
ist Pflicht zur Liebe, außer der nichts gilt.
Menschliebe löscht sich später oder früh:
's ist schöner Seele Schicksal, groß Geschehen,
Wie du für Götterliebe zu vergehen.

SONETT

Ich liebe Frösteln erster Winterzeit.
Der Jägerschritt kann Stoppeln nicht zerstampfen,
die Elster kommt, der Heuschnitt duftet weit,
der Herd im alten Schloß beginnt zu dampfen.

Die Zeit der Stadt. – Als ich vor Jahresfrist
zurückkam und den Louvre sah und schon
den Dunst – Paris, und sah, wie schön es ist
(noch höre ich im Wind den Postillon):

Da liebte ich Grauwetter und die Menge,
die Seine, unter Lichten königlich!
Da wollte ich den Winter sehen – und dich,

Daß sich dein Blick in meine Seele brenne!
Ich grüße deine Mauern. – Denn daß du
so schnell dich änderst: wer raunt es mir zu?

LIED DER BARBERINE

Mein schöner Ritter reitet in die Schlacht:
Was reitet ihr
so weit von hier?
Und seht ihr nicht die tiefe tiefe Nacht
und diese Welt,
die Leid nur hält?

Ihr lasset Liebe hinter euch zurück
und glaubt sie schon
dem Sinn entflohn:
Ach Sucher ihr nach Ehre und nach Glück,
der Ruhmeshauch
verflüchtet auch.

Mein schöner Ritter reitet in die Schlacht:
Was reitet ihr
so weit von mir?
Ich weine drum, – man hat mir hinterbracht,
das Lächeln mein
sei süß wie Wein.

LIED DES FORTUNIO

Und wenn ihr glaubt, ich sagte gleich
wen ich zu lieben wage,
so wüßte ich kein Kaiserreich,
für das ich es euch sage.

Laßt singen uns die Melodie
im Chor, so es gefällt:
Ich liebe sie und blond ist sie
wie reifes Ährenfeld.

Was ihre Phantasie sich denkt,
will ich ihr alles geben;
verlangt sie es von mir geschenkt,
so gebe ich mein Leben.

Und unerkannter Liebe Klagen
und Schmerzen, Weh und Not
soll die zerrissene Seele tragen,
soll tragen bis zum Tod.

Zu große Liebe beichtet nie
und wird sich nie bekennen,
und sterben könnte ich für sie
und werde sie nicht nennen.

ÜBER EINE TOTE

Sie war schön, kann jene Nacht,
schlafend im kapellendunklen Schein
und im Bett, das Michelangelo gemacht,
schön und unbeweglich sein.

Sie war gut, ist es genug,
daß die Hand zu geben sich gefällt
– und Gott sieht es nicht – und daß das Geld
Gaben ohne Mitleid trug.

Und sie sann, wenn leerer Laut
süßer Stimme und ihr sanfter Fall
wie des Baches trauerdunkler Schall
schon Gedanken anvertraut.

Sie war fromm, kann Augen zwein,
welche manchesmal zur Erde beben
und zuweilen sich zum Himmel heben,
Andachtssinn und Beten sein.

Und sie würde wohl auch lächeln,
kann die Blume, die geschlossen ist,
sich im Winde, der sie schon vergißt,
öffnen und sich Kühlung fächeln.

Und sie würde wohl auch weinen,
kann den Händen, kalt auf ihrer Brust,
aus der Erdenkrume irdischer Blust
je die Himmelsrose scheinen.

Und sie liebte, wachte Stolz,
so wie ohne Nutzen eine Leuchte
an dem Sarg und naher Grabesfeuchte,
nicht auf dieses Herz von Holz.

Sie ist tot und lebte nie,
tat, als wäre lebend sie gewesen,
und das Buch fiel aus der Hand, und sie:
Sie hat niemals es gelesen.

TIZIANELLO

Beatrice Donato war ihr süßer Namen.
Dies ist das Bildnis ihrer Göttlichkeit
und dieser Körper war der Liebe Kleid
und aller Gaben wundervoller Rahmen.

Des Tizian Sohn will ihr Unsterblichkeit
mit diesem Bilde geben, denn es kamen
ihm Farben nur aus dieser Liebeszeit,
und seine Kunst läßt ihn mit diesem Amen.

Wandrer, wer du auch seist, sieh die Geliebte
und sage, Liebender, und zürne nie:
Ist wohl die deine auch so schön wie sie?

Wisse, wie klein der Ruhm ist, der uns alle trübte:
Denn dieses schöne Antlitz, das ihr alle ehrt,
ist nicht des Urbilds kleinsten Kusses wert.

DIE NÄCHTE

DIE MAINACHT

DIE MUSE:
Nimm deine Leier und küß mich, Poet;
Heckenrosen fühlen die Knospen schon drängen.
Heut nacht wird Frühling; es wollen sich Winde
versengen,
es will sich die Bachstelze, die auf das Morgenrot
späht,
schon an die ersten grünenden Büsche hängen.
Nimm deine Leier und küß mich, Poet.

DER DICHTER:
Wie schwarz ist Tal und Welt!
Als glitt eine Gestalt
verhüllt über den Wald
und schwebte aus dem Feld.
Ihr Fuß zertrat das Gras:
Ein fremder Traum ist das,
verschwindet und zerfällt.

DIE MUSE:
Nimm deine Leier, Poet, den Zephir wiegt Nacht
über die Wiese hin in ihrem duftenden Schleier.
Rose, noch Jungfrau, schließt eifersüchtig und sacht
über dem Schmetterling sich, in tödlich berauschender
Feier.
Hör! Alles schweigt; sollst an deine Geliebte denken.
Heute zur Nacht, im dunkelen Laubwerk der Linden
mag letzter Abendrotstrahl ein süßres Lebwohl noch
verschenken.

Heute zur Nacht blühet alles: es will sich umwinden,
füllen unsterblich Natur sich mit Düften und Lieben
und Flüstern,
so wie das Bett junger Gatten: so freudvoll und lüstern.

DER DICHTER:
Was schlägt mein Herz so schnell?
Was regt sich denn in mir,
das mich so taumeln läßt.
Klopft es nicht an die Tür?
Was brennt der Kerzenrest
so blendend und so hell?
O Gott, mein Körper bebt.
Wer kommt? ruft? – Bin allein.
Ein Stundenschlag verschwebt;
o Armut! Einsam sein!

DIE MUSE:
Nimm deine Leier, Poet, der Jugenden Wein
gärt in den Adern von Gott heute nacht.
Wollust bedrängt mich und dringt in die Brüste hinein.
Winde, erregend, haben die Lippen mir brennend
gemacht.
O faules Kind! sieh mich an: ich bin schön, blicke her!
An unsren Kuß, den ersten, denkst du nicht mehr,
als ich dich sah, so bleich, meinen Schwingen sich geben,
als du, die Augen voll Tränen, mir fielst in die Arme?
Ach, ich tröstete dich mit dem bittersten Harme!
Weh! du möchtest so jung an der Liebe schon sterben.
Tröste mich heute, ich muß an der Hoffnung verderben,
habe wohl nötig zu beten und bis zu der Frühe zu leben.

DER DICHTER:
Bis du es, rufst du mich,
o arme Muse mein?
O Blume, Immortelle,
o Treue du allein,
du kannst noch Liebe sein.
Du bist es, Blonde, Helle,
bräutlich und schwesterlich!
In tiefer Nacht fühle ich
aus deinem Goldgewand
den Strahl, der zu mir fand.

DIE MUSE:
Nimm deine Leier, Poet, ich bin's, deine Immortelle,
sah heute nacht dich schweigsam, traurig, alleine,
kam, wie ein Vogel zur Brut, daß ich mit dir weine,
stieg schon herab zu dir, schwebend von himmlischer Schwelle.
Komm, Freund, du leidest. Irgend ein einsamer Schmerz
nagt an dir, irgend ein Wehe belastet dein Herz.
Kam irgend Liebe zu dir, wie Lustschatten schwanken
über die Erde hin, – so wie ein Gleichnis von Glück.
Singen vor Gott wir: Sang in deinen Gedanken,
deinen verlorenen Lüsten, Sang in den Kummer zurück.
Wollen wir in einem Kuß in die Weltfremde reisen,
wecken im Zufall des Lebens hallende Feste,
Narrheit und Ruhm, und das Menschenglück preisend,
sagen, was Traum ist und dieses: das erste beste.
Und wir erfinden die Stätten, wo man vergißt.

Reisen wir! Wir sind allein! Und unser die Welt!
Hier ist gebräuntes Italien und Schottlands begrüntes
Feld,
Griechenland, Mutter mir, dort wo so süß der Honig-
seim ist,
Argos und Pteleon, die Hekatombenstadt,
Messa, die göttliche, welche die Tauben liebt,
und des schillernden Pelions haarige Stirn.
Blauer Titares, das Wasser, niemals getrübt,
silbernen Golfs, wo der Schwan sein Spiegelbild hat,
weiß Oloosson auf Kamyros' Firn.
Sag mir, welch goldenen Traum will wiegen der Sang?
Woher die Tränen für uns: o kannst du es wissen?
Und in der Früh, als der Tag in die Augen dir drang:
Welcher der Engel, nachdenklich gestützt auf das
Kissen,
schüttelt aus einem leichten Gewand die Syringe?
Flüstert ganz leise dir Traumliebesdinge?
Singen wir Hoffnung, die Schwermut, die Freude?
Tauchen in Blut wir die Bataillone aus Stahl?
Hängen den Liebenden wir auf die Leiter aus Seide?
Lassen dem Wind wir des Rennpferdes Schaum?
Nennen die Hand wir, die in den Lampen ohn Zahl
anzündet täglich und nächtens im himmlischen Raum
heiliges Öl dieses Lebens und ewiger Liebe?
Schrein wir mit dem Tarquin: Es ist Zeit, hier der
Schatten!
Steigen, die Perle zu holen, wir in die Ozeantrübe?
Führen wir Ziegen zum bitteren Ebenholzbaum?
Zeigen wir Himmel schwermütigem Traum?
Folgen dem Jäger wir auf die felsigen Platten?

Zeichnen wir Jungfrau mit purpurnen Wangen,
schreitend zur Messe, ein Page folgt ihr,
betend vergißt sie; die Säulen schwangen
Echo der Sporen vom Kavalier.
Sagen wir Helden aus Frankreichs vergangener Zeit
wehrhaft bewaffnet zu steigen auf ihre Turmzinnen
und die naive Romanze zurückzugewinnen,
die ihr vergessener Ruhm den Troubadours weiht.
Ist uns der Waterloo-Mann sein Leben zu zeigen bereit,
wieviel der menschlichen Herde er senste und spaltete,
ehe der Bote der ewigen Nacht sich zu ihm begab
und ihn mit einem Flügelschlag schlug in das Grab,
über das eiserne Herze die Hände ihm faltete?
Werden wir siebenmal käuflichen Namen des blassen
Pamphletisten dem Pfahl erhabener Satire anpressen,
ihn, der von Hunger gestoßen auftaucht aus Vergessen,
schlotternd von Neid und von Ohnmacht, der kommt, um zu hassen,
um auf die Hoffnung genialischer Stirnen Schimpf fallen zu lassen
und um den Lorbeer, von seinem Atem beschmutzt, zu zerfressen?
Nimm deine Leier! Nimm deine Leier! Nicht mehr ohne Wort!
Schon will die Schwinge im Anhauch des Frühlings mich heben.
Will schon die Erde verlassen, der Wind trägt mich fort.
O eine Träne von dir! Gott hört mich: die Zeit ist gegeben.

DER DICHTER:
Soll dir, lieb Schwester mein,
ein Freundeskuß nur sein,
soll Träne ich nur schenken,
geb ich sie ohne Pein.
Magst unsrer Lieb gedenken,
gehst du zum Himmel ein.
Ich singe Hoffnung nicht,
nicht Ruhm noch gute Zeit,
ich singe selbst nicht Leid.
Der Mund verstummt bereit;
er hört: das Herze spricht.

DIE MUSE:
Glaubst du, ich sei wie der herbstliche Wind,
der bis zum Grab hin von Tränen sich nährt,
dem alle Schmerzen nur Tautropfen sind?
Dichter, der Kuß: das bin ich, welche ihn dir gewährt.
Müßiggang: das ist das Unkraut, das ich aus dir merze.
Aber dein Schmerz gehört Gott; und welches die Sorge auch sei,
die deine Jugend beschwert: laß die heilige Wunde nur frei,
die Seraphim, die dunklen, dir schlugen ins Herze.
Nichts aber macht uns so groß wie gewaltiges Leid.
Glaube nicht, man müsse stumm sein, damit man es fühlt.
Dichter, die schönsten Gesänge sind von der Verzweiflung durchwühlt,

Sänge, unsterbliche, weiß ich, die sind wie ein Stöhnen
in Ewigkeit.
Müde von sehr langem Fluge zum Schilfe kehrt wieder
schon in den Nebeln des Abends der Pelikan.
Hungrige Junge flattern zum Ufer heran,
sehen von ferne: er läßt auf das Wasser sich nieder,
glauben schon, daß sie die Beute empfangen und teilen,
schütteln die Schnäbel über dem häßlichen Kropf,
wollen schon, schreiend vor Freude, zum Vater hin eilen.
Der doch gewinnt eine Klippe, ohne Verweilen,
schützt mit der hängenden Schwinge die Brut,
schwermütger Fischer, erhebt zu den Himmeln den
Kopf:
Und aus der offenen Brust entströmt ihm das Blut.
Tiefe der Meere hat er vergeblich durchpfeilt,
leer war der Ozean, öde das Land,
statt aller Nahrung bringt er sein Herz.
Finster und schweigsam, gestreckt auf den Strand,
hat er den Söhnen die Vatergedärme verteilt.
In seiner äußersten Liebe schon wiegt er den Schmerz,
sieht er verrinnen die Brüste blutrot,
welkt er und schwankt er am tödlichen Mahl,
ist schon berauscht von Hingabe, Wollust und Qual,
mitten im heiligen Opfer kann es wohl sein:
Müde zu sterben und fürchtend zu qualvollen Tod,
fürchtend, es möchten die Kinder nicht lassen ihn leben:
Hebt er sich, will er dem Winde die Flügel schon geben,
schlägt er das Herz sich mit finsterem Schrein,
stößt er so wehes Lebewohl in den Abend hinein,
daß alle Vögel der Meere verlassen das Land
und daß die Wandrer, spät noch am Strand,

glauben, der Tod geht vorbei, und zum Herrgott
schon beten.
Dichter, so werden die großen Poeten.
Jene wohl lassen sie lachen, die kleine Zeit leben;
aber das menschliche Gastmahl, das dient ihren Festen,
gleicht doch den Pelikan-Mahle zu sehr.
Sprechen sie dann von der Hoffnung betrogenen Resten,
Liebe und Unglück, Vergessen, Trauer, Beschwer,
ist's kein Konzert, um das Herz zu erheben.
Degengleich ist ihre Deklamation,
kreist in die Luft in blendendem Beben;
immer doch hängt dort ein Blutstropfen schon.

DER DICHTER:
Nie sattes Graugewand,
o Muse, spar dein Wort.
Der Mensch schreibt nichts auf Sand,
bläst über ihm der Nord.
Ich sah die Jugendzeit
auf meinem Mund bereit
zu jeder Sangesfeier.
Ich litt zu hartes Leid.
Ich kann nur dieses sprechen:
Bring ich es auf die Leier,
wird sie wie Schilfrohr brechen.

DIE DEZEMBERNACHT

Eines Abends blieb ich wach
in dem einsamen Gemach:
Damals war noch Schüler ich.
Kam und setzte sich nicht weit
armes Kind im schwarzen Kleid,
das mir wie ein Bruder glich.

Ernst und schön war sein Gesicht:
Kam in meiner Lampe Licht,
hat in meinem Buch gelesen.
Beugt auf meine Hände sich,
lächelt sanft und nachdenklich,
bis der Morgen dagewesen.

Fünfzehn Jahre mocht ich sein:
Ging einmal durch einen Hain,
langsam über Heide ich.
Auf dem Baumstumpf saß nicht weit
junger Mensch im schwarzen Kleid,
der mir wie ein Bruder glich.

Fragte nach dem Weg ihn aus;
er hielt einen Rosenstrauß,
Leier in der anderen Hand.
Und er grüßte freundschaftlich
und zum Hügel wies er mich,
hatte halb sich abgewandt.

Einsam in dem Zimmer war
ich im liebesgläubigen Jahr,

erstes Weh beweinte ich.
Saß an dem Kamin nicht weit
fremder Mann im schwarzen Kleid,
der mir wie ein Bruder glich.

Er war trüb und sorgenschwer
und zum Himmel zeigte er,
hielt ein Schwert die andre Hand.
Litt wohl auch an meiner Qual,
stöhnte aber nur einmal.
Er, der wie ein Traum verschwand.

In der zügellosen Zeit
trank dem Feste ich Bescheid,
hob zum Spruch den Becher ich.
Saß an meinem Tisch nicht weit
Festgenoß in schwarzem Kleid,
der mir wie ein Bruder glich.

Schüttelt unter seinem Kleide
Fetzen purpurroter Seide,
auf dem Haupte trockne Myrte.
Magerer Arm den meinen fand
und mein Glas brach in der Hand,
als es gegen sein Glas klirrte.

Eines Nachts nach einem Jahr,
als der Vater tot schon war,
kniete an dem Bette ich.
Saß zu Häupten ihm, nicht weit,
Waisenknab in schwarzem Kleid,
der mir wie ein Bruder glich.

Und er weint ein Tränenmeer,
wie Leidengel schmerzensschwer,
von der Dornenkron beschwert.
Auf der Erde lag die Leier,
blutrot war sein Purpurschleier.
in dem Herzen war das Schwert.

Wo ich immer schlafen sollte,
wo ich immer sterben wollte,
wo ich auf der Erde schlich:
Saß auf meinem Weg nicht weit
Elender in schwarzem Kleid,
der mir wie ein Bruder glich.

Wer nur bist du, Gespenst,
*   Pilger, den nichts ermüdet?*
Sag, warum finde ich immer dich
*   sitzend im Schatten des Schrittes?*
Einsamer Freund, wer nur bist du,
*   fleißiger Gast meines Leides,*
mir auf der Erde zu folgen, was tats du?
Bruder, wer bist du, wer bist du,
der du nur kommst an den Tagen der Trennung?

DIE VISION
Freund, unser Vater ist der deine.
Kein guter Engel und auch keine
finstre Gewalt bin ich dem Leben.
Ich kenne nicht die schmalen Wege
geliebter Menschen, nicht die Stege,
die sie über den Tagsumpf heben.

Nicht Dämon und nicht Gott bin ich.
Du aber hießest Bruder mich
und nanntest also meinen Namen.
Wo du hingehst, da will ich sein:
Ich ruhe auf dem Leichenstein,
wenn deine letzten Stunden kamen.

Der Himmel reichte mir dein Herz.
Komm ruhig zu mir mit jedem Schmerz,
komm ruhig in jeder wehen Zeit.
Zum Wege führe ich dich dann,
doch deine Hand faß ich nicht an,
mein Freund, ich bin die Einsamkeit.

DIE AUGUSTNACHT

DIE MUSE:

Seitdem der Sonnenlauf im Horizontenmeer
den Krebs auf seiner Flammenachse überrollte,
hat mich das Glück verlassen, und ich warte sehr,
ich warte still, ob mich mein Freund nicht rufen
wollte.
Ach, schon seit langer Zeit ist seine Wohnung leer;
lebendig sind nicht mehr von einst die schönen Tage.
Zuweilen komme ich, allein, die Schleier dicht,
und presse an die Tür mein brennendes Gesicht,
wie eine Witwe weint am Kindgrab Leid und Klage.

DER DICHTER:

Gruß dir, getreue Freundin mein,
Gruß dir, mein Ruhm, Gruß dir, mein Lieb!
Die muß die Liebste, Beste sein,
die mir bis zu der Rückkehr blieb.
Die Lockung und die Habsucht ließen
so lang nicht sein mich, der ich bin.
O Mutter, Amme, laß dich grüßen!
Nun will ich singen, nimm mich hin.

DIE MUSE:

Warum erregtes Herz, du hoffnungsmüdes Herz,
entfliehest du so oft und kehrst so spät zurück?
Was suchst du, wenn nicht irgendeines Zufalls Glück?
Was wirst du finden, wenn nicht irgendeinen
Schmerz?

Erwarte ich dich bis zur Früh: was magst du treiben?
Ich bin ein bleicher Strahl in einer tiefen Nacht.
Von deinen Erdenfreuden wird dir nichts mehr bleiben,
als Leidenschaftsverachtung ohne Kraft und Macht.
Leer ist, wenn ich gekommen bin, dein Arbeitsraum.
Von dem Balkone, ohne Ruh, in tiefen Sinnen,
betrachte ich die Gartenmauern wie im Traum.
Im Schatten wirst du schlechtes Schicksal nur gewinnen.
Dich hält wohl irgendeine stolze Frau gebunden,
und sterben lässest du die Arme, die Verbene;
ihr letztes Zweiglein noch, in glücklicheren Stunden,
ihr kleinstes Zweiglein noch war naß von deiner Träne.
Mein lebendes Symbol ist dieses Trauergrün;
ach dein Vergessen, Freund, läßt unser Zwei vergehen.
Dann werden leichte Düfte – Vögel, die entfliehn –
mit meinem Angedenken himmelhoch verwehen.

DER DICHTER:
Des Abends ging ich übers Feld,
sah wegwärts eine anmutlose
bebende Blume, bleich, zerspellt,
sah eine bleiche wilde Rose.
Doch neben ihr, in grünem Schimmer,
schwebt eine Knospe auf dem Strauch;
ich ahnte neuer Blumen Hauch;

die Jüngste war die Schönste immer:
Und so erneut der Mensch sich auch.

DIE MUSE:
Ach stets ein Mensch! Ach immer Tränen, immer
Leid!
Ach immer Schweiß der Stirn, den Füßen immer
Staub!
Und stets die Waffen blutig, immer Kampf und
Raub.
Was lügt das Herz! Die Wunde ist zu tief und breit.
Ach stets das gleiche Leben und in jedem Land:
Man klagt und man begehrt, man nimmt und gibt
die Hand,
stets gleiche Schau der Spieler auf dem gleichen Brett,
und ob der Mensch auch seine Heuchelei erfand:
Darunter ist nur eine Wahrheit: das Skelett.
Ach mein geliebter Freund, du bist nicht Dichter mehr.
Nichts weckt die Leier mehr, die stumm ist und
betäubt.
Du tauchst das Herz in eines Traumes Ungefähr
und weißt doch nicht, daß deiner Seele köstlich Gut
die Leidenschaft verschwendet und zu Tränen stäubt;
du weißt nicht: Gott zählt mehr die Tränen als
das Blut.

DER DICHTER:
Als ich durchs Tal geschritten bin,
da hat ein Vogel laut gesungen,
und in dem Nest die Brut, die Jungen:
sie starben in der Nacht ihm hin.

Und er besang den Morgen doch.
O meine Muse, weine nicht,
verlier ich viel, Gott bleibt mir noch,
Gott und der Hoffnung irdisch Licht.

DIE MUSE:
Was wirst du finden? Führt dich Elend oder Tag
zum väterlichen Herd zurück? Und wenn die Hand,
die schüttre Hand von diesem ärmlichen Verschlag,
den du vergessen willst, den Staub wischt, den sie fand:
Kannst du im eignen Zimmer dann die Stirn erheben
und Ruhe suchen und ein wenig Gastlichkeit?
Und eine Stimme wird und schreit zu jeder Zeit:
Was tatest du mit deiner Freiheit, deinem Leben?
Glaubst du, daß man vergessen kann, wenn man
es will?
Glaubst du, wenn du dich suchst, findst du dich schon
im Nu?
Und wer ist der Poet: dein Herze oder du?
Dein Herz ists, und dein Herz bleibt zu den Worten
still.
Die Liebe brach es, und der Lüste schlimme Feste
versteinerten es, als das Böse es gefangen;
du wirst dann nichts mehr finden als entsetzte Reste,
sie rühren sich und zucken wie zerstückte Schlangen.
O Himmel! Wer nur hilft dir? Was soll ich selbst tun,
wenn der, der es vermag, nicht will, daß ich dich
liebe.
Wenn meine goldnen Flügel beben und nicht ruhn,
und mich zu ihm schon trugen, daß ich dir nicht
bliebe?

7*

Ach unsre Liebe, armes Kind, war nicht bedroht,
als in den Wäldern von Auteuil ich dir in Träumen
und unter weißen Pappeln und Kastanienbäumen
auf frohen Wegen nahte und im Abendrot.
Ach, ich war damals jung und Nymphe, und Dryaden
erschließen halb die Birkenrinde, mich zu sehen,
und Tränen weinen wir auf unsern Promenaden,
die rein wie Gold in das Kristall der Wasser wehen.
Was mußtest du, mein Freund, dich jungen Tag verschwenden?
Wer hat die Frucht von meinem heitren Baum gepflückt?
Dein Wangenrot hat jene Göttin sehr beglückt,
die Kraft und Jugend hält in ihren reichen Händen.
Die Tränen machen deine wirren Augen trübe.
Wie deine Schönheit wird sich deine Tugend enden.
Und ich, die ich als einzige Freundin dich noch liebe:
Wenn böse Götter deinen Genius von mir tragen,
wenn ich vom Himmel falle, was wirst du mir sagen?

DER DICHTER:
Da noch Waldvogel fliegt und auf den Zweigen singt,
auf dem die Eier nächtens in dem Nest zerflossen;
da noch Feldblume in die Morgenröte winkt
und sieht, wie auf der Wiese neue Blumen sprossen,
und doch sich schweigend beugt und in die Nacht zerschwingt:

Da unter grünem Dach der tiefen Wäldernacht
das abgebrochne Holz auf schmale Wege kracht,

und da, durchquerend die unsterbliche Natur,
der Mensch die Wissenschaft, die dauert, nie erfuhr
nur stetes Weitergehen und Vergessen nur:

Da jedes Ding und jeder Fels zu Staub vergeht,
da abends alles stirbt und morgens aufersteht,
da Alles Dung nur ist: der Krieg, der Mord, der Tod,
da aus der Gräbererde schon das Korn sich sät
und wachsen heilige Halme, gebend uns das Brot:

O Muse, was dann schiert mich Tod, was schiert mich
Leben?
Ich liebe und will bleich sein und in Schmerzen
wühlen,
ich liebe, will für einen Kuß den Genius geben,
ich liebe und will auf dem Antlitz Quellen fühlen,
die meine magren Wangen unversiegt bespülen.

Ich liebe und ich will von Lust und Faulheit singen,
von tollen Abenteuern und den Tagesdingen,
verkünden will ich und es immer sagen:
Ich schwur den Eid, mein Leben weiblos zu
verbringen,
ich schwöre, liebend Leben und den Tod zu tragen.

Befreie dich von allem Stolz, der dich verzehrt,
du wähnst das Herz versperrt, von Bitterkeit
beschwert:
Sei neue Blume! liebe! und du wirst es wert.
Und hattest du gelitten, leide neue Qual:
Wir müssen endlos lieben, liebten wir einmal.

DIE OKTOBERNACHT

DER DICHTER:

Das Leid, an dem ich litt, ist wie ein Traum
geschwunden.
Ferne Erinnerung nur könnte ich vergleichen
den leichten Nebeln, die, vom Morgenrot entbunden,
gemeinsam mit dem Tau von unsern Blicken weichen.

DIE MUSE:

Was hattest du nur, Dichter mein?
Und was ist die geheime Pein,
die dich aus meiner Nähe brachte?
Ach, wieder fühle ich es jetzt,
was Fremdes ist's, das dich verletzt
und das mich so oft weinen machte.

DER DICHTER:

Es ist gemeines Leid, von Menschen wohl gekannt.
Doch haben irgendeinen Kummer wir im Herzen,
sind arme Narren wir in die Idee gebannt:
Noch keiner vor uns fühlte iemals solche Schmerzen.

DIE MUSE:

Es kann gemeine Seelen
gemeines Leid nur quälen.
Tristes Geheimnis weiche
noch diesen Tag aus dir.
Sprich offen, glaube mir.
Der Gott des Schmerzes gleiche
dem Tode brüderlich;
wer klagt, der tröstet sich.

DER DICHTER:
Und sollte ich von meinem Leiden jetzt berichten,
so weiß ich kaum den Namen, den es tragen müßte,
ob wir es unter Liebe, Hochmut, Torheit sichten
und ob davon ein Mensch Gewinn zu haben wüßte.
Ich will mit der Geschichte wieder gern beginnen.
Wir beide sind allein, wir sitzen am Kamin.
Komm näher, nimm die Leier, lasse mich besinnen.
Sanft sei Erinnerung in deinen Melodien.

DIE MUSE:
Poet, bevor du jetzt beginnst:
Bist du geheilt von deinem Leid?
Es muß sein, daß du dich besinnst:
Sprichst du, von Lieb und Haß befreit?
Empfing ich je - erinnere dich -
den süßen Namen Trösterin,
mach nicht zur Mitschuldigen mich
verlorenen Glücks, - die ich nicht bin.

DER DICHTER:
Ich bin von dieser Krankheit also gut geheilt,
daß ich zuweilen zweifle: war sie oder nicht.
Denk ich, wo mit dem Leben spielend ich geweilt,
so ist es mir, als säh ich seltsames Gesicht.
Sei, Muse ohne Furcht, in deinem Atem scheinen
wir beide uns vertraun zu können ohn Gefahr.
Zu lächeln ist es süß und süß ist es zu weinen
in der Erinnerung des Leides, welches war.

DIE MUSE:
Wie eine Mutter, die wacht,
über die Wiege sich neigt,
hänge ich zitternd und sacht
über dem Herzen, das schweigt.
Sprich, Freund, – der wartenden Leier
schwacher und klagender Klang
folget schon deinem Gesang:
Schatten von einst kommen schon
in eines Lichtstrahles Schleier
wie eine flüchtige Vision.

DER DICHTER:
Tage der Arbeit, einzige Tage, an denen ich lebte!
Einsamkeit, dreifach geliebte!
Gott sei gelobt; denn wiedergekommen bin ich
in dieses alte Zimmer des Werkens.
Armes Gemach, o ihr vielmal verlassenen Mauern,
gläubige Stühle, Lampe du treue,
o mein Palast, meine winzige Welt,
Muse, und du, Immortelle, du junge,
Gott sei gelobt; denn wir wollen jetzt singen!
Ja, meine Seele will sich dir öffnen.
's ist eine Frau, der ich untertan war
so wie der Sklave dem Herrn.
Furchtbares Joch, daß dem Herzen die Kraft
raubte – dem Herzen die Jugend;
dennoch, bei der Geliebten
sah ich, sah ich das Glück.
Neben dem Bache, wenn wir gemeinsam spazierten,
Abend über dem silbernen Sand,

wenn vor uns weißes Gespenst der Äste
zeigte von ferne den Weg:
Noch seh ich, im Scheinen des Mondes
schönen Körper im Arm mir!
Sprechen wir nicht mehr davon, ich sah nicht voraus,
wohin Fortuna mich führte.
Später dann hatte das Zürnen der Götter
sicher ein Opfer wohl nötig;
denn sie bestrafte mich wie einen Sünder:
Wollte doch glücklich nur sein!

DIE MUSE:
Bild von dem, was sanft geschehen,
gibt sich dem Gedanken.
Seinen Spuren nachzugehn:
Warum willst du schwanken?
Seinen schönen Tag verneinen,
will mir treu Bericht nicht scheinen.
Mag das Glück es grausam meinen,
mußt du wie das Glück es machen,
und auf erste Liebe lachen.

DER DICHTER:
Nein, – denn es will ja mein Unglück, daß lachen ich möchte.
Muse, ich sagte es dir doch: ich will ohne Leidenschaft sprechen,
will dir vom Kummer erzählen, von Träumen, von Fieber,
sagen die Zeit dir, die Stunde, gestehen den Anlaß.

War eine Herbstnacht, so traurig und kalt fast wie diese.
Eintönig flüstert der Wind und wiegte die Sorge,
schwarze Sorge in meinem ermüdeten Hirn.
Stand an dem Fenster, erwartete meine Geliebte,
hellhörig in dieser Dunkelheit fühlte ich alles,
fühlte ich in meiner Seele solch eine Angst,
daß mir schon kam der Verdacht einer Treulosigkeit.
Finsternis, Einsamkeit war auf der Straße.
Einige Schatten verglitten, Laternen in Händen.
Blies dann der Wind in die offene Tür,
kam es von ferne wie menschliches Stöhnen.
Schlug jetzt die Uhr und ich bebte. Sie kam nicht.
Lange besah ich die Mauern, die Gasse, – sehr einsam –.
Habe dir noch nicht gesagt, welches unsel'ge Feuer
hatte die unbeständige Frau mir entzündet.
Sie auf der Erde nur liebte ich, ohne sie leben
nur einen Tag war schlimmeres Schicksal als Tod mir.
In dieser grausamen Nacht, ich erinnere mich,
mühte ich lange mich, um diese Fessel zu brechen.
Hundertmal nannte ich treulos sie, nannte sie schlecht,
zählte die Leiden auf, die sie mir schuf.
Ach, die Erinnerung an ihre unsel'ge Schönheit
konnte besänftigen mir alles Weh, alles Leid.
Endlich ward Tag. – Vom vergeblichen Warten
sehr müde,
lehnte ich mich an den Rand des Balkons.
Hell schien die Sonne, als ich erwachte,
über die Gasse glitt mein geblendeter Blick.
Hör kleinen Schritt auf dem Pflaster jetzt.
Großer Gott, schütze mich! – Sie ist es. – Und sie
tritt ein.

Sag, woher kommst du? Was tatest du in dieser Nacht?
Sage, was willst du von mir? Was führt dich jetzt
her?
Sage, wo reckte dein Leib sich heut Nacht?
Während allein ich wachte und weinte:
Sage, wem lächeltest du? und in welchem Bette?
Treulose Freche, und wagst du es noch,
mir deinen Mund zum Kusse zu bieten,
wagst du, in deinen entkräfteten Arm mich zu ziehen?
Fort von mir, zieh dich zurück, Gespenst meines
Liebs!
Geh in die Gruft zurück, wenn du dich aus ihr
erhobest.
Laß mich die Jugend für immer vergessen,
glauben, ich träumte, denk ich an dich!

DIE MUSE:
Beruhige dich, ich bitte dich,
an deinen Worten zittere ich.
O mein Geliebter, deine Wunden
sind aufzubrechen noch bereit.
Und dieser Erde großes Leid
ist niemals schnell von uns geschwunden,
vergiß, Kind, sollst aus dir verjagen
den Namen, den die Frau getragen.

DER DICHTER:
Schmach dir, die als erste du
mich gelehrt hast den Verrat.
Mit Entsetzen, Zornestat
raubst du mir meine Ruh.

Schmach dir, Weib mit finstrem Blick,
deren dunkle Leidenschaft
meinen Frühling und mein Glück
eingrub in die Schattenhaft!
's ist dein Lächeln, 's ist dein Ton,
's ist dein ganz verderbter Blick,
lehrte mich das Fluchen schon,
selbst bis in den Schein von Glück.
Deine Jugend, die mich bannte,
hat mich so verzweifeln lassen;
muß ich alle Tränen hassen,
ist's, weil ich dein Weinen kannte.
Schmach dir, eben noch war ich
also einfach wie ein Kind,
wie die frühen Blumen sind,
liebend öffnete ich mich.
Bist die Mutter meiner Leiden,
lässest mir aus den Pupillen
meiner Tränen Quelle quillen,
und sie rinnt und rinnt und fließt,
wird aus einer Wunde scheiden,
die sich nie zusammenschließt.
Doch in dieser bitteren Quelle
wasch ich mich noch, wie mich dünkt.
Denn ich hoffe, 's ist die Stelle,
wo Erinnerung ertrinkt.

DIE MUSE:
Genug, Poet. Wenn deine Illusion,
auch einen Tag nur währte: diesen Tag
beleidige nicht, wenn du von jener sprichst.

Willst du geliebt sein, achte deine Liebe.
Ist es zu großer Mut für Menschenschwäche,
das Leiden zu verzeihn, das auf uns kommt,
so doch erspare dir die Qual des Hasses.
Statt des Verzeihens laß Vergessen kommen.
Die Toten schlafen friedlich in der Erde:
So muß erloschenes Gefühl entschlafen.
Reliquien des Herzens tragen Staub auch.
Bring nicht die Hände an die heiligen Reste.
Warum, berichtend dein lebendiges Leid,
willst du nur Träume sehen und getäuschte Liebe?
Glaubst du den Gott zerstreut, der dich geschlagen?
Der Stoß, den du beklagst, beschützt vielleicht.
Denn nur durch ihn hat sich dein Herz geöffnet.
Der Mensch ist Lehrling und der Schmerz sein
Meister,
und keiner kennt ihn, wenn er nicht gelitten.
Hart das Gesetz, doch als Gesetz das höchste,
alt wie die Welt, wie das Verhängnis:
Daß wir uns von dem Unglück taufen lassen
und alles zahlen mit dem schweren Preis.
Die Ernte braucht den Tau, um auszureifen;
der Mensch braucht Tränen, um zu leben – fühlen,
Symbol der Freude ist geknickte Pflanze,
feucht noch vom Regen und bedeckt von Blumen.
Du seist geheilt, hast du es nicht gesagt?
Bist du nicht jung und glücklich, gern gesehen?
Die leichten Freuden, die das Leben schmücken,
was wären sie, hast du noch nie geweint?
Und trinkst du frei mit einem guten Freund,
sag, könntest heiter du das Glas erheben,

wenn du den Preis des Frohsinns niemals fühltest?
Liebtest die Blumen, Felder du und Grün,
Sonette von Petrarca, Sang der Vögel,
Kunst, Michelangelo, Natur und Shakespeare,
wenn du nicht altes Stöhnen wiederfändest?
Begriffest du der Himmel Harmonien,
der Nächte Schweigen, flüsterndes Gewässer,
wenn tief in dir nicht Fieber, schlimmes Wachen
nicht an die ewige Ruhe denken ließen?
Hast du nicht jetzt ein wunderschönes Lieb?
Drückst du nicht ihre Hand, bevor du einschläfst?
Macht süßer nicht ihr göttergleiches Lächeln
fernes Erinnern an das Leid der Jugend?
Und schreitet ihr nicht beide miteinander
im Hain, der blüht, und auf dem Silbersand?
Und weist euch nicht helles Gespenst der Pappel
im grünen Schloß die Wege durch den Abend?
Und siehst du nicht im Mondenschein wie einst
den schönen Leib in deinem Arm entfaltet?
Und fändest du Fortuna auf dem Pfad
nicht hinter ihr und singend, gingst du mit?
Was klagst du also? Unsterbliche Hoffnung
taucht in dich ein unter des Unglücks Hand.
Was willst du jugendlich Erfahrung hassen,
das Leid verabscheun, das doch besser macht?
O Kind, beweine sie, die Ungetreue,
die deinen Augen Tränen fließen ließ.
Beweine sie, die Frau, denn neben ihr
hat Gott dich Leidenden Glück ahnen lassen.
Sie kannte Leben, ließ es dich erkennen;
die Frucht des Schmerzes pflückte eine andere.

Beklage sie; wie Traum schwand ihre Liebe;
sie sah die Wunde, konnte sie nicht schließen.
In ihren Tränen war nicht alles Lüge,
beklage sie, denn du weißt jetzt zu lieben.

DER DICHTER:
Wahr sangst du: ruchlos ist Haß.
Ist ein Schauder voller Schrecken,
will die Viper schleimig naß
sich um unser Herze strecken.
Meine Göttin, höre mich
sei jetzt Zeugin von dem Schwur:
Bei geliebtem Blick schwör ich,
bei des Firmaments Azur,
bei dem wunderblanken Stern,
der sich wie die Venus nennt,
gleich der Perle zitternd, fern
an dem Himmel glitzernd brennt,
bei der Größe der Natur,
bei der Güte unseres Herrn,
bei dem klaren reinen Stern,
freundlich zu des Wanderers Spur,
bei den Gräsern auf den Feldern,
bei den Wiesen, bei den Wäldern,
bei des Lebens großer Kraft,
bei des Universums Saft,
laß ich euch aus meinem Denken,
Reste schlimmer Leidenschaften,
die sich ins Vergessen senken.
Du, an der von einst noch haften
einer Freundin Form und Namen:

Letzte Stimme, die vergißt,
will, daß sie Verzeihung ist.
Wir verzeihn uns. – Und den Rahmen
deiner Reize will ich brechen,
und die allerletzten Tränen
sollen ewigen Abschied sprechen.
– Blonde Träumerin, muß wieder
mich nach unserer Liebe sehnen.
Muse, singe heitre Lieder,
wie in unseren schönsten Tagen.
Will der Rasen Düfte tragen,
tastet schon die Morgenspur.
Bald wird jetzt mein Lieb erwachen
und die Gartenblumen pflücken.
Sieh unsterbliche Natur
aus den Schlummerschleiern lachen.
Bei den ersten Sonnenblicken
lasset mit ihr jung uns machen!

ALFRED DE MUSSET

VON

ALFRED NEUMANN

1

1810 bis 1828

Im Zentrum des alten Paris, ehe noch das zweite Kaiserreich die großen Veränderungen des Stadtbildes herbeiführte, verband eine kleine Straße die place Maubert mit der rue de la Harpe: die rue des Noyers. Dort, im Haus Nr. 33, unweit des Hôtel Cluny, wurde Alfred de Musset am 11. Dezember 1810 geboren.

Die geheimnisvolle Dämonie, die den schaffenden Künstler an eine Landschaft oder eine Straße oder an die Mauer bindet, die seinem Auge gegenüber ist, gab des Kindes kaum geborene Seele an den ungeheuren Begriff: Paris. Diese unbedingte Einbettung in den »Logarithmus von drei Zivilisationen«, wie Victor Hugo sagt, in die Stadt der »revolutionären Offenbarung«, in Paris, das Nervenzentrum dreier Jahrhunderte, ist die wichtigste Voraussetzung für diesen Dichter. Alfred de Musset ist das seltsame Paris des neunzehnten Jahrhunderts, das stolz, sehnsüchtig und den Sonnenkönig im Blut immer einsamer wird im Paris des allmächtigen Bürgers, das seltsame Paris, das die Restauration bejubelt und von ihr schon grenzenlos enttäuscht ist, das 1830 erlebt, Staatsstreich, Bürgerkönigtum, Republik, zweites Kaiserreich, das unter der Parole des »enrichissez-vous« immer verlassener und müder wird und sterben muß wie die kleine rue des Noyers.

Alfred de Musset ist Aristokrat, im Blut die alten Geschlechter und die alte Stadt.

Paris ist zugleich die politischste und die unpolitischste Stadt der Welt. Paris nur konnte die Stadt

8*

der politischen Romantiker sein und – mit wenigen Schritten in die Duftnächte des Bois – schon der romantischen Lyriker, die aus allem Lärm der Revolutionen und Parlamente nichts als die eigene Schwermut hören. Es gab in dieser wundersamen Stadt Dichter, die Premierminister waren; es gab den Balzac, der allwissend über Paris hockte und über die tausend skurrilen Mechanismen der Stadt, über ihre tausend Gesichte, Lyrismen, Politika, Sentiments, Verruchtheiten, Höllen und Paradiese den sonderlichen Aspekt seines arbeitstollen Schlafrockes streifte; es gab arme Lelians und große Dichter, die im Spital am Hungerödem starben oder das Leben, dessen Genie sie sehr wohl erkannten und bewiesen, mit eigener Hand beendeten oder in Kaffeehäusern für ein paar Sous den Lüsternen laszive Gedichte anmaßen; es gab Grandseigneurs und große Dichter, die Millionen für das äußere Leben brauchten, Literatur-Großindustrielle wurden, Literatur-Arbeiter und -Vorarbeiter mißbrauchten und Aktiengesellschaften zur Ausnützung ihrer Produktionsmasse gründeten; es gab den Beau und Dandy Alfred de Musset, der deshalb der reinste und unpolitischste Romantiker wurde, weil er der untheoretischste, untendenziöseste, egozentrischste, meinethalben auch unsozialste war. Er ist doch nicht weniger Pariser als die Industriellen, Hungerleider, Selbstmörder, Lelians und Premierminister unter den Dichtern dieses seltsam französischen Jahrhunderts.

Er ist ein Kind seiner Zeit und seiner Stadt, gewiß, doch ein sehr besonderes Kind: voll der Sehnsucht

nach einer anderen Zeit und einem anderen Paris. Er ist innerlichster Reaktionär, ohne es recht zu wissen und trotz der revolutionären Form, in der er seine Verse schrieb. Seine Schwermut ist der Zusammenprall seiner Seele mit dem Justemilieu. So nur ist die frühe Niederlage seines Lebens zu begreifen und der Sieg seines Werkes.

In der unerschöpflichen Bildhaftigkeit von Paris ist er nicht Montmartre, nicht die Boulevards mit Opéra und Börse, nicht das Hôtel-de-Ville und der Quai d'Orsay: er ist, zurückdrängend über das Bois: Versailles.

Des Dichters bester Kenner, Bruder, Freund und Biograph, Paul de Musset, sagt im Vorwort seiner Biographie* ein Gleichnis: Wäre Alfred de Musset in des vierzehnten Ludwig Zeit geboren, dann würde er Hofmann sein, Vertrauter des Königs; dann hätte er alles Hohe und Schöne, das seine Zeit ihm nicht gab; dann wäre er ein Racine und wüßte mit seinem freien Sinn sehr wohl die Gebote der Zeremonie zu vereinen; er hätte teil an der geistreichen Atmosphäre, wäre selber ihr Bestand, Grandseigneur, Freund des Condé, freundlich zu Molière und Despréaux: er wäre glücklich. Doch Alfred de Musset, der Dichter, glücklich? Nein, das eben ist es! Er wäre nicht er geworden. Seine Zeit war seine Tragödie, und er hatte durch sie hindurchzugehen, mit keinem anderen Glück, als der Sehnsucht nach Glück. »Ses souffrances, ses ennuis, ses dégoûts, au milieu d'une société qui se matérialise tous les jours davantage,

* »Alfred de Musset«, Paris 1874 bei Lemerre.

ont fait vibrer en lui des cordes plus intimes«, sagt Paul.

Das Geschlecht der Musset war lothringischen Ursprungs. Die Gallia christiana berichtet bereits von einem Rodolphe de Musset, der 1140 Zeuge der Gründung einer Abtei in der Diözese Paris war. Auch Collin Muset, der Barde des dreizehnten Jahrhunderts und Freund des Grafen Thibaut, soll zu den Ahnen des Dichters gehören. Nach den Chroniken ließ sich das Geschlecht zur Zeit der Belagerung von Orléans durch die Engländer (1429) in der Vendôme nieder. Sicher ist auch eine Verwandtschaft mit Jeanne d'Arc, deren Nichte Cathérine de Lys einen Musset heiratete und die Mitgift von Karl VII. persönlich geschenkt erhielt. Ein anderer Ahne heiratete im sechzehnten Jahrhundert Marguérite Angélique du Bellay, eine Verwandte von Ronsards Freund Joachim du Bellay, dem zweiten der Plejade. Das Ehepaar bewohnte jenes Château de la Bonne Aventure, in dem Ronsard oft weilte – sein Château de la Poissonnière lag in der Nachbarschaft – und das er in dem vergnüglich doppelsinnigen Refrain besang: »La Bonne Aventure au Gué, la bonne aventure«. Alle Mussets wußten mit der Feder nicht schlechter umzugehen als mit ihrem Degen, und der Literatur galt die traditionelle Liebe. Alfreds Großvater, der Marquis de Musset, veröffentlichte 1778 mit etlichem Erfolg einen der damals modernen Romane in Briefen. Herr Claude-Antoine Guyot-Desherbiers, der Großvater mütterlicherseits, war zwar nicht besonders literarisch versiert, dafür aber einer

jener prachtvollen, trinkfesten, witzigen und unverwüstlichen gallischen Typen, wie ihn Romain Rolland im »Maître Breugnon« schildert. Alfred de Musset hat sich übrigens das Original nicht entgehen lassen und ihn trefflich in seinen Tragödien konterfeit; man denke an die burschikosen Züge der Fantasio, Valentin, Octavio. Zu bemerken ist noch, daß der alte Herr während der großen Revolution Richter war, von Robespierre seines Amtes enthoben und nach dem neunten Thermidor Direktor des »comité de législation civile« wurde. Diesen Posten benutzte er, um nicht wenige Köpfe vor der Guillotine zu retten, darunter auch den des Baron de Batz, der bekanntlich der Königin und ihren Kindern hatte zur Flucht aus dem Temple verhelfen wollen und den er im eigenen Haus vor den Häschern des Revolutionstribunals versteckte.

Auch Alfreds Vater, Victor de Musset, ein höherer Ministerialbeamter und ehemaliger Ingenieur-Offizier des Generals Marrescot, war Literat im Nebenberuf. Er schrieb eine zweibändige Biographie Jean-Jacques Rousseaus und in aller Heimlichkeit wohl auch Gedichte. Er war ein männlich gesammelter Charakter, der das Auf und Ab der ersten Hälfte seines Lebens mit der gleichen Treue gegen sich und seine Pflicht beging, wie den bürokratischen Weg seiner Beamtenlaufbahn. Eine treffliche Frau verwaltete ihm sein durchaus nicht luxuriöses Haus und war den Kindern die beste Mutter. Nur seine Schwester, ein säuerliches Stiftsfräulein, wollte sich keinesfalls in die geistvolle Tradition ihrer Familie fügen und

verhielt sich zur Kunst wie ihre drei bissigen Hunde zu einem Landstreicher. Als sie glücklich gegen 1830 erfuhr, daß ihr Neffe so etwas wie Gedichte mache, schrieb sie an den Verbrecher einen sehr zornigen Brief, verfluchte und enterbte ihn, »pour cause de dérogation«. Alfred de Musset rächte sich nicht schlecht; denn die köstliche Frau Sammet (Dame Pluche) in »Man scherzt nicht mit der Liebe« zeigt ihre Züge.

Der Knabe Alfred bewies schon früh eine erstaunliche Intelligenz und die rasch ironische Lebhaftigkeit seines Geistes. Als er das erstemal in der Kirche war, erzählt Paul, fragte er seine Mutter mit der kindlichsten Unmittelbarkeit: »Mama, gehen wir nächsten Sonntag wieder in die Meß-Komödie?« Und früh auch wurde jener Dualismus seines Wesens offenbar, jenes heinische Nebeneinander von Anmut und Zynismus, Glaube und Skepsis, Lächeln und Grimasse, das vielleicht aus der Zwiespältigkeit seines Blutes kam, aus dem heimlichen Erbe der Ahnen: dem Degen und der Feder. In ihm war dieser Voltaire, den er so sehr und so unreif gehaßt hat, stark genug, um nicht die französische Skepsis gegen sich selber und gegen die Welt zu wenden, wenn seine troubadoureske Sehnsucht ihm zu spanisch vorkam. Der Bruder nennt die negativen Ausschläge von seines Bruders seelischem Seismographen sehr gut und sehr modern: »ses accès de manies« und erklärt dadurch Mussets krankhafte Nervenspannungen, die sich zu Tränenausbrüchen, zu Fieber und Selbstanklagen steigerten, psychiatrisch.

Diese innerlichen Wirren standen in keinem Zusammenhang mit den sorglosen Tagen seiner Kindheit, die er auf dem Landsitz in der Vendôme oder in dem alten Haus der rue Cassette zu Paris verbrachte. Die Stürme von 1814 und 1815 gingen über die Familie, ohne ihr sonderlich zu schaden; das Standbild des vergötterten Napoleon lag in Trümmern; die erschütterten Knaben rissen auf der place de l'Odéon die ersten Proklamationen Ludwig XVIII. herunter, während doch schon im mütterlichen Salon für die Bourbonen diskutiert wurde und die monarchistische Tradition des väterlichen Blutes zur Restauration neigte. Preußen kamen und Ungarn, die sich viel besser benahmen, als die Gerüchte es besagten. Martin, der alte Honved-Korporal, weinte, als er von dem Knaben Abschied nahm. Alfred aber, der Vierjährige, war bereits in ein Mädchen verliebt, in die viel ältere Cousine Clélie. Er versprach ihr leidenschaftlich die Ehe und ging inbrünstig ans Abc, um der Fernen schreiben zu können. Und des Sechsjährigen erster großer Kummer war, daß sich »sa femme«, die Ungetreue, mit einem Mannbareren verlobte. Doch eine neue Freude tat sich auf: das Lesen. Die Brüder stöberten alte Bücher auf: »Tausendundeine Nacht«, »Das befreite Jerusalem«, »Don Quichotte«, »Amadis«. Der jugendliche Sinn füllte sich mit Begeisterung, und auf jeder Seite der lateinischen Grammatik stand der Name eines ritterlichen Helden.

Alfred war ein guter Schüler. Mit neun Jahren kam er als Externer in das Collège Henri IV. Der

erste Tag war schwer von Tränen: die Jungen hatten an seinen schönen blonden Locken gerissen und ihn verhöhnt. Man mußte sie ihm abschneiden. Schon nach wenigen Tagen war er Primus. Ein unerhörter Ehrgeiz beherrschte den schmächtigen Körper und riß ihn in Fieber, wenn das geringste fehlschlug. Er galt als Streber und war verhaßt. Man konspirierte gegen ihn, schlug ihn blutig und gab ihm seinen Lebenshaß für die inferiore Menge. Einer seiner wenigen Freunde war der junge Herzog von Chartres, der nachmalige Herzog von Orléans, Louis-Philippes ältester Sohn. Die Sympathie der beiden währte ein ganzes Leben (der Herzog starb mit 32 Jahren an den Folgen eines unglücklichen Sturzes), und es ist für Musset wesentlich und ehrenvoll, daß er niemals aus der hohen Stellung des Kameraden Nutzen zog. Das Verhältnis der beiden jungen Menschen war von einer freimütigen Kameradschaftlichkeit, zumal von seiten des Prinzen, der den Knaben Alfred während der Ferientage auf das väterliche Schloß nach Neuilly einlud und in einem Postskriptum ein ihm zu devot erscheinendes Billett des Gefährten mit diesem hübschen Satz ablehnte: »J'attendais de vous autre chose que des respects.«

Die Schulzeit ging ihrem Ende entgegen. Die Scholastik der Lehrer stand halb bewundernd und halb erschreckt dem Intellekt des Sechzehnjährigen gegenüber. Im Juli 1827 stellte er sich dem »Concours général des Collèges« und seiner Preisaufgabe, einer Dissertation über den »Ursprung unserer Gesinnungen« mit der Schrift »Quonam sint judiciorum motiva? an cuncta, an unum possint reduci?« Das Re-

sultat war sonderbar. Die Arbeit wurde von den Professoren als die weitaus beste an Inhalt und Form bezeichnet, aber sie war zu wenig – fromm. Große Verlegenheit unter dem Kollegium, ein Hin und Her der Beratung, bis der Großmeister der Universität, der Bischof von Hermopolis, den Ausschlag gab und den ersten Preis einer schwächeren, aber religiöseren Arbeit verlieh. Alfred de Musset erhielt den zweiten Preis. Das ist eine kleine Apostrophierung des Regimes Karl X.*

Danach betrieb er die philosophischen Studien noch weiter, las Descartes und Spinoza, Cabanès und Maine de Biran, war begeistert und enttäuscht, verwarf heute, was er gestern erkannte und geriet ärgerlich und unzufrieden in den typischen Zustand der Pubertät. Immerhin eignete er sich auf der Grundlage seiner vielseitigen Bildung eine gewisse autonome Weltanschauung an, die ihm zu der Klarheit und Logik seines Schreibens verhalf. Und wenn der Herr de Laprade, dem die Ehre zuteil wurde, an des toten Dichters Platz in die Académie Française aufgenommen zu werden, in seiner Antrittsrede die eben erwähnte philosophische Preisarbeit Mussets mit einem spöttischen und nicht eben sympathischen Fragezeichen versah, so scheint es ebenso deplaziert wie eines Literaturkenners dieser Auswirkung unwürdig.

Mit der körperlichen Unruhe dieser Zeit hängt auch

* So ist der historische Hergang. Des verstorbenen Paul Lindau Darstellung (»Alfred de Musset«, Berlin 1877), die kurzerhand dem Dichter den ersten Preis zuspricht, ist also falsch.

die Ungewißheit des beruflichen Weges zusammen. Er beginnt, Jura zu studieren; in den Mußestunden zeichnet er und musiziert er. Als ihm die Trockenheit des Studiums den Atem bedrängte, warf er es beiseite und wollte Arzt werden. Doch schon die ersten Anatomiestunden schufen in ihm einen Abscheu, der unüberwindlich wurde.

Alfred de Musset war verzweifelt; er schloß sich in sein Zimmer ein und konstatierte, daß er zwar zu nichts tauge, daß aber der Mensch schon an und für sich ein gar zu winziges Sandkorn im Erdenraum bedeute, als daß er es sich erlauben dürfe, ein Außenseiter zu werden. Sein Vater drängte in diesen Tagen durchaus nicht auf eine Entscheidung; denn der kluge Mann wußte, daß sein Sohn kein Faulpelz war, und ließ ihm Zeit.

Die erste Beruhigung kam durch seinen Zeichenlehrer, der sich über seine Forschritte freute und ihm riet, Maler zu werden. Alfred de Musset nahm den Plan freudig auf, lief alle Vormittage in den Louvre und kopierte. Die meisten seiner Zeichnungen hatte er später verbrannt, einige Albumblätter retteten sich die Freunde; zwei Zeichnungen besaß Paul: das Porträt der Louise Bouvier, einer damals berüchtigten Diebin, und ein Bild Lord Byrons.

Die Liebe zur Malerei hielt natürlich nicht lange an, aber sie wies den Weg. Im Frühling 1828 zog die Familie nach Auteuil. Durch freundliche Zerstreuungen und liebe Menschen wurde Musset der Aufenthalt teuer; doch jeden Morgen in aller Frühe fuhr er gewissenhaft in die Stadt, um in einem Atelier zu

arbeiten. Mittags für gewöhnlich kehrte er zurück, zu Fuß zumeist, durch die Alleen des Bois de Boulogne, allein, lesend, immer wieder den einen geliebten André Chénier. Dann geschah es an einem Spätnachmittag, der ihn später als sonst auf dem Heimweg sah. Die Schwermut der Gedichte ließ ihn zögern; er ging Umwege und fühlte den Abend; er fühlte die unendliche, lockende Beziehung der äußeren Welt zur eigenen Bedrängnis des Schaffen-Wollens; er fühlte die Wollust der gebundenen Rede, eben aus dem Buch gewonnen, verändert und eigensüchtig aus der Seele beben. Er begann zu dichten. Es war eine Elegie, die sich formal an Chénier anlehnte, und an die er später nicht mehr dachte. Es waren seine ersten Verse, zögernd, unsicher und nach dem Vorbild tastend.* So begannen sie:

Il vint sous les figuiers une vierge d'Athènes,
douce et blanche, puiser l'eau pure des fontaines,
– de marbre pour les bras, d'ébène pour les yeux. –
Son père est Noëmon de Crète, aimé des Dieux.
Elle, faible et rêvant, mit l'amphore sculptée
sous les lions d'airain, pères de l'eau vantée,
*et féconds en cristal sonore et turbulent . . .***

Zu dieser Quelle kam ein junger Mensch, von Pferden und Mauleseln gefolgt, der das schöne Mädchen fragte, ob sie die Nymphe dieses Wassers sei. Dann

* Paul de Musset allerdings erwähnt in seiner Biographie (S. 78), daß Alfred de Musset schon 1824 zum Geburtstag der Mutter Verse geschrieben habe.

** Paul de Musset, Biographie, S. 70.

erkannte er in ihr die Sterbliche, sprach ihr von seiner Liebe und bat sie, ihm in sein Haus zu folgen. Das Mädchen, vom Vater dem Kult der Diana geweiht, weigerte sich erst, dann ließ sie sich verführen. Doch die eifersüchtige Göttin verfluchte sie, und die ungetreue Priesterin starb zur Stunde, wo Phöbe am Horizont erschien. Die Elegie, die er »La prêtresse de Diane« betitelte, hatte etwa hundert Verse.

Aus dieser Zeit der seltsamen und fast dämonischen Unsicherheit der Genies, die auch in der äußeren Situation sehr an die siebzehn Jahre Lamartines erinnert (nur daß der Werther und der Émile eindringlicher noch auf den Älteren wirkte und Musset das unbedenklichere, jungenhaftere Temperament hatte), stammt dieser

BRIEF AN SEINEN SCHULFREUND PAUL FOUCHER IN PARIS.

»Nein, mein alter Freund, ich habe Dich nicht vergessen; Dein Pech hat mich nicht von Dir entfernt, und Du wirst mich immer bereit finden, Dir zu antworten, verlangst Du Tränen oder Lachen, hast Du mit mir Freude oder Leid zu teilen. Konntest Du auch nur einen Augenblick glauben, daß mir Deine Freundschaft lästig würde? – Du hast unrecht gehabt; denn ich würde an Deiner Stelle keinen solchen Gedanken gehabt haben. – Und übrigens hältst Du mich mehr vom Glück begünstigt? Höre, mein lieber Freund, höre, was mir geschieht.

Ich hatte kaum mein Examen gemacht, als ich nur an die Vergnügungen dachte, die mich hier erwarte-

ten. Mein Baccalaureus-Diplom traf in der Tasche die Postfahrkarte. So bin ich in Mans: ich laufe zu meinen schönen Nachbarinnen; alles gibt sich wunderbar. Man schleppt mich in ein altes Schloß – ein verfluchter Katarrh, sechs Monate schon vergessen, ergreift wieder meine Großmutter. Ich bekomme einen Brief, der mir mitteilt, daß sie in Gefahr ist, und acht Tage später einen zweiten Brief, der mich auffordert, Trauer zu tragen. – So also gibt sich die Lust und das Glück dieser Welt! Ich kann Dir nicht sagen, welche schrecklichen Reflexionen mir dieser schnelle Tod eingab. Ich hatte sie vor vierzehn Tagen verlassen, wie sie in einem großen Lehnstuhl saß und voll Geist und Gesundheit plauderte; und jetzt deckt die Erde ihren Körper zu. Die Tränen, die der Tod ihre Umgebung weinen ließ, werden bald getrocknet sein; und das ist das Schicksal, das mich erwartet und das uns alle erwartet! Ich will nicht dieses formale Bedauern und diesen Schmerz, den man mit den Trauerkleidern auszieht. Ich möchte lieber, meine Knochen mögen in alle Winde verstreut werden; alle diese heuchelnden und zu schnell versiegenden Tränen sind nichts als eine schreckliche Verspottung.

Mein Bruder ist nach Paris zurückgefahren. Ich bin in diesem Schloß allein, ich kann mit keinem anderen sprechen als mit meinem Onkel, der, es ist wahr, tausend Freundlichkeiten für mich hat; aber die Gedanken eines Graukopfes sind nicht die eines Blondkopfes. Er ist ein außerordentlich gebildeter Mann; wenn ich ihm von Dramen spreche, die mir gefallen, oder von Versen, die mich erschütterten.

so antwortet er mir: ‚Ziehst Du es nicht vor, dies alles in einem guten Historiker zu lesen? Das ist immer viel wahrer und viel exakter.‘

Du, der Du Shakespeares Hamlet gelesen hast, Du weißt, welchen Einfluß auf ihn der weise und wissende Polonius hatte! – Und doch ist jener Mensch gut; er ist anständig, jedermann liebt ihn; er gehört nicht zu jenen Menschen, für die der Bach nichts ist als fließendes Wasser, der Wald nur Holz von dieser und jener Art. – Der Himmel segne sie! Sie sind vielleicht glücklicher als Du und ich.

Ich langweile mich, ich bin traurig. Ich glaube nicht, daß Du lustiger bist als ich; aber ich habe nicht einmal den Mut zur Arbeit. Ach, was sollte ich tun? Soll ich in irgendeine antiquierte Position zurückkehren? Soll ich in Originalität machen, mir und meinen Versen zum Trotz? Seit ich die Zeitungen lese (das ist hier meine einzige Erholung) weiß ich nicht, warum mich das alles von einer miserablen Vollendung dünkt. Ich weiß nicht, ob es die Rechthaberei der Kommentatoren oder die stupide Manie der Veranstalter ist, die mich anwidert; aber ich möchte nicht schreiben, oder ich möchte Shakespeare oder Schiller sein. Ich tue also nichts, und ich fühle, das größte Unglück für einen Mann mit lebendigen Passionen ist: keine zu haben. Ich bin nicht im geringsten verliebt, ich tue nichts, nichts hält mich hier zurück. Ich möchte mein Leben für zwei Sous geben, wenn man nicht den Tod passieren müßte, um es zu verlassen.

Das sind traurige Reflexionen. Doch ich habe den

französischen Geist, ich fühle es. – Käme eine hübsche Frau, ich vergäße dieses ganze System, das sich während eines Monats Misanthropie angehäuft hat. – Möchte sie mir hübsche Augen machen: ich würde sie anbeten, mindestens sechs Monate lang. – Die Zeit wird mich reif machen, hoffe ich; denn ich bin reif, ins Wasser zu gehen.

Ich möchte fünfundzwanzig Franken geben, um hier ein Shakespeare-Stück auf englisch zu haben. Diese Zeitungen sind so geschmacklos, – diese Kritiken sind so platt! Macht Systeme, meine Freunde, richtet Regeln auf; ihr arbeitet nur auf den kalten Monumenten der Vergangenheit. Daß ein Genie erschiene und euer Gerüst einreiße; es wird über eure Poetereien lachen. – Ich fühle mich zuweilen versucht, die Feder zu nehmen und ein oder zwei Blätter Papier zu beschmieren; doch die erste Schwierigkeit bringt mich ab, und ein souveräner Widerwille läßt mich die Arme ausbreiten und die Augen schließen. Was läßt man mich hier so lange! Ich habe nötig, eine Frau zu sehen; ich habe einen hübschen Fuß nötig und einen guten Wuchs; ich habe zu lieben nötig. – Ich würde meine Cousine lieben, die alt und häßlich ist, wäre sie nicht pedantisch und ökonomisch.

Ich schreibe Dir also, um Dich an meinem Widerwillen und meiner Langeweile teilnehmen zu lassen. Du bist das einzige Band, das mich an irgend etwas Erregendes und Besinnliches bindet; Du bist das einzige Ding, das mich aus meinem Nichts weckt und zu einem Ideal zurückträgt, das ich aus Ohnmacht vergessen habe. Ich habe nicht mehr den Mut.

zu denken. Wäre ich in diesem Augenblick in Paris, würde ich in Punsch und Bier die noblen Reste ertränken, und ich würde mich erleichtert fühlen. – Man schläfert gerne einen Kranken mit Opium ein, obgleich man weiß, daß der Schlaf ihm tödlich werden muß. – Ich möchte so meine Seele behandeln.

Gibt es hier nicht irgendeinen Graukopf mit Perücke und System, der mir sagt: ‚Das alles kommt von deinem Alter, mein Kind. Ich war in meiner Jugend genau so. Du brauchst ein bißchen Zerstreuung, nicht zu viel; und dann wirst du Jura studieren und bei einem Notar eintreten.' – Das sind die Leute, die ich mit meinen eignen Händen erwürgen möchte. Die Natur hat dem Menschen den Typus alles dessen gegeben, was schlecht ist: die Viper und die Eule sind schreckliche Schöpfungen; aber daß ein Wesen, das fühlen und lieben könnte, aus seiner Seele alles entfernt, was sie zu schmücken fähig wäre, und Liebe einen Zeitvertreib nennt und Jura eine gewichtige Sache – Anatomisten, die ihr die dreiklappigen Valvulae zerschneidet, sagt mir, ob das nicht ein Polyp ist?

Du siehst, ich schreibe Dir alles, was mir durch den Kopf geht; ich bitte Dich, tue es auch. Ich habe Deine Briefe nötig; ich will wissen, was sich in Deiner Seele zuträgt, wie Du alles von der meinen weißt. Zweifellos, sie sind sich recht ähnlich. Wir sind vom gleichen Atem belebt. Warum hat der, der ihn uns gab, warum hat er ihn so unvollkommen gemacht? Ich kann dieses Gemisch von Glück und Traurigkeit nicht leiden, dieses Amalgam von Kot und Himmel. – Wo ist die Harmonie, wenn Tasten

am Instrument fehlen? Ich bin nichts, müde, geprügelt von den eigenen Gedanken; es bleibt mir nur eine Hilfe: sie zu schreiben. – Aber ich werde vielleicht in ein paar Tagen fortfahren, wohin? Ich weiß es nicht. Kehre ich nach Mans zurück, so finde ich die ganze Welt traurig, meine Großmutter tot, die Familie, Mama, meinen Onkel (Desherbiers) in Tränen; und mitten in alledem fragt mein Großvater jeden Augenblick: ‚Wo ist meine Frau?‘ und fügt hinzu: ‚Hoffentlich ist sie nicht indisponiert.‘

Nein, mein Freund, ich habe diesen Stolz: nicht Du und nicht ich sind dazu bestimmt, geschätzte Advokaten oder intelligente Notare zu werden. Ich habe im Grund meiner Seele einen Instinkt, der das Gegenteil schreit. Ich glaube noch ans Glück, obgleich ich in diesem Augenblick sehr unglücklich bin. Ich erwarte Deine Antwort mit Ungeduld und ich wünsche von ganzem Herzen, es Dich mit lebendiger Stimme hören zu lassen.

Leb wohl, mein lieber Freund.

Immer der Deine.

Alfred.

Im Schloß Cogners, am 23. September 1827.«

Zwei Sätze dieses Briefes sind wichtig: »Ich möchte Shakespeare sein oder Schiller.« – »Ich habe den französischen Geist.« – Man soll sie schon jetzt bemerken und bedenken; sie sind frühe und gute Kommentare zu seiner Entwicklung und zum bald akuten und immer wieder problematischen Verhältnis zur romantischen Schule Victor Hugos. Man wird an einen nicht weniger wichtigen Satz erinnert, den der

9*

fünfzehnjährige Hugo sprach: »Ich will Chateaubriand sein oder nichts.« – Wenn man sich bemüht, geben Sinn und Formulierung dieser Aussprüche noch nicht Reifer den Schlüssel zu einer ganzen literarischen Epoche. Musset – das gleiche Vendôme, die gleiche Kultur, ein wenig auch das gleiche Geschlecht der Plejade im Blut – setzte das Werk und den unendlich französischen Geist Ronsards, Bellays, Desportes', Regniers viel intensiver und viel exakter fort, als es der oberflächlichen und nur die Bewegung des Zeitgeistes begreifenden Betrachtung sichtlich ist. Das ist, allen Anregungen durch das Cénacle zum Trotz, die elementare Verschiedenheit von der romantischen Schule. Daß er auch stilkritisch der französischen Renaissance viel näher steht als den Sainte-Beuveschen und Deschampschen Parteidoktrinen, soll bei Gelegenheit seiner »Contes d'Espagne et d'Italie« und eines autokommentatorischen Briefes an seinen Onkel Desherbiers gezeigt werden. – Hugo aber, der sich gerade 1827 in seinen stilreformatorischen Manifesten auf die Plejade beruft, ist ein wahrhaftiger Sohn Chateaubriands oder des vergehenden 18. Jahrhunderts oder der Revolution und seiner übernationalen Einflüsse. In dem Dezennium seiner ersten und heftigsten literarischen Aktivität, von 1820–1830, arbeitete er gleichsam unter dem Patronat Chateaubriands, widmete ihm wundervolle Oden, ließ die »Muse Française« zum Zeichen der Trauer am Tage nach dem Sturz des Ministers Chateaubriand nicht erscheinen; erst nach 1830 führt ihn der Einfluß Sainte-Beuves vom alten Meister und einer ganzen

politischen Gesinnung fort. Das ist die seltsam sich schneidende Doppelkurve Hugos und der politischen Romantik: Literaturrevolutionär und Legitimist – Literaturlegitimist und Revolutionär – Literaturkönig und Liberaler. – Der unpolitische Musset, drei Monate vor dem »Cromwell«, schrieb: »Ich möchte Shakespeare sein – oder Schiller.« Ich möchte – nicht das hugo-energumenische: Ich will. Er schwankt, voll des französischen Renaissancegeistes, mit seiner lässigen Geste zwischen dem ungeheuren Phantasma Englands und dem kantisch-deutschen Revolutionarismus. Er, der Enkel der Plejade, entschied sich für das 16. Jahrhundert.

Er wurde kein Shakespeare, weil er zu französisch war.

Hugo wurde kein Chateaubriand, weil er mehr als französisch war.

II

1828 bis 1833

Als dieser blauäugige Blondin Paul Foucher, der sich später mit Boulevardstücken ein Vermögen erwarb, – achtzehnjährig wie Musset, ein noch größerer Schlingel als er, ein noch besserer Walzertänzer – ihn mit dem Arsenal des guten Nodier und mit Victor Hugos Cénacle bekannt machte, war der Literaturkrieg zwischen der glühend und unentwegt angreifenden Romantik und dem sich zäh verteidigenden Klassizismus in vollstem Gange. Wohl hatte »Cromwell« und sein epochales Vorwort den ersten Sieg errungen, wohl stritt schon Alexandre Dumas'

»Henri III.«, und »Marion Delorme« war schon geboren, doch noch hatte »Hernani« nicht die Entscheidung gebracht. Die Stimmung war kampflustig und begeistert. Alfred de Vigny las und die Deschamps, man sah Mérimée, Sainte-Beuve, Louis Boulanger, den großen Delacroix und wie sie alle hießen. Man debattierte und rezitierte, man kletterte auf die Türme Notre-Dames, um den Sonnenuntergang zu sehen, man durchstöberte die ältesten Stadtwinkel und war herrlich jung.

Im Arsenal wurde mehr getanzt als debattiert; dort war es weniger Chéniers heiliger Schatten, als Nodiers hübsche Tochter Marie, die Musset zur Anbetung zwang.

Noch blendete ihn die Nähe der großen Namen und großen Worte zu sehr, als daß er schon mitzusprechen wagte. Es ist übrigens erstaunlich und wohl auch von einer gewissen geistigen Bedeutung, wieviel mehr ihn die Persönlichkeit Lamartines zu dieser Zeit schon erschütterte als die Hugos. Jede Begegnung mit Lamartine im Salon Nodiers brachte ihn in eine wortlose Bewunderung. Selbst nach 1830, als er dehugotisiert und entlamartiniert war und zu Vigny den gar nicht schlechten Witz über die himmelblauen »Harmonies« Lamartines gemacht haben soll: »Tout cela ne vaut pas Faublas«, – selbst später konnte er sich der suggestiven Wirkung des Mannes niemals ganz entziehen, so daß wiederum bei Lamartine ein sehr einseitiges und ein wenig hochmütiges Verhältnis zu Musset bemerkt werden konnte. Man lese in diesem Zusammenhang nur die einleitende Charak-

teristik Mussets in seinen durchaus nicht immer maßgeblichen »Cours familiers de littérature«, der eine noch schiefere Darstellung seiner dichterischen Bedeutung folgte:

»Das war ein schöner junger Mann mit geölten Haaren, die ihm über den Hals fielen . . . Eine mehr zerstreute als nachdenkliche Stirn; mehr träumerische als strahlende Augen (eher zwei Sterne als zwei Flammen); ein sehr feiner Mund, unentschlossen zwischen Lächeln und Traurigkeit; ein hoher schlanker Wuchs, der, sich schon ein wenig beugend, die noch so leichten Gewichte seiner Jugend zu tragen schien; ein bescheidenes und gewohntes Schweigen inmitten des konfusen Tumultes einer schwatzhaften Gesellschaft von Frauen und Dichtern.« *

In dieser ersten Zeit ist die größere Wirkung Lamartines leicht zu erklären: der Dichter-Diplomat war zwanzig Jahre älter, und die Sonne seines Ruhms, aufgegangen über den unerhörten Erfolg seiner »Méditations« stand schon europäisch hoch. Hugo, nur acht Jahre älter, war damals noch nichts als der Dichter der »Odes et Ballades« und eine sich wacker trainierende, mutig sich schlagende und durchaus sich nicht verheimlichende Hoffnung. Seinem Cénacle zwar war er schon Fanal, Kommandant: heroisch und leuchtend. Und die Wirkung auf die erstlich Versekreißenden, also auch auf Musset, war deshalb eben bis zur glatten Imitatio heftig, weil zwischen Führer und Folgsamen nicht die jugendlich läster-

* Dixhuitième Entretien de littérature.

baren, aber kaum zu zertrümmernden Barrikaden des Altersunterschiedes und des Ruhmes lagen. Die heimliche Spekulation jedes dieser Scholaren, im Grunde und in naher Zeit romantischer reimen zu können als ihr gleichaltriger Dichterlehramtskandidat - eine Hoffnung, die gegen die gefestigte Position Lamartines oder gar Chateaubriands nur mit dem billigen Impetus jungenhafter Kritik anzurennen wagte - gab diesem Cénacle wie zu allen Zeiten jeder Konzentration junger Literaten die notwendige Geschlossenheit und Erbarmungslosigkeit. In dem Augenblick - er trat um 1830 ein -, als der Kommandant und einige Leutnants arrivierten, mußte die ganze Formation auseinanderfallen; denn nirgends ist die Egozentrik und die rücksichtslose Ausnutzung solcher Solidarität größer als in Zirkeln geistiger Produzenten.

Auch Musset also dichtete. Schwer von der Mentalität des Cénacle und das Ohr im Versrhythmus des eben Gehörten, schrieb er in der Stille seines Bois eine Ballade und ein einigermaßen schreckliches Dramulet spanischer Szenerie (man sieht den Einfluß des Führers), die er beide verbrannte.

Foucher hatte in Dijon ein Blättchen entdeckt: »Le Provincial« - er war mit einem seiner Redakteure bekannt -, das einige Verse von ihm veröffentlichte. Ein wenig später sandte er dem freundlichen Schriftleiter das Gedicht eines sich nicht nennenden Autors, das eigens für den »Provincial« angefertigt sei. Die Ballade, betitelt: »Un Rêve«, wurde

angenommen und erschien am Sonntag, den 1. August 1828, mit den Initialen A. D. M. Der gefällige Redakteur allerdings bat in einem kleinen Kopfvermerk die verehrlichen Leser des »Provincial« um Verzeihung, daß Form und Inhalt des Poems gar so modern romantisch sei. Der Herr Charles Brugnot, der Chefredakteur, wetterte in einer Fußnote, daß diese liebedienerische Vorbemerkung keinesfalls von ihm oder mit seinem Willen geschrieben sei und daß er nicht gewillt sei, für eine phantastische Szene, die er prachtvoll finde, um Verzeihung zu bitten. Also zankten sich bereits um Mussets erste gedruckte Zeilen die eigenen Redakteure und noch in aller Öffentlichkeit. Musset freute sich unendlich über die erste Veröffentlichung und ihre Wirkung; das Dijoner Blättchen bewahrte er wie ein Heiligtum.

Er wurde mutiger und selbstbewußter. Der Literaturkrieg, heftiger als je, lockte ihn in die erste Sturmreihe. So machte er sich eines Morgens auf, stieg über die vielen Treppen zur Dachkammer Sainte-Beuves, weckte ihn und sagte lächelnd die Worte, die Correggio imitierten und berühmt geworden sind: »Auch ich mache Verse.« Dann trug er seine Elegie: »La Prêtresse de Diane« und ein paar Balladen vor.

Einige Tage später schrieb Sainte-Beuve, der Kritiker und Wegbereiter des romantischen Frankreich, einem Freund: »Wir haben unter uns ein geniales Kind.«

Das Cénacle fordert ihn auf zu lesen. Die Elegie wurde beklatscht, das Gedicht: »Agnes«* bejubelt. Man hatte einen neuen Krieger.

* Weder »Un Rêve« noch »Agnes« noch »La Prêtresse

Musset war skeptisch genug, auf diesen Beifall nicht seine dichterische Berufung aufzubauen. Ob er schon damals den Zwischenraum gefühlt hatte, der ihn vom Cénacle trennte, ist zum mindesten zweifelhaft, aber er empfand vielleicht, daß diese ersten Versuche mehr von parteipolitischem als dichterischem Interesse waren. Er sagte einsichtig zu seinem Bruder:

»Stiege ich morgen auf ein Schafott, so könnte ich wohl meine Stirn schlagen und André Chéniers Wort wiederholen: »»Und doch fühle ich, es war etwas da drin!«« Aber man täte mir einen schlechten Dienst, mir einzureden, ich sei ein großer Mann. Nur das Publikum und die Nachwelt geben solche Diplome.«*

Wenn er auch in der Vitalität seiner achtzehn Jahre darauflosschrieb, oder richtiger gesagt: hinter Hugo herschrieb, so war es doch nicht viel mehr als ein glänzend begabter Formalismus, der selber insgeheim vielleicht am stärksten empfand, wie unfrei seine Freiheiten waren. Und es scheint, das Hauptmotiv zu den jetzt entstehenden Gedichten, Balladen und kleinen Epen – »Le Lever«, »L'Andalouse«, »Charles-Quint«, »À Saint-Just«, »Don Paez«, »Les Marrons du feu«, »Portia« – war der Wunsch, möglichst viel und möglichst frappierendes Material zu haben, um im Cénacle vorlesen zu können. Das erzählende Gedicht »Don Paez«, das neben den ewig frischen Versen der »Andalusierin« die beste Arbeit dieser ersten Schaffenszeit ist und zuweilen einen hinreißenden Schwung

de Diane« sind in eine Musset-Ausgabe aufgenommen worden.

* P. de Musset, Biographie.

hat, wurde von den Feuerköpfen des Cénacle zumal wegen dieses einen Verses bewundert:

– Frères, cria de loin
un dragon jaune et bleu qui dormait dans des foins.

Der »Gelbe und blaue Dragoner«, zwei kühne und unbedenkliche Pinselstriche, riß die Gemeinde zum Beifall hin. Das war Romantik, das war nicht Delavigne!

Jetzt auch entstand seine berühmte »Ballade à la lune«, toll jonglierende, nach allen Seiten pritschende, laszive und schon wieder wundervoll gestaltete Verse und Verssplitter. Wieder klatschte das Cénacle Beifall und lachte anerkennend über die wackeren Debauchen des Novizen. Das war Romantik, das war nicht Delavigne, das war ein Mut, der auf den armen Klassizismus noch mit einem i-Punkt prügelte, ohne zu vergessen, den erschrockenen Bürger bis ins eheliche Schlafgemach zu begrinsen. Aber das Cénacle merkte nicht: das war auch kein Exerzitium der romantischen Schule; das war fast ihre Karikatur. Vielleicht merkte Musset es selber noch nicht; denn alle diese Gedichte und Versepen, die seinen ersten Lyrikband, die »Contes d'Espagne et d'Italie« allmählich bildeten, und die von Betrug, Ehebruch, zynischer Sinnlichkeit und raffiniert posierender Blasiertheit voll waren, sind doch nichts anderes als die genialischen Vorwegnahmen seiner Pubertätsjahre. Als er nicht viel später wirklich so lebte, wie er in seinen ersten Gedichten phantasierte, erfuhren seine Werke eine ethischere Orientierung.

Er wurde Mann. Der schmächtige blonde Junge, über den die Frauen hinwegsahen, entwickelte sich schnell zu der selbstsicheren und blendenden Erscheinung, für den der Hof des Sonnenkönigs der heimlich ersehnte Rahmen gewesen wäre. Die Frauen fingen an, sich nach ihm umzusehen. Der Tempsredakteur, Prosper Chalas, prophezeite: »Je crains fort pour lui les Dalila«, und hatte recht.

Musset hatte stets einen Widerwillen gegen den Typ des unbeholfenen Neulings. Mit derselben voraussetzungslosen Routiniertheit, mit der er in die Literatur sprang, wurde er Lebemann. Er hatte die unterschiedlichsten Abenteuer, er spielte, er erzog sich zum Dandy. Er sagte zum Bruder Paul, der ihm einige Ermahnungen zuteil werden ließ:

»Gerade weil ich jung bin, muß ich alles kennen lernen, und ich will alles erfahrungsgemäß kennen lernen, nichts durch Hörensagen. Ich fühle in mir zwei Menschen, einen handelnden und einen betrachtenden. Wenn der erste eine Dummheit macht, soll der zweite davon profitieren. Früher oder später, wenn es Gott gefällt, werde ich meinen Schneider bezahlen. Ich spiele; aber ich bin kein Spieler, und wenn ich mein Geld verloren habe, so ist diese Lehre mehr wert als alle Ermahnungen der Welt.«*

Der jeweilige Katzenjammer, zumal nach verlustreichen Spielnächten, war intensiv genug. Man fand ihn dann stöhnend und lamentierend in seiner Sofaecke, angetan mit einem viel zu weiten alten »Carrick« und renitent gegen allen Trost: »Qu'on me laisse dans

* P. d. Musset, Biographie.

mes haillons et mon désespoir!« Doch kaum war der Abend da, war er wieder Grandseigneur. Er brauchte Luxus, glänzende Salons, den Anblick schöner Frauen. Das Bedürfnis nach äußerlichem Erhobensein war fast manisch, und seine Knabenleidenschaft für Alexander den Großen, für Heliogabal, für Cesare Borgia blieb, weil der eine Persepolis in Flammen aufgehen ließ, um einer Kurtisane ein Schauspiel zu bereiten, weil der andere die unerhörte Pracht seines Sonnenpriestergewandes besaß und weil der dritte seines Maulesels Hufe mit Gold beschlug.

In diesem Winter 1829 befreundete er sich mit dem extravaganten Alfred Tattet und dem Ästheten Ulric Guttinguer, die er beide durch seine Widmungen unsterblich machte. Vor allem der Viveur Tattet, Sohn eines reichen Pariser Börsianers, dessen Freude an Luxus, schönen Frauen und schönen Pferden ehrlich sich mit der Freude an einem schönen Vers vertrug, wurde ihm, neben dem Bruder Paul, der treue Freund für sein Leben lang. Die anderen alle: d'Alton-Shée, der Fürst Belgiojoso, der Major Frazer, Guttinguer, Arago, Roger de Beauvoir, Felix Arvers waren nur Kameraden, des Vergnügens zumeist und ein wenig auch der geistigen Sphäre. Tattet aber blieb ihm durch alle Schwankungen seines hastigen Lebens treu:

Dans mes jours de malheur, Alfred, seul entre mille,
tu m'es resté fidèle où tant d'autres m'ont fui.

Die Neigung Tattets für den fast gleichaltrigen Dichter ist für die Mentalität solcher Intelligenzen

sehr typisch. Musset, der Beau, war nach dem ersten Zusammentreffen und den ersten Versen, die er von ihm hörte, für ihn der Schriftsteller, der ihn »vibrieren machte«. Wäre Musset häßlich gewesen, unelegant oder beschlafrockt wie der große Balzac, dann würde sich Tattet wohl begnügt haben, sich seine Bücher in gebleichtes Schweinsleder binden zu lassen und ihn auf der Straße zu grüßen. Die Harmonie des Gesichts, des Anzugs und der Verse aber brachte den Elegant in eine tiefe und schöne Freundschaft. Man liest in dem Roman »Lui« der Louise Colet, wie Musset die Ursache dieser Neigung begreifen mochte:

»Er liebte mich (Musset spricht es selber) als den Luxus seines Geistes. Ich war für alles Intelligente und Ideelle in ihm ebenso notwendig wie es seine Mätressen und seine Pferde für seine gewohnten Zerstreuungen waren. Er gefiel mir gleich durch sein Laisser-aller, den Freimut seines Lebens und die Unbekümmertheit seiner Meinung.«

Ulric Guttinguer, damals schon ein dreiundvierzigjähriger Mann, ein katholischer Sybarit, wie ihn der Literaturhistoriker Séché nannte, Theosoph, Saint-Martinist und Epikureer zugleich, kein schlechter, wenn auch etwas zu femininer Dichter – Sainte-Beuve vergleicht seine Elegien sehr gut mit den Versen der Desbordes-Valmore – und Verfasser eines bemerkenswerten theosophischen Romans »Arthur«, – Guttinguer lud um diese Zeit den jungen Musset zu einer sehr empfindsamen Reise nach Saint-Gatien-les-Bois, bei Honfleur, seinem genießerischen Wohnsitz ein,

wohin die Romantiker und ihre Damen mit vieler Freude zu pilgern pflegten. Dort, nach rascher Kordialität, schrieb Musset drei Stanzen auf den Gastgeber, die seinen Namen nicht hätten vergessen lassen, auch wenn er nicht schon die eigene Karte an die Literatur abgegeben hätte.

Von den Prominenten des Cénacle zog ihn am meisten Alfred de Vigny an, der schwermütige keusche Poet, dessen edles Gesicht und edle Art dem zarten Menschen zutunlicher war als Victor Hugos zwangvolles Kommando. Vigny hatte innerhalb des Cénacle so etwas wie eine Sondergruppe gebildet, zu der Barbier, Emile Deschamps, Busoni, Brizeux sich bekannten. Musset, der Shakespeareaner, gesellte sich zu diesen Getreuen, um gemeinsam mit ihnen für den Erfolg von Vignys Othello-Übertragung zu kämpfen. Dann, unter dem 17. Dezember 1829, lud er den Dichter mit diesen Zeilen ein, der Vorlesung seiner Gedichte beizuwohnen:

»Mein lieber Herr, kann ich hoffen, daß Sie diese unglücklichen Poeme anhören möchten, die ich zu lesen mir vornehme? Sie werden Freunde finden und uns viel Freude machen. Ich kann Ihnen nur die Ermahnung zurückgeben, die Sie mir für Othello sandten: »»Kommt, braves Herz!«« – nicht daß es sich um eine Gefahr handle, aber es handelt sich um nichts Geringeres als um Hilfe; und gerade Ihre Hilfe rufe ich an, denn Sie sind auch mein Vater in litteris.«*

Von diesem Augenblick an datieren auch die freund-

*»Étude et récits sur A. d. M.« von Mme. de Janzé, p. 70.

schaftlichen Beziehungen zwischen beiden und Mussets regelmäßige Besuche in der rue Miromesnil 30, wo Alfred de Vigny damals wohnte. Juste Olivier, in seinen »Souvenirs«, beschreibt den Jüngeren:

»Bei einem dieser Mittwochabende des Herrn de Vigny, wohin ich ziemlich regelmäßig ging, bemerkte ich oft einen sehr jungen, blondhaarigen Mann, der sehr elegant, vielleicht ein wenig outriert gekleidet war: Redingot mit Sammetkragen bis zum Gürtel, himmelblaue, knapp anliegende Hosen. Das war Alfred de Musset. Sein Gesicht ist schön; regelmäßige Züge und blaue Augen, blonder Bart, schöne Zähne, hübsche Nase; aber die Gesamterscheinung hätte, ohne des Ausdrucks zu ermangeln, mehr haben können, etwas weniger Materielles; sie gibt mir den Eindruck einer schönen Blume, gepflückt und verblüht vor dem Abend.

Alfred de Musset sprach viel, von allerlei Dingen, und mit Geist. Er war ein junger Mann nach der Mode, der den Ball des Herzogs von Orléans besuchte und dem der Herzog von Chartres seine Karikaturen zeigte. Er erzählte auch lustig und leichthin ein paar Witze, die einer seiner Freunde über ihn und seinen »»Punkt auf einem i«« gemacht hatte. Er sprach von Theater, Gemälden, Statuen, und kam dann auf geistige Getränke. Er ist der Ansicht Hoffmanns: Champagner für eine komische Oper; Rheinwein für eine sakramentale Oper; französischer Wein für eine ernste Oper; und Punsch für eine Oper wie »»Don Juan««, in der das Komische und Tragische vermengt ist.«

Daß Musset diesen hoffmannesken Alkoholismus in besonderer Weise zu kultivieren wußte, zeigt dieser Brief an Vigny, den er später, an »La Coupe et les Lèvres« schwanger, nicht ohne Witz formulierte:

»Ich bin wie jene Frauen in Hoffnung, die immer glauben, das letzte Kind wird das schönste sein, und die, nach einem Wurf von Eulen, den Apollo von Belvedere im Leib zu haben glauben. So kommt es, daß ich immer noch nicht Ihre gute und nützliche Freundschaft ausnützte. Ach, ich bin mit einem letzten Monstrum in Arbeit, das die Naturalisten der Literatur erklären werden, wie sie können; und anstatt es in ein Glas Spiritus zu setzen, ziehe ich es mit großer Mühe an den Beinen aus einer Flasche Schnaps. Nach der Niederkunft hoffe ich, Sie werden mir erlauben, Sie an ein Versprechen zu erinnern, das Sie mir auf sehr liebe Art gaben, und Ihnen einige Dichterstunden für die Träumereien eines Nichtstuers stehlen zu können, der Ihnen mit Herz und Geist zugetan ist.«*

So reifte der erste Gedichtband. Vorher allerdings hatte er anonym, kaum beachtet und jetzt schon ganz vergessen für die Librairie Mâme den kleinen englischen Roman Thomas de Quinceys übersetzt und herausgegeben: »Le Mangeur d'Opium« oder wie der Verleger durchaus wollte: »L'Anglais mangeur d'Opium«, dem übrigens Baudelaire den Stoff zu seinen »Paradis artificiels« entnahm.** Es war

* »Étude et récits sur A. d. M.« von Mme. de Janzé.

** Der Originaltitel lautete: »Confessions of an English Opium eater«.

die Arbeit eines Monats, die in die Übersetzung ein paar eigene Sentenzen aus der Zeit der Anatomiekurse verflocht.

Kurz darauf hatte er eine sehr schwere Einbuße zu erleiden: seine Ungebundenheit. Der Vater, mit seiner Lebensführung nicht mehr einverstanden, eröffnete ihm eines Tages, daß er ihm eine Expedientenstelle in dem Bureau des Herrn Febvrel verschafft habe, der den Militärbehörden das Brennholz lieferte. Musset gehorchte seufzend und drückte den Bureauschemel.

Doch er besann unentwegt die Möglichkeiten, wieder frei zu werden. Wenn die Gedichte erschienen und Erfolg hätten!

Er nahm das Manuskript seiner »Contes« und ging zum Verleger Urbain Canel, einem der romantischen Sache sehr ergebenen Mann. Der berechnete die Seiten und erklärte, es fehlen noch fünfhundert Zeilen, um einen für die jungen Autoren üblichen Oktavband zu füllen.

»Nur fünfhundert Verse, um wieder frei zu werden!« rief Musset, »ich bringe sie Ihnen bald«.*

Er benutzte seinen dreiwöchentlichen Herbsturlaub und schrieb bei seinem Onkel Desherbiers in Le Mans die sechshundert Verse des »Mardoche«, sehr kecke, boulevardeske, sehr begabte Verse. Einige Strophen, die dem Verleger ein wenig zu kühn dünkten, wurden eliminiert. Das Manuskript wanderte in die Druckerei von David; die Setzer arbeiteten an den amüsanten

* P. de Musset, Biographie.

Gebilden dieses unbekannten Herrn de Musset zumeist in den Freistunden.

Am heiligen Abend des Jahres 1829 bat Musset seinen Vater, einen Vorleseabend zu veranstalten. Es kamen Mérimée, Vigny, Emile und Antony Deschamps, Louis Boulanger, Victor Pavie, Delarosière und Guttinguer. Musset rezitierte »Don Paez«, »Portia« und »Mardoche«, Themata, die mit der heiligen Nacht nicht eben viel zu tun hatten. Die meisten Zuhörer kannten die beiden ersten Gedichte; doch »Mardoche« war der Erfolg des Abends; diese junge, unbedenkliche und akute Namen geschickt ironisierende Reimerei gefiel ungemein. Man glaubte an den Erfolg des Bandes.

Am 2. Januar 1830 erschien das Buch bei A. Lavasseur und Urban Canel, betitelt: »Contes d'Espagne et d'Italie«, in Oktav, zweihundertachtunddreißig Seiten stark und kostete sechs Franken. Sein Inhalt: Préface en prose. - Don Paez. - Les marrons du feu. - Portia. - Chansons et fragments: Barcelone (L'Andalouse), Le Lever, Madame la Marquise, A Mme. B., An Young-Frau, A Ulrik G., Venise. - Stances: Que j'aime à voir. - Sonette: Que j'aime le premier frisson. - Ballade à la lune. - Mardoche. - Variantes.

Die Ausgabe, die nur in fünfhundert Exemplaren erschien, gehört jetzt zu den kostbaren bibliophilen Seltenheiten.

Das Werk machte ihn berühmt. Eine große Bewegung für und gegen ihn erhob sich; aber die Begeisterung, zumal der Jugend und vor allem der Frauen, überwog. Der literarische Erfolg ist mit dem

10*

Triumph von Lamartines »Méditations« nicht zu vergleichen. Kein bigotter und royalistischer »Conservateur« konnte behaupten, daß »Frankreich, glücklicher als England, heute in seinem Herzen einen Dichter auferstehen sehe, der seine Inspiration aus der Religion schöpfe, der wahrhaftigen Quelle des Lichts und des Lebens«. Im Gegenteil: die konservativen Zeitungen bemäkelten sehr diese »Muse libertine« mit ihrer Amoralität und den modischen Verzerrungen der Charaktere und der Sprache. Die fortschrittlichen Blätter wiederum rühmten die unlamartineske Verskühnheit und die sympathische Abkehr von der Hyperbolik. Ein royalistisch-orthodoxer Kritiker wiederum stellte der neuen Schule eine Art Ablaßzettel aus, weil im zweiten Gesang von »Portia« ein ehrfürchtiges Gefühl der katholischen Kirche gegenüber unverkennbar sei. Das Hin und Her der Meinungen schadete ihm nicht; weil die klare Einregistrierung in die Hugo-Schule nicht möglich war, fand er nicht nur bei den Anhängern der Bewegung den erwarteten Parteibeifall, sondern auch bei manchen besinnlichen Gegnern ein Aufhorchen, ein Kopfnicken, das für ihn nützlicher war als ein doktrinär eingestelltes Ja der einen und Nein der anderen. Denn aus diesem ersten Buch, das doch aus dem Geist des Hugo-Kreises geboren wurde, fühlte man schon die heimliche Unabhängigkeit, die bald eklatant werden sollte. Zwar war der Furor gegen die traditionelle Form fast noch schneidender als der der Cénacle-Häuptlinge, aber er war nicht so kriegerisch-wuchtig, nicht so ehern-polemisch; er war anmutig trotz

allem, witzig, pirouettierend: er war französischer als Hugos reformatorische Härte, als Vignys ernste und schwere Religiosität, als Emile Deschamps, der »jeune moraliste«. Er war auch sorgloser, leichter zugänglich, menschlich geselliger, ironischer: wie es der Boulevard liebte.

Man staunte also und bewunderte, man geiferte und stritt, man war aber auch ratlos. Da war zum Beispiel die schon erwähnte Mondballade, deren maßlos unanständige letzte Strophen in etlichen späteren Ausgaben unterdrückt wurden. Was sollte sie besagen? Gewiß, der groteske Bau ihrer Strophen war die übliche Persiflage auf den Klassizismus; aber griff die Ironisierung nicht zugleich auch auf die Romantik über? Wurde nicht Luna, die geliebte Metapher des Cénacles, in gleichem Maße diskreditiert wie Delavignes Metrik? Karikierte vollends die Ballade nicht sich selbst?

Nur die junge Generation fragte nicht viel, jubelte dem neuen Dichter zu und kopierte ihn vom Versbau bis zur Krawatte.

Kurz nach Erscheinen des Buches sandte Musset zusammen mit einem Exemplar diesen schon erwähnten, für die Erkenntnis seines poetischen Weges sehr wichtigen

BRIEF AN SEINEN ONKEL DESHERBIERS
IN LE MANS.

»Mein lieber Onkel, ich schicke Dir diese Gedichte, von denen Du einen Teil gehört hast. Lesen und Hören sind zweierlei, wie Du weißt; aber Du wirst gegen

sie nicht strenger sein als ich, und ich bitte Dich um allen nur möglichen Freimut.

Bitte verzeih mir die umgestellten Sätze; ich glaube, ich bin jetzt davon abgekommen. Du wirst schwache Reime sehen; ich habe ein Ziel gehabt, als ich sie machte, und ich weiß, an was ich mich ihretwegen zu halten habe; aber es war wichtig, sich von dieser Reimschule zu unterscheiden, die rekonstruieren wollte und sich nur an die Form machte, glaubend, durch Übergipsen aufbauen zu können.

Mein Vorwort ist impertinent; das war für die Wirkung notwendig; aber es greift keinen an und es sind ihm sehr leicht verschiedene Bedeutungen beizumessen.

Was die gebrochenen Versrhythmen betrifft, so meine ich, daß sie in dem, was man das Rezitativ nennen kann, nicht schaden; das heißt im Übergang der Sentiments oder der Handlungen. Ich glaube übrigens, daß sie selten sein müssen. Indessen machte Racine von ihnen Gebrauch.

Ich möchte Dich bitten, Dich mehr an die Komposition als an die Einzelheit zu halten; denn ich bin noch weit entfernt, eine gesicherte Manier zu haben. Ich werde wahrscheinlich noch mehr als einmal wechseln.

Ich habe vom letzten Gedicht mehrere ein wenig zu materialistische Dinge abgetrennt und lieber den Dandysmus dominieren lassen, der weniger gefährlich ist. Ich möchte Feinde vermeiden, es wird mir wahrscheinlich nicht gelingen; aber ich glaube, daß mein Vater, der die Zeitungen sehr genau liest, mehr

Furcht hat als ich. Gerechte Kritik gibt Schwung und Feuer. Ungerechte Kritik ist niemals zu fürchten. Auf jeden Fall bin ich entschlossen, vorwärts zu gehen und kein Wort zu erwidern.

Das alles ist zuerst ganz amüsant; ich kann mir nicht versagen, jedesmal zu lachen, wenn ich mich ausgehängt finde.

Ich erwarte Deine Meinung. Meine Freunde sagten mir Schmeicheleien, die ich in die hintere Rocktasche gesteckt habe. Es war auf vier oder fünf Unterhaltungen mit Dir hin, daß ich meine Meinung in sehr gewichtigen Punkten reformieren mußte; und seitdem habe ich noch etliche andere Reflexionen getan. Aber Du weißt, daß sie mich noch nicht so weit gebracht haben, Racine zu lieben.

Lebe wohl, mein guter Onkel. Liebe mich immer und glaube, daß ich es Dir aus bestem Herzen zurückgebe. Ich habe nur ein Bedauern; daß ich Dich nicht bei mir habe, um mich Deiner Führung und Deiner Freundschaft zu bedienen.

Dein Neffe

Januar 1830.* Alfred de Musset.«

Der Brief bedeutet schon die Trennung von der romantischen Schule oder er bedeutet, daß eine natürliche Zusammengehörigkeit niemals existierte. Die beiden parteidogmatischen Hauptschriften des vor-sainte-beuveschen Romantizismus: Hugos Vorwort zum »Cromwell« und Emile Deschamps' »Études françaises et étrangères«, waren nicht – das sah man bald – die einzigen Quellen der »Contes«. Der

* »Lettres«, Oeuvres posthumes.

Brief aber zeigt, daß in dem Erstlingswerk schon eine ganz bewußte Opposition geübt wurde, die indes, vielleicht sogar unfreiwillig, die inspirative Nähe Hugos noch nicht leugnen kann. Der Satz: »aber es war wichtig, sich von dieser Reimschule (école rimeuse) zu unterscheiden usw.« geht auf jeden Fall gegen das Cénacle. Wenn Émile Deschamps dem unerreichten André Chénier, dessen Vers-Überschreiten innerhalb des Alexandriners er sowohl wie Musset freudig annimmt, doch das Nicht-Einhalten der Strophenpause und das Eingreifen einer Strophe in die andere vorwirft, so nimmt Musset diese Sünde breitspurig auf sich, als er an vielen Stellen des »Mardoche« den Vers sogar über die Kapitelziffern fortsetzte. Der Brief vollends wirkt wie ein Gegenmanifest zu der Deschampsschen Feststellung:

»Es ist der Modus der Versifikation, dem die aktuelle Schule folgt; sie hat auch von unseren alten Dichtern diesen eleganten, vom letzten Jahrhundert zu arg vernachlässigten Reimreichtum wieder übernommen; denn der Reim ist der charakteristische Zug unserer Poesie; er muß ein Schmuck sein, um nicht die Wirkung einer Kette zu haben, und Reimverse sind etwa wie Verse, die ungefähr Silbenmaß haben.«

Dieses Reimpostulat einerseits – das sich dazu noch deutlich auf die »anciens poètes« beruft – und Mussets rhythmische Forderung andererseits machen Lust, die Entscheidung eines alten Meisters anzurufen. Man liest in Joachim du Bellays prachtvoller »Défense et Illustration de la langue françoise«, daß es durchaus noch keinen reichen Rhythmus bedeute

und kein französisches Meisterwerk, wenn Herr X. imminent auf éminent und miséricordieusement auf méliodieusement reimt. Rhythmus sei wie von ungefähr, nicht erzwungen; empfangen, nicht gerufen; von innen, nicht von außen; natürlich, nicht angenommen: dergestalt, daß der Vers, in den Rhythmus fallend, das Ohr wie harmonische Musik, in vollkommenen Akkord fallend, erfreue.

Die Hegemonie des Rhythmus, der Plejade eigen und Musset selbstverständlich, läßt zwischen beiden die Parallele mit gleicher Leichtigkeit weiterziehen und bedeutet andererseits, daß ihr Weg und der der romantischen Schule zum mindesten nicht der gleiche war. Mussets rhythmisches Primat – und mit aller Differenzierung der einzelnen Persönlichkeiten auch das der Plejade – und das unbedenkliche Temperament, das damit zusammenhing, kann schaffend weder schulmäßiger Disziplin noch, in dem gereiften Zustand, stendhalesker oder flaubertscher Selbstzucht folgen. »J'en changerai plus d'une fois encore«, schreibt er in diesem Brief, mit einer Selbsterkenntnis, die in solcher Frühzeit nicht gewöhnlich ist. Gleich Joachim du Bellay, der zuerst der Petrarca-Renaissance in Frankreich den Weg bahnte und dann ohne Verlust an literarischer Moral, ohne peinliche Schwenkung, ohne Verrat die Petrarcisten bekämpfte, stieg der nicht weniger sinnliche, ganz undoktrinäre Musset aus dem Hugo-Schiff, das ihn eine nützliche Weile getragen hatte, und folgte schon keiner anderen Direktive als dem eigenen Gefühl. Das war nicht die straffe und zielbewußte Linie Sainte-Beuves, sondern

eine fiebrige Kurve, die vieles berührte und umfaßte: Stile und Sentiments, – nur keine Theorie.

In seinen »Souvenirs« gibt der zeitgenössische Legouvé eine für Mussets Art zu schaffen bezeichnende Äußerung wieder. Man sprach von Scribe. Musset sagte, er schätze ihn, er erkenne ein Verdienst der geraden Linie an, das zu einer rechten Solidität des Schaffens führe, aber doch zu einem Mangel an Intuition, zu einem Zuviel an Logik. Er verliere ja niemals den Kopf und habe den einen Fehler: il ne se fâche jamais contre soi-même. »Ich aber im Gegenteil«, fährt er fort, »ich aber muß im Laufe einer Szene oder eines Gedichtteiles plötzlich den Weg ändern, meinen eigenen Plan umstülpen, mich gegen meine eigene Person wenden und sie durch den Zwischenredner schlagen lassen . . . Ich war nach Madrid aufgebrochen und bin in Konstantinopel.«

Wahrhaftig: das ist Musset, das ist seine Einzigartigkeit in jener sehr bewußten, berechnenden und bedenklichen Zeit. Diese scharmante Kopflosigkeit, dieses Nicht-wissen-wohin vor dem Ansturm der Gefühle und der Verse, diese wunderschöne Geste: auf gut Glück, Sprünge in die Freude, Sprünge in das Leid, das entzündliche Herz schon immer den nächsten Funken, der es in Flammen setzt, ahnend und begehrend, – diese anmutige Disziplinlosigkeit des schwermütigen Glückskindes oder, wenn man will, des melancholischen Optimisten wurde von seiner Vertrauten, seiner »Marraine« der klugen Mme. Jaubert später in eine zauberische Formel gebracht:

»le Prince phosphore de coeur volant«.

Die Entscheidung kam bald. Er veröffentlichte in der »Revue de Paris«: »Les Vœux stériles« und »Octave«. Wieder staunte man: der wilde oder nonchalante Stil war verschwunden und der Vers voll geruhigen Wohllautes. Das Cénacle schüttelte unmutig den Kopf.

Dann aber erschienen in derselben Zeitschrift: »Les secrètes Pensées de Rafaël« und diese gewiß selbstherrlichen Verse:

Salut, jeunes champions d'une cause un peu vieille,
classiques bien rasés, à la face vermeille,
romantiques barbus, aux visages blêmis!
Vous qui des Grecs défunts ballayez le rivage,
ou d'un poignard sanglant fouillez le moyen-âge,
salut! – J'ai combattu dans vos camps ennemis.
Par cent coups meurtriers devenu respectable,
vétéran, je m'assois sur mon tambour crevé.
Racine, rencontrant Shakespeare sur ma table,
s'endort près de Boïleau qui leur a pardonné.

Jacta est alea. Das tödlich verletzte Cénacle sagte sich von ihm, dem Renegaten, los. Noch war es diszipliniert genug, um geschlossen gegen ihn zu sein. Man vergaß auch nicht in häßlicher Literatenart zu bemerken, daß der hoffnungsvolle Autor der »Contes« schon früh enttäusche und scheinbar doch nicht die dichterische Kraft sei, die man vermutet hatte.

Victor Hugo vollends nahm Musset niemals ernst. Es ist kein Zweifel, daß das Wissen um diese Nichtachtung den sehr Selbstbewußten auch in die äußere

Opposition trieb. Und es ist nicht schwer, in den Zeugnissen der Zeitgenossen allerlei mehr oder weniger authentische Kommentare und Anekdoten zu dieser Spannung zwischen den beiden Dichtern zu finden. So erzählte Legouvé in seinen »Souvenirs«, daß Victor Hugo ihm eines Tages gesagt habe:

»Sie schätzen Alfred de Musset zu hoch. Das ist einer dieser ephemeren Artisten, mit denen der Ruhm nichts zu tun hat, und deren Ruf nur eine Modelaune ist.«

Sollte dieser Ausspruch getan worden sein – und er ist dem heftigen Menschen in der Verärgerung über Mussets literarische Desertion und über die noch zu behandelnde »Notre-Dame«-Affäre sehr wohl zuzutrauen –, so ist er in hohem Grade ungerecht. Denn die Mode erhob den Dichter Musset nur eine kleine Spanne Zeit auf den Schild: eben in dieser Zeit, nach dem Erfolg der verwegenen »Contes« und durch die Popularität der Mondballade; doch die »Nächte« und die Novellen, die Musset in die Weltliteratur hoben, sind von spröderem Stoff, sehr erhaben über den Beifall des Tages, und die Komödien, die seinen Ruhm bedeuteten und seinen Namen nicht vergessen lassen werden, so lange es französische Bühnen gibt, sind oft zehn Jahre und mehr nach ihrer Entstehung erst aufgeführt worden.

So ist es nicht verwunderlich, daß Mme. de Janzé in ihren »Étude et récits sur Alfred de Musset« mit einer anderen Anekdote aufwartet, die dieses Mal die Überheblichkeit oder Ungerechtigkeit Musset in den Mund legt: An einem Abend las Musset im Salon der

Mme. de Girardin vor; Hugo erlaubte sich einige verskritische Einwendungen, Musset brach kurz ab und sagte ihm ins Gesicht:

»Genug! Sie können nicht begreifen und nicht fühlen, was ich fühle und begreife. Wissen Sie nur dieses eine: in hundert Jahren wird man noch meine Verse sprechen, wenn Ihre vielleicht vergessen sein werden.«

Oder Séché berichtet, wie Hugo, ein kritisches Wort unterstreichend, zu Musset sagte: »Ich habe achtzigtausend Verse vor mir!« – und wie Musset, ihm den Rücken wendend, antwortete: »Ich ziehe vor, sie hinter mir zu haben.«*

Doch alles das sind Anekdoten. Sicher ist, daß durch den literarischen Abfall Mussets sich Hugos Antipathien ungemein verschärften und durch die anonymen Angriffe auf das eben erschienene »Notre-Dame«-Werk Mitte 1831 im »Temps« bis zur Erbitterung wuchsen. Es gelang der französischen Literaturhistorik erst viel später nachzuweisen, daß nicht Musset der Autor gewesen war.** Und doch war sehr wohl bekannt, daß Musset das Meisterwerk Hugos schlechthin bewunderte und daß er, eines Tages die Kirche betretend, Worte sagte, die in diesem Augenblick und in diesem Raum dithyrambisch waren: »Quelle œuvre étonnante que celle de Victor Hugo.«*

* Léon Séché, »A. d. M.« T. I, S. 76.

** Es bleibt das Verdienst des Literarhistorikers Charles de Lovenjoul, in seiner 1878 erschienenen Broschüre: »Alfred de Musset et ses prétendues attaques contre Victor Hugo« diese Verdachtsmomente entkräftet zu haben.

Doch Hugos und der Hugotisten Gegnerschaft focht ihn nicht viel an, noch schadete sie ihm sonderlich. Allmählich fanden auch etliche alte Freunde auf neutralem Boden, bei Achille Dévéria oder bei Nodier wieder zu ihm. Davon zeugt dieser

BRIEF AN SEINEN BRUDER
IN AIX-EN-SAVOIE.

»... Du fragst mich, mit was ich meine Zeit ausfülle; ich fülle sie nicht aus, ich vertrödele sie oder ich töte sie; das ist schon schwer genug. Jedoch muß ich Dir sagen, daß wir viel diskutieren. Ich finde sogar, man verliert zu viel Zeit mit Räsonnieren und Epilogieren. Neulich abends, als ich vom Theater kam, traf ich Eugène Delacroix; wir sprachen von Malerei, immer auf der Straße, von seiner Tür zur meinen und von meiner Tür zur seinen, bis zwei Uhr morgens; wir konnten uns gar nicht trennen. Mit dem guten Antony Deschamps diskutierte ich, immer auf dem Boulevard von acht bis elf Uhr abends, wenn ich von Nodier oder von Achille (Dévéria) komme, – diskutiere ich mit dem einen oder anderen durch alle Straßenlängen, und sind wir viel weiter gekommen? Macht man deshalb einen Vers besser, einen Pinselstrich besser? Jeder von uns hat im Leib einen gewissen Ton, den er wiedergeben kann, wie eine Violine oder eine Klarinette. Alle Räsonnements der Welt könnten nicht aus der Amselkehle das Starenlied hervorlocken. Was den Künstlern und den Poeten notwendig ist, das ist die Emotion. Wenn ich, einen Vers machend, ein Herzklopfen fühle, das ich kenne, so bin ich sicher, daß mein Vers von der besten

Qualität ist, die ich fabrizieren könnte. Horace de V. begleitete mich bis zu meiner Tür. Er erzählte mir etwas, was ich noch nicht wußte, daß seit meinen letzten Versen* alle sagen, ich sei bekehrt. Bekehrt zu was? Bilden sie sich ein, ich bekenne mich zum Abbé Delisle oder ich sei, La Harpe lesend, von der Gnade geschlagen worden? Man erwartet ohne Zweifel, ich würde statt: »Nimm deinen Degen und töte ihn«, von nun ab sagen: »Bewaffne deinen Arm mit menschenmörderischem Schwert und zerhaue den Faden seiner Tage.« Bagatelle über Bagatelle; ich möchte lieber noch mal die »Marrons du feu« und »Mardoche« beginnen . . .

Dein Bruder und Freund

Alf. M.

Donnerstag, den 4. August (1831).**«

Auch der in diesem Brief erwähnte Eugène Delacroix, dessen wegbahnendes Genie der Poetik Victor Hugos auf schöne Weise ähnlich ist und der in Fragen der Kunst anderer Meinung zu sein pflegte als Musset, schätzte ihn als Dichter nicht. Man findet in einem Brief Delacroix' an Philarète Chasles aus dem Jahre 1851 diese Anmerkung Chasles':

»Er (Delacroix) sagte mir eines Tages: das ist ein Dichter, der keine Farbe hat. Er handhabt seine Feder wie eine Grabstichel. Er macht mit ihr Kerben ins Herz des Menschen und tötet ihn, indem er die Ätze seiner vergifteten Seele hineinträufeln läßt.

* Die »Vœux stériles« und »Octave«.

** »Lettres«, Oeuvres posthumes.

Ich persönlich liebe die offenen Wunden mehr und die lebendige Farbe des Blutes.«

Delacroix war es auch, der später gegen die Aufnahme Mussets in die Académie Française arbeitete, obwohl er seine Wahl in die Académie des Beaux-Arts nicht zum geringsten der Bemühung Paul de Mussets verdankte. *

Alfred de Musset hatte seine Stellung aufgeben dürfen. Er war glücklich und wollte dem Vater dadurch den besten Dank zeigen, daß er mit seiner Kunst Geld verdiente. Da die Lyrik nicht das förderlichste Mittel zu diesem Zweck war, schrieb er ein kleines phantastisches Theaterstück: »La Quittance du diable«, eine leichte und nicht eben bedeutende Gelegenheitsarbeit,** und brachte sie auch am Théâtre des Nouveautés unter. Doch die Julirevolution kam, und über den sich überstürzenden politischen Ereignissen vergaß man an der Aufführung.

Die Umwälzungen sprengten auch endgültig das Cénacle und selbst sein Organ: »Le Globe«, das seine literarische Sendung erfüllt glaubte, und zu den Saint-

* Das angebliche Porträt Mussets von Delacroix weist gewiß einige Ähnlichkeit mit dem Dichter auf, zumal in der Mund- und Augenpartie. Aber da Musset bekanntlich von einem fast hellen Blond war und den Bart kurz trug, dürfte dieses Bild eines schwarzhaarigen langbärtigen Mannes nur die eine Verbindung mit Musset haben, daß Delacroix es ihm einst mit einer Widmung geschenkt hatte.

** Das Werk, das für verloren galt, wurde im Juli 1914 von den »Cahiers Bleus« wiederentdeckt und abgedruckt.

Simonisten überging. Die politische Atmosphäre des Julikönigtums verschlang alle: Hugo und Lamartine, Thiers, Guizot, Vitet, Villemain wurden Politiker Parlamentarier, Minister.

Nur Musset blieb abseits und von der rhetorischen Infektion unberührt. In seiner selbstverständlichen Egozentrik beschäftigte ihn die Frage, wie er seine freie Zeit vor dem wieder drohenden Gespenst der Anstellung retten könne, bei weitem mehr als alle politischen Probleme.

Die Theater tummelten sich damals im weiten Feld der eben erschlossenen Liberalität, machten den Sieg Hugos und seiner Leute vollkommen und führten nebenbei auch die schrecklichsten Napoleondramen auf, dem zu huldigen die große Mode wurde. Aber nicht genug damit glaubte der Direktor Harel des Théâtre de l'Odéon mit dem exzentrischen Dichter der »Contes« ein besonderes Geschäft machen zu können. Er bat ihn um ein Stück und »La Nuit vénitienne« war bald geschrieben, angenommen und einstudiert. Glänzende Schauspieler wie Lockroy, Vicentiny und Lafosse waren beschäftigt, nur die Rolle der Lauretta war in mittelmäßigen Händen, und der Erfolg schien sicher, als sich am Mittwoch den 1. Dezember 1830 der Vorhang zur Premiere hob. Doch es kam anders, der Durchfall war schrecklich; das Publikum schien sich zu einem Pfeifkonzert verabredet zu haben; und wie Lauretta gar sich an einen noch nicht getrockneten Gartenzaun lehnte und dann ein sehr schönes grünes Muster auf dem Rücken trug,

war des Lachens kein Ende. Nach der zweiten, nicht weniger ausgepfiffenen Vorstellung resignierte Musset: »Je dis adieu à la ménagerie, et pour longtemps.«

Die Presse übrigens war zum Teil freundlich und gegen das Publikum aufgebracht. Der »Temps« lud ihn zur Mitarbeit ein, und er schrieb anonym durch etliche Monate jeden Montag seine »Revue fantastique«, die mit Ausnahme einiger verlorengegangener Artikel in die Gesamtausgaben aufgenommen ist. Von den vielbemerkten Aufsätzen sei der merkwürdigste übertragen:

PANTAGRUEL, KONSTITUTIONELLER KÖNIG.

Gestern, mit seinen Händen den Grabstein aufhebend, entstieg Pantagruel der Erde.

Ein Schreckensschrei, über alle Punkte Frankreichs hin, folgte seiner Wanderschaft; sein Kahlkopf, gleich dem Pantheondom, schaukelte jovial zwischen den Wipfeln der Pappeln. Eine der Säulen der Börse, die er im Vorbeigehen abgepflückt hatte, drehte er zwischen den Fingern wie leichten Bambusstock. Zwei Dampfschiffe dienten ihm als Schuhe; und wie die Fashionables des Tages begnügte er sich, an seine Uhr eine einzige Goldkette zu hängen, an deren Ende eine Kanone vom Invalidendom sich vergnügte. Er nahm die beiden Türme von Notre-Dame als zweistielige Lorgnette, und in seinem Wams, nach alter Mode geschneidert, seine königliche Rundheit balancierend, stieg er gewichtig gegen das Bois de Boulogne. Als eine elegante Equipage seine Aufmerksamkeit anzog, nahm er sie auf seinen Handrücken, betrachtete sie

und setzte sie dann sorgfältig auf den Sand zurück, ohne jemandem ein Leid anzutun; die Reiter, die Fußgänger waren in gleicher Weise Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, und selbst, wenn er einen sichtete, der einen romantischen Bart trug, einen veilchenfarbenen Anzug und eine Weste aus grünem Satin, fand er ihn so drollig, daß er ihn in die Tasche steckte.

Paris dünkte ihn schön. Auf dem Arc de l'Étoile sitzend, ohne Blick für den einzigen Arbeiter, der sich dort seit dem Ministerium Martiniac abmühte, und ein Stück der Austerlitzsäule, das ihm prächtig als Pfeife diente, sich adjustierend, begann er, das Postament mit Tabak zu belasten und aus seinem Schlund Rauchwolken hervorzustoßen, die die Feuerwehr herbeieilen ließen. Von allen Seiten sah er zwischen seinen Beinen kleine Ameisen sich rühren, die den Atem verloren. Zerstreut von Natur und Verächter durch Recht der Geburt streckte er die Beine über die Hügel der Umgebung, setzte das eine auf die Laterne des Diogenes und das andere auf den Kirchturm von Vaugirard und schlief ein, die Arme königlich gekreuzt.

Es gibt eine mehr als geistige Karikatur, gezeichnet von einem Bleistift ohne Signatur, die ihn in dieser Haltung darstellt. Sobald sich dieser Micromegas-Gulliver gargantualesk auf das Blumenufer der Seine gesetzt hat, kam alles, was es in Paris an Gaffern gibt, das heißt: kamen alle Pariser, die Fremden nicht gerechnet, ihn zu sehen. Die Astronomen füllten einen Ballon und erhoben sich über ihn, ausgerüstet mit Kompaß und Chinatinte. Die Ingenieure, die unge-

fähr drei Stunden seufzend schwitzten, um sich bis zu seinem Strumpfband hochzuwinden, richten, pedantisch auf seinem Knie hockend, unbarmherzig ihre einäugige Sternwarte. Jedes seiner Haare ist durch wimmelnde Arbeiter an Pflöcke gebunden. Von allen Seiten mühen sich Flaschenzüge, Schiffswinden, Hebebäume. Links und rechts kommen unzählige Armeen von Soldatenbürgern oder Bürgersoldaten, die auf ihre scheu gewordene Fahne geschrieben haben: das Vaterland ist in Gefahr! Omnibusse, Kremser, Gondeln, Offiziere, Tambourmajore, Pedelle, kleine Mädchen: alles ist durcheinander. Das Vaterland ist in Gefahr! ist der Schrei aller schreckensbedrängten Brüste. Aber schon begannen die Kuriositätengraber, die Hieroglyphenentzifferer, die Ruinenzusammensteller, die Mumienwetzer und die Medaillenprobierer, sich auf die ungeheure Beute zu stürzen, wie scharfsinnige Füchse.

Einer, zu Pferd auf der Nase des Schläfers, klettert auf die Augenbrauen und gelangt, ein neuer Christoph Columbus, bis zum unbekannten Erdteil seines Nackens. Ein eifriger Maueranstreicher schreibt auf die Hosennaht das Verbot: »Es ist unter Strafe verboten . . .« Die Uhr, die aus der Tasche gefallen war, wurde auf einen Schuttkarren gelegt und von vier kräftigen Pferden fortgezogen. Seine Visitenkarte, von zwölf kräftigen Damen der Halle aufgehoben, begann, die Erde zu verlassen. In der Tasche etablierte sich ein Missionar und improvisierte eine Predigt. – Stille! Pantagruel erwacht.

Er zerdrückte zwölftausend Menschen, als er sich

umdrehte; dreihundert warf er in die Luft; die Mehrzahl fiel in die Seine und rettete sich schwimmend, bei fünf Grad Kälte. »Was ist denn los?« fragt er. Doch in diesem Augenblick sieht er eine schwarzberobte und mit dünkelhafter Pedanterie gepuderte Deputation auf sich zukommen. Gleich einem Trupp von Kapitolsrettern lenkte sich die Perückenbrigade auf einen der Berge und richtet von dort das Wort an ihn: »Junger Fremder«, sagt der Wortführer, »denn Ihr dünkt mich jung und unendlich befremdlich, wir sind in diesem Augenblick in einer befremdenden Verlegenheit. Wir wollen Euch vorschlagen, unser König zu sein und uns zu regieren, und wir fürchten, Ihr nehmt es nicht an.«

Pantagruel nimmt sie in seine Hand, tut sie in die Tabatiere und spricht zu ihnen: »Meine kleinen Freunde, ich will euer König sein. Zeigt mir euren Palast von dieser Tabatiere aus; ich verlange nichts Besseres, als euch zu regieren.«

»O mächtiger Pantagruel!« erwiderte der Kleinste, der der geschwätzigste war, »wir haben Gesetze, Institutionen, Diners und Pensionen, werdet Ihr auch nichts ändern?«

Pantagruel stieg die Champs Élysées herunter, im Triumph getragen durch das Volk, das sich an seine Waden hängte. »Wo ist die königliche Wohnung?« fragte er zunächst. Man zeigt ihm die Tuilerien. Aber er stieß mit der Stirn gegen das Zifferblatt der Turmuhr. »Hoho!« sprach er, »zu Zeiten meines königlichen Vaters Gargantua logierte man besser und zweckmäßiger; wie soll ich hier jemals hineinkom-

men, will ich nicht das Dach eindrücken und wie in einem Sarg schlafen? Gebt mir ein bequemeres Haus.«

»Wir haben keines«, sagten die Architekten; und die Deputierten sagten, »dieses ist schon hübsch groß und kostet schon hübsch viel.«

»Dann will ich im Garten bleiben«, sagte Pantagruel. »Und dann sprechen wir von Geschäften; ist es hier nicht bald Essenszeit? Ich fühle etliche Lust, mit Trinken zu beginnen.«

Er nahm den Kornspeicher als Becher und reichte ihn einem kleinen Kammerdiener, der aus einem halben Fläschchen ein Tröpfchen ziemlich schlechten Wein hineingoß.

»Hoho!« sprach er, »gibt es nicht anderes Getränk? Zu Zeiten meines königlichen Vaters war dem nicht so. Aber was! Für deinen König, o französisches Volk, einen Tropfen abscheulichen Wein! Und was sagen denn heutzutage die Potentaten dieses Gouvernements zur trockenen Kehle?«

»Wir haben keinen anderen«, sprachen die Kellerratten. Und die Deputierten sprachen: »Unser Wein dort ist sehr gut und kostet schon hübsch viel.«

»So will ich meinen Durst bewahren«, sagte Pantagruel. »Spricht man nicht vom Krieg? Es fehlt uns hier eine Armee; geht und sucht mir Geld.«

Er öffnete eine Tasche, breit wie ein Vulkankrater; ein kleiner Schatzmeister warf eine Börse hinein, die durch ein Loch glitt und in seinen Stiefel rutschte.

»Hoho!« sagte er, »bezahlt ihr eure Könige nicht besser? Das langt ja gerade für einen halben Scheffel

Gendarmen. Was! Wäre das das Einkommen eines konstitutionellen Fürsten? Zu Zeiten meines königlichen Vaters Gargantua . . .«

»Wir haben nicht mehr«, sprachen die Steuerpflichtigen; und die Deputierten sprachen: »Diese Börse ist schon hübsch rund und kostet hübsch viel.«

»So will ich statt Geld meine Hände in die Taschen tun«, sagte Pantagruel. »Und da ich euch nun mal regiere, bin ich jetzt hier wie der heilige Ludwig unter seiner Eiche. Man beklage sich, man redigiere, man petitioniere; es ist jetzt die Stunde meiner Gerichtsbarkeit.«

»Sire«, sagten die Minister, »hier sind Journalisten, die nach der Republik schreien. Hier sind Galeerensklaven, die die Kirchen demolieren. Hier sind Karlisten, die die Armen betrunken machen. Hier sind Bonapartisten, die aus vollem Halse brüllen. Hier sind Intriganten versammelt, die konspirieren.«

»Man errichte einen Galgen«, sagte Pantagruel, »und man hänge.«

»Sire, wir hängen nicht ohne Prozeß, wir richten nicht ohne Gefängnis, wir kerkern nicht ohne Gendarme ein, und die Nationalgarde weigert sich, den Säbel zu ziehen.«

»Hoho«, sagte der König, »gibt es nicht andere Gesetze, die Empörer zu bestrafen? Hier ist eine Presse, die sehr laut schreit. Und was! Ist der Souverän in der Mitte seines Volkes wie der Schwimmer mitten im Fluß? Die Wellen werden ihn forttragen. Zu Zeiten meines königlichen Vaters war es anders. Wo sind die Gesetze?

»Wir haben keine mehr«, sagten die Advokaten; und die Deputierten sagten, »die da sind schon hübsch streng und machen den Richtern schon hübsch Angst.«

»Pest!« sprach Pantagruel, »keinen Wein! kein Geld! keine Gesetze! So werde ich schlafen.«

»Sire«, sagten die Minister, »wir können ohne Euch nicht gehen; die Hand zittert uns bei jeder Unterschrift. Wir können ohne Angst keinen Unterpräfekten machen. Das Prinzip der Nichtintervention wird uns zu Hydrophoben machen. Ihr könnt nicht schlafen.«

»Hoho«, sagte der König, »mein Vater Gargantua tat auch nichts anderes. Zu was sind denn die Minister nütze? Man nominiere vier mal so viel.«

»Wir haben keine mehr«, sagten die Beamten und die Deputierten sagten, »die da sind schon hübsch dickschädlig und lassen uns schon genug brüllen.«

»Meine Herren«, sprach Pantagruel, »ich möchte nicht König sein; adieu, geht aus meiner Tabatiere und laßt mich in Frieden.«

(28. März 1831)

Die folgenden Jahre 1831 und 1832 schuf er wenig, weil er viel mit Frauen und mit den anderen Notwendigkeiten eines Dandydaseins zu tun hatte. Während eines moralischen Rückschlages und unter dem erregenden Einfluß der Musik – er, der Melomane, war fast jeden Abend in der Oper – entstand »Le Saule«, dessen letzte Verse (Pâles étoiles du soir ...)

zu den sprachlich schönsten Gedichten französischer Zunge gehören.*

Es kam das fürchterliche Pestjahr 1832, der Vater starb, Alfred litt stumm. Er raffte sich auf: er plante einen zweiten Gedichtband; würde nach seinem Erscheinen das Publikum ihm keine Existenzmöglichkeit geben, werde er Offizier. Die neue Arbeit ließ ihn bald diese Konsequenz vergessen. »Ich bin noch nicht Soldat«, pflegte er zu sagen, wenn ein Tag ihn im Werk weiter brachte. Das Schicksal, das eben ernst an ihm vorbeigeschritten war, hieß ihn das türkische Sprichwort paraphrasieren, daß zwischen Kelch und Lippen noch genug Raum für das Unglück sei. So entstand: »La Coupe et les Lèvres«. Er las die Dichtung in Bury, Tattets mondänem Landhaus bei Ermont im Montmorencytal, dem Freund vor, der, in merkwürdigem Ehrgeiz für den Dichter, um so zufriedener war, als er im Jahr vorher an Felix Arvers hatte schreiben müssen:

»Was wird aus Musset? Triffst Du ihn? Arbeitet er oder spielt er? Ist er endlich entschlossen, sich zu verlieren und dürfen wir nicht mehr auf seine Zukunft rechnen, die so schön zu sein versprach? Das ist wahrhaftig ein großes Unglück.«**

Tattet war so etwas wie Mussets literarisches Gewissen, kaum zufrieden mit seinen Erfolgen, ihn immer zur Arbeit drängend und mißtrauisch gegen jede Frau, die den Dichter-Freund vom Werk abzulenken drohte.

* Als Nachdichtung unter dem Titel »Abendlied« S. 43.
** Mitgeteilt von Léon Séché.

Im gleichen Herbst schrieb Musset »A quoi rêvent les jeunes filles«. Die Erinnerung an seine beiden ersten Tänzerinnen zu Le Mans gab ihm die Gestalten der Ninon und der Ninette.

Der zweite Sammelband, betitelt: »Un spectacle dans un fauteuil« (nämlich sein Theaterdurchfall) wanderte zum Verleger Renduel, der weder begeistert war noch ihn gewichtig genug fand: »Wir müssen auf wenigstens 300 Seiten kommen,« sagte er. Also setzte sich Musset hin und schrieb »Namouna«. Der Band wanderte zur Druckerei.

Musset las, um sich selber eine Sicherheit zu schaffen, seinen Bekannten einige dieser Gedichte vor. Man beantwortete sie mit eisiger Stille. Allein Mérimée stand auf und sagte ihm sehr leise: »Sie haben enorme Fortschritte gemacht.«* Auch Sainte-Beuve sprach sein Lob aus, aus zwei Gründen wohl: er war sozusagen Mussets Entdecker und durfte sich nicht getäuscht haben. Zum andern wollte es der frische Bruch mit Hugo, daß er keine Gelegenheit ausließ, ihn zu ärgern.

Das Buch erschien Ende 1832 und hatte bei weitem nicht den Erfolg der »Contes«. Nur Sainte-Beuve, der sich in der Öffentlichkeit zu den »Contes« reserviert verhielt, schrieb am 15. Januar 1833 in der neuentstandenen »Revue des Deux Mondes«: »Ce sont là, à mon sens, des vers d'une telle qualité poétique que bien des gens de mérite qui sont arrivés à l'Académie par les leurs (Mr. Casimir Delavigne lui-même, si l'on veut), n'en ont peut-être jamais fait un seul

* Mitgeteilt von Paul de Musset.

dans ce ton. Ces sortes d'images se trouvent et ne s'élaborent pas. Je donne la moindre en cent à tous faiseurs, copistes, éplucheurs, gens de goût etc.«

Die Mehrzahl der Kritik verhielt sich unfreundlich oder ablehnend. Sie warf ihm Unoriginalität vor und wies auf die unschwer erkennbaren Vorbilder Hugos, Lord Byrons, La Fontaines und Mathurin Régniers. Diese Anwürfe waren natürlich in einem äußerlichen Sinn nicht unberechtigt; zumal mit Byron, dem Literaturgott des Kontinents, sind so viel Parallelen literarischer, schicksalsmäßiger, seelischer Art möglich, daß höchstens eine Inkongruenz sonderbar wäre. Zudem darf nicht vergessen werden, daß Byrons Tod auf die Literaten Europas – und zumal auf die Pariser – eine geradezu epidemische Wirkung hatte und von Hugo und Lamartine bis zum kleinsten Journalisten die Steuer des Nekrologs zwangvoll eintrieb. Wenn der immerhin befangene Bruder Paul meint, Byron und Musset hätten die Ähnlichkeit des Genies, die Dante mit Shakespeare und Molière mit La Fontaine verwandt macht, so ist das wohl im Zusammenhang mit diesem Buch zu hoch gegriffen. Eine sehr wesentliche Verschiedenheit der geistigen Einstellung von dem stets Vergötterten hat Musset übrigens schon im »Mardoche« bewiesen, in jenen kecken Strophen, wo er seine Sympathie der Pforte und dem Sultan erklärt und nicht dem »braven hellenischen Volk, das mit seinem Blut den reinen Marmor von Paros befleckt«.

Seine sanguinische Art schätzte die kleine Courtoisie eines Zufalls höher als alles Ja oder Nein der

Sachverständigen; auf dem Boulevard de Gand spazierten vor ihm zwei junge Leute, die lachend des Irus Verse zitierten: »Spadille à l'air d'une oie, et Quinola d'un cuistre«.* Das beglückte ihn.

Sainte-Beuves Aufsatz hatte auch zur Folge, daß sich die »Revue des Deux Mondes«, die junge und aufwärtsstrebende Zeitschrift, Mussets Mitarbeiterschaft erbat. Diese Verbindung währte länger als sein Leben. Sein ganzes Werk wurde durch die Blätter offenbart.

Er debütierte am 1. April 1833 mit »André del Sarto«, einem Malerdrama, das noch nicht den Brokatstil des Cinquecento erreichte. Seine Leidenschaft für das Land der Renaissance und die sorgfältig studierten Anmerkungen zu den Gravüren des Musée Filhol hatten ihn das Motiv finden lassen.

Sechs Wochen später erschienen die »Caprices de Marianne«. Planlos hatte er drauflos geschrieben, nur mit dem instiktiven Wissen um seine beiden Seelen: der dunkeln und hellen, dem Libertin und dem Jüngling, Octavio und Coelio. Wohl in keiner als in dieser seiner gelesensten und gespieltesten Komödie hat er sich so bis ins Innerste aufgeschlossen, und nirgends mehr machte er es dem Betrachter so leicht als hier, die Kompliziertheit seiner Erscheinung in die beiden klaren Formen zu bringen, in den Müden und in den Sehnsüchtigen, in den Spötter und in den Gläubigen, Liebhaber und Liebenden, Octavio und Coelio. Diese Komödie schrieb er von sich selber ab; die eigenen Bestandteile ließ er agieren; ironisch sah er sich, den Verliebten, ein-

* »A quoi rêvent les jeunes filles« I, 2.

mal als Octavio und zum anderen als Coelio. Die reine Gestalt der Hermia ist die geliebte Trösterin, die eigene Mutter. Und Marianne? »Nul part et partout, ce n'est point une femme, c'est la femme.«*

Ein paar Tage nach dem Erscheinen der Komödie las er im Hause der Mutter Tattets und dem gewohnten Freundeskreise einige Verse aus einem neuen Epos vor. Verse von ungeheurer Intensität und dämonischer Kraft, Farben, die an den späten Hugo erinnern, schwere Metaphern, wie sie später Vigny in seinen religiösen Gedichten anwandte, ein Duft des Bösen, den der größere Baudelaire später in die diabolischen Blumen seines Gartens zauberte. Das andere Ich des Dichters, Octavio, das Dunkle, triumphierte. Seiner Amoralität gelang der Meisterwurf: »Rolla«.

Die »Revue des Deux Mondes« brachte das Gedicht am 15. August 1833. Am nächsten Tag, als Musset vor dem Portal der Opera seine Zigarre fortwarf, stürzte sich ein gutgekleideter junger Mann auf sie, reinigte sie sorgfältig und hüllte die kostbare Reliquie in ein Papier. Die Wirkung des Gedichtes konnte nur in jener Zeit so groß sein, für die Generation von 1830, deren Opposition gegen das Spießbürgerliche, gegen das Traditionelle, gegen die Kläglichkeit um vieles naiver und letzten Endes auch genügsamer war als früher oder später in Frankreich. Sie bewunderte nicht nur das, was zu bewundern ist: den glänzenden Rhythmus und eine formale Kunst,

* Paul de M., Biographie, S. 113.

die sich im Prolog und in dem »Dors-tu content, Voltaire« bis zu den Höhen der Weltlyrik trägt: nein, sie bewunderten auch den Inhalt, die zweifelhafte Empirie eines Dreiundzwanzigjährigen, dessen etliche Kokottenabenteuer um so weniger zu dieser Riesengeste der Blasiertheit und des Verneinens berechtigten, als die zärtlichste Mutter und der beste Bruder ihm jede finanzielle Sorge nahmen und ihm das freundlichste Haus bereiteten. Sie bewunderten diesen Ultralibertin Jacques Rolla, der die drei Beutel der väterlichen Erbschaft zynisch berechnend auf drei Jahre Lustleben verteilte, um sich dann zu vergiften. (Nach de Vignys »Chatterton« wurde der Selbstmord in der zeitgenössischen französischen Literatur modern.) Und weiter? Vorbereitungen zu der Orgie, die dem Selbstmord voranging, unterbrochen von Philosophemen à la Vigny, mit einemmal auch Klagen über die korrumpierte Gesellschaft, die die Mutter das eigene Kind anbieten läßt, schließlich die maßlose Verkennung Voltaires, der an allem Schuld sei, der mit seinen Knochenfingern die soziale Situation so lange unterminierte, bis dieser brutale Moment des Einsturzes kam, dessen Giftgeist so lange die seelischen Atmosphären schwängerte, bis dieser Voltaire-Mensch Rolla zu seinem vergeblichen Leben und seinem sinnlosen Tod kam. »Was hat Voltaire«, sagt Brandes* mit vielem Recht, »mit dem Tod dieses jämmerlichen Verschwenders zu tun? Ist der große

* »Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen«, dargestellt von Georg Brandes. 5. Band: Die romantische Schule in Frankreich. Leipzig 1883.

Arbeiter verantwortlich für den Selbstmord dieses faulenzenden Wüstlings? Ist dies die Welt, wie Voltaire sie sich träumte, diese Welt von sinnlosen Wagehälsen und willenlosen Weibern? Voltaire, dessen Wesen Verstand war, dessen Hände nur von Pulverschwärze verunreinigt waren und dessen Leben ein willensstarker Kampf für das Licht gewesen?«

Doch die Jugend bewunderte diesen Rolla, nannte ihn mit dem Dichter groß, ehrlich, unerschrocken und sah nicht, daß sich Mussets Dämonie mit diesem Gipfelpunkt selber ad absurdum geführt hatte, daß der Aggressive der »Contes« sich aus der inneren Beweislosigkeit seines Libertinismus in diese pompöse, aber doch resignierende Blasiertheit flüchtete, daß auch das Genie kein Schicksal vortäuschen kann. Und als ob die Vorsehung nur auf diesen Beweis seiner Schicksalslosigkeit gewartet hätte, gab sie ihm jetzt die vorweggenommene Vergangenheit und führte ihn wenige Tage später in das Verhängnis seines Lebens, zu einer Frau: George Sand.

III

1833 bis 1835

Das Jahr 1833 wurde in seltsamer Laune des Schicksals für die vier prominenten Träger der französischen Romantik das Jahr der persönlichen Leidenschaften. Bis zum Anfang der dreißiger Jahre hatten zum mindesten Hugo, Sainte-Beuve und Vigny eine so ausschließliche Auffassung von ihrer öffentlichen Bedeutung, daß ihr Privatleben weder ihre Haltung beeinflußte noch sie vom Ziel abdrängen konnte. Jetzt

aber liierte sich Hugo in vehementer Unbedenklichkeit mit einem Theaterstern, Sainte-Beuve tröstete Hugos Frau, selbst der saubere Vigny verlor sich an eine ziemlich zweifelhafte Schauspielerin, und Musset beeilte sich, seine für ihn höchst undankbare, für seine Berühmtheit höchst nützliche Rolle in den »Amants de Venise« zu spielen.

Und doch war das närrische Jahr 1833 für das Werk der betroffenen Dichter nicht verloren. Nur der ganz erschütterte Vigny produzierte nichts, Hugo aber sah die wichtigen Aufführungen seiner »Lucrezia Borgia« und »Marie Tudor«, die Sand publizierte »Lelia«, Sainte-Beuve beendigte »Volupté« und Musset schrieb sich, wie schon gesagt wurde, zum Star der »Revue des Deux Mondes«.

Herr Buloz, der Redakteur der »Revue« gab seinen Mitarbeitern nach dem Erscheinen des »Rolla« ein Mittagessen in dem Palais-Royal-Restaurant »Aux Troix Frères Provençaux«. Es waren viele Herren und eine einzige Dame. Der Gastgeber bat Musset, sie zu Tisch zu führen, und stellte sie ihm vor: »Mr. George Sand.«

Herr Buloz war ein Redakteur von vielen Graden, der wohl auch ein Deus ex machina zu sein wußte, wenn es galt, seinem Organ neue Werte zu verschaffen. So berichtet Brandes, daß ihm 1870 in Paris ein Banketteilnehmer erzählte, wie wohlüberlegt und fein abgewogen diese Begegnung inszeniert war. Herr Buloz kalkulierte, daß die Möglichkeit einer Verbindung dieser zwei außergewöhnlichen, vielgeliebten

und unbürgerlichen Menschen zum mindesten für ihre Produktion und damit eben für seine Zeitschrift von Vorteil sein könne. Seine etwas verwegene Politik versagte nicht.

Musset, in bester Laune, war höflich genug, von ihrem Roman »Indiana« weniger im kritischen Ton seiner Überzeugung, als mit Worten anmutigen Lobes zu sprechen. Die Sand antwortete mit einer geschickt extemporierten Hymne auf die »Caprices de Marianne«. Sie trennten sich als gute Kameraden.

Der Sand gerade erschienener Roman »Lélia« gab den erwünschten Anlaß zu Briefen und täglichen Besuchen. Sie schenkte ihm den ersten Band mit der Widmung: »A Monsieur mon gamin d'Alfred, George«, – den zweiten »A Monsieur le vicomte Alfred de Musset, hommage respectueux de son dévoué serviteur, George Sand«. Die Verbindung, auf einer fast burschikosen Grundlage, war hergestellt. Die folgenden Auszüge aus den Briefen der ersten Zeit zeigen die Wandlung der Kameradschaftlichkeit zur merkwürdigen Leidenschaft.

ALFRED DE MUSSET AN GEORGE SAND.

». . . Ich erhielt »Lélia« und ich danke Ihnen. Ich glaube, ich werde es ausgelesen haben, bevor ich zur Wache zurückmuß, obwohl ich mir diese Freude für die Nacht aufheben wollte.

Haben Sie die Finger genug in Tinte getaucht und sind Sie zu Bett gegangen, wünsche ich Ihnen, daß Gott Sie von Ihren Kopfschmerzen befreie. Wollen Sie wirklich auf die Türme von Notre-Dame klet-

tern, so sind Sie die beste Frau von der Welt, wenn Sie mir Sie zu begleiten erlauben. Kehre ich nur morgens auf meinen Posten zurück, so kann ich schon von der patriotischen Nachtwache beliebigen Gebrauch machen. Schreiben Sie mir ein Wort und glauben Sie an meine aufrichtige Zuneigung.

Alfd. de Mt.«

»Es ist das Vorrecht einer alten Freundschaft, sich zu freuen, wenn man etwas Schönes liest, das ein anderer erdacht hat. Ich habe dies Vorrecht Ihnen gegenüber nicht, Madame, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich gerade dieses beim Lesen Ihrer »Lélia« empfunden habe. – Mein kleines Gehirn war zu wissen unruhig, ob was dran sei. Es konnte nicht mittelmäßig sein, aber es konnte immerhin allerlei sein und nicht das, was es ist; wenn Sie mit Ihrem Charakter, Ihrer Idee, Ihrem Talent hier gestrandet wären, hätte ich Sie für ein Viertel dessen gehalten, was Sie wert sind. Sie wissen, trotz Ihrer schönen Gleichgültigkeit Ihren Büchern gegenüber – Sie sehen sie als eine Art Gegenstück zu ihren Bäckerrechnungen – ist für mich ein Buch ein Mensch, oder nichts. Alle Dramen, Kombinationen, Situationen, die Sie sich freien Kopfes zu Ihrem Vergnügen ausdenken könnten, kümmern mich nicht mehr als meiner Pfeife Rauch. Aber in »Lélia« gehen viele Seiten direkt zu Herzen und sind nicht weniger schön als »René« und »Lara«. Nun sind Sie George Sand, sonst aber wären Sie nur Frau Soundso gewesen, die Bücher schreibt.

Das ist ein impertinentes Kompliment, aber andere kann ich Ihnen nicht machen. Das besorgt das Publikum. Der Grund zu meiner Freude aber ist der: Sie kennen mich nun genug, um sicher zu sein, daß die lächerliche Frage: wollen Sie? oder wollen Sie nicht? mir Ihnen gegenüber nicht über die Lippen kommen wird. Zwischen Ihnen und mir ist in dieser Beziehung das Baltische Meer. – Sie können nur die geistige Liebe geben – und die kann ich niemandem erwidern (nähme man sogar an, Sie würden mich nicht sofort spazieren schicken, so erlaubte ich mir, Sie darum zu bitten). Aber wenn Sie mich für wert halten, könnte ich, nicht etwa Ihr Freund – denn das ist für mich noch zu moralisch – aber so etwas wie ein Kamerad sein, ohne Konsequenzen und ohne Rechte und folglich auch ohne Eifersucht und ohne Zwang, – gut, Ihren Tabak zu rauchen, Ihre Morgenröcke zu zerdrücken, sich Ihren Schnupfen zu holen, mit Ihnen unter allen Kastanienbäumen des modernen Europa philosophierend. Wollen Sie mich unter diesem Titel für eine Stunde oder einen Abend haben, wenn Sie nichts tun oder wenn Sie Lust haben, eine Dummheit zu begehen (wie höflich ich doch bin!) so will ich, statt zu Madame Soundso, die Bücher macht, gerne mit meinem lieben Herrn George Sand zu tun haben, der von nun an ein genialer Mann ist. – Verzeihen Sie mir, wenn ich es Ihnen ins Gesicht sage: ich habe keinen Grund, Sie anzulügen.

Von Herzen Ihr

Alfd. de Musset.«

»Mein lieber George, Ihre schönen schwarzen Augen, die ich gestern beleidigt habe,* sind mir heute früh nicht aus dem Sinn gekommen. Ich schicke Ihnen diese Skizze, schlecht, wie sie eben ist, weil ich neugierig bin, ob Ihre Freunde und ob Sie selbst sich wieder erkennen werden.

Good night, I am gloomy to-day.

Alfd. de Mt.«

»Mein lieber George, ich habe Ihnen etwas Dummes und Lächerliches zu sagen. Ich bin töricht genug, es Ihnen zu schreiben, anstatt es Ihnen gesagt zu haben, als wir von jenem Spaziergang zurückkehrten. Wahrscheinlich werde ich heute abend untröstlich darüber sein. Sie werden mir ins Gesicht lachen und mich als Phraseur ansehen, zumal bei den Beziehungen, die ich bisher zu Ihnen hatte. Sie werden mich vor die Türe setzen und glauben, daß ich lüge. Ich bin in Sie verliebt. Ich bin es seit dem ersten Tag, den ich bei Ihnen war. Ich glaubte, es würde mich heilen, wenn ich Sie nur als Freund besuchte. In Ihrem Charakter gibt es viele Dinge, die mich davon abbringen könnten. Ich versuchte so lange als möglich, es mir einzureden; aber ich bezahle die Augenblicke, die ich mit Ihnen verbringe, zu teuer. Ich will es Ihnen lieber sagen; und das ist gut so; denn verschließen Sie mir jetzt Ihre Tür, so leide ich bei meiner Heilung weniger. Diese Nacht war ich entschlossen, Ihnen sagen zu lassen, ich sei aufs Land gefahren; aber ich mag Ihnen gegenüber keine

* Er hatte sie skizziert.

Geheimnistuerei, und es soll nicht so scheinen, als sei ich grundlos verstimmt.

George, jetzt werden Sie sagen: wieder einer, der mich langweilt. Bin ich nicht gänzlich der erste beste für Sie, so sagen Sie mir, was ich tun soll, wie Sie es mir gestern abend, von einem anderen sprechend, gesagt haben würden. Aber ich bitte Sie, wenn Sie mir sagen wollen, Sie glauben nichts von dem, was ich Ihnen schreibe, dann antworten Sie mir lieber gar nicht. Ich weiß, wie Sie von mir denken, und erhoffe nichts von dem, was ich Ihnen sage. Ich kann dabei nur eine Freundin verlieren und die einzigen freundlichen Stunden, die ich seit einem Monat habe. Aber ich weiß, Sie sind gut, Sie haben geliebt; ich vertraue mich Ihnen an, nicht wie einer Geliebten, aber wie einem freien und loyalen Kameraden. George, ich bin ein Narr, mich der Freude zu berauben, Sie noch in der kurzen Zeit zu sehen, die Sie vor Ihrer Italienreise in Paris sind. Wir könnten noch schöne Nächte verleben, hätte ich die Kraft dazu. Aber das ist die Wahrheit; ich leide und mir mangelt Kraft. Alfd. d. Mt.«

»Wer ist schuld daran? Ich selbst. Beklagen Sie meine unglückliche Natur, die sich gewöhnt hat, in einem versiegelten Sarg zu leben. Hassen Sie die Menschen, die mich dazu gezwungen haben. Sie sagten gestern, dies hier sei eine Gefängnismauer, alles zerschellte daran. Ja, George, es ist eine Mauer, Sie haben nur das eine vergessen: ein Gefangener ist dahinter.

Das ist meine ganze Geschichte, mein vergangenes und künftiges Leben. Wie es mich weiter bringen und beglücken wird, wenn ich meine Gefängnismauern mit schlechten Versen beschmiert haben werde! Ein gutes Geschäft wäre es, eine schöne Institution, würde man zum einzig verstehenden Wesen stumm bleiben und statt dessen aus seinem Leid einen kostbaren Schatz machen, der zu sechs Franken das Stück in jede Gosse geworfen wird! Pfui!

Beklagen sie mich, verachten Sie mich nicht; da ich zu Ihnen nicht sprechen konnte, werde ich sterben, ohne gesprochen zu haben. Steht mein Name in irgendeinem Winkel ihres Herzens geschrieben, und sei er noch so schwach und blaß: löschen Sie ihn nicht aus. Ich kann eine schmutzige und sinnlos berauschte Dirne umarmen, aber meine Mutter kann ich nicht umarmen.

Lieben Sie die Liebenden; ich kann nur leiden. Es gibt Tage, an denen ich mich töten könnte; aber ich weine nur oder ich lache laut; aber heute gewiß nicht. Adieu, George, ich liebe Sie, als wäre ich Ihr Kind.«

Ihre Individualitäten und ihre Gegensätze waren zu stark, als daß eine geruhige Entwicklung ihrer Sympathie hätte möglich sein können. Es wurde eine Vereinigung, wie sie Strindberg sieht, voll von Qual und gegenseitiger Folterung. Es war ein Fegefeuer, das sie beide läuterte, als sie es durchschritten hatten.

Doch er litt mehr als sie. Diese Frau, Bohemienne und Fürstenkind, des Moritz von Sachsen Enkelin,

von allen Stürmen des unbeständigsten Schicksals durchschüttelt, besaß das besonnene und überlegene Maß von Männlichkeit, das ihm fehlte. Sie war von aller Bürgerlichkeit, von Haus und Familie isoliert, sie war ohne Vermögen, ohne männlichen Schutz und vegetierte mit ihrem Kind in einer Pariser Mansarde. Und doch blieb sie frisch, unabgenutzt an Körper und Geist, gut wie eine gute Frau, nicht einmal leidenschaftlich, weil sie nicht den Kopf verlieren mochte. Sie ging in männlicher Kleidung, rauchte Zigarren und trug einen männlichen Namen; sie war doch niemals von jener unangenehmen Scharfkantigkeit, die für gewöhnlich virile Blaustrümpfe peinlich macht.

Sie war nicht einmal leidenschaftlich: sie war nur neugierig, als Frau und als Künstlerin. Dumas-Sohn sagte von ihr (im »Figaro« vom 16. Dezember 1896):

»Frau Sand hat kleine knochenlose Hände, watteartige, fast gelatinehafte Hände. Sie ist fatalerweise eine exzessive Neugierige, getäuscht, enttäuscht in ihrem unaufhörlichen Suchen; aber sie ist keine Leidenschaftliche. Sie mühte sich vergeblich, es zu sein, sie konnte es nicht; ihre physische Natur weigerte sich.«

Ihre Sexualität war bis zu einem bedenklichen Grade literarisch. Sie schlief mit ziemlich allen großen Männern ihrer Sphäre, die sie zwischen 1820 und 1850 traf: mit Sandeau, mit Mérimée, mit Musset, mit Chopin, vielleicht auch mit Liszt. Dazwischen liebte sie auch Staatsbeamte, Hauslehrer und Ärzte. Zu ihren Freunden, die sie mit lockend geschürzter

Erotik in Ergebenheit hielt, gehörten Sainte-Beuve, Heine, Pierre Leroux, Turgenieff, Balzac, Delacroix, Lamennais, Béranger. Als sie alterte, beglückte sie Flaubert mit einer Freundschaft von wundervoller Art; erst als sie starb, wurde er der große Einsame. Sie beglückte keine Kritiker. Mit dem Herrn Gustave Planche flirtete sie nur, weil er einigen Einfluß auf die »Revue des Deux Mondes« hatte. Sainte-Beuves »Priesterseele« gab ihr Vertrauen; er glaubte aber gerade zu dieser Zeit der beginnenden Freundschaft mit Musset, er würde zu Mérimées Nachfolger avancieren. Da er just nicht frei war, verhielt er sich reserviert: und doch wollte sie nicht Liebe, sondern literarische Protektion und Beratung. Sie wurden gute Freunde, seltsam Vertraute. Es schien auch seines Amtes gewesen zu sein, für ihre körperlichen Bedürfnisse zu sorgen; er hielt sie für sehr sinnlich; er bedachte, nach Absetzung Mérimées, die Prätendenten. Er hielt Musset für kräftig genug, sie zufriedenzustellen; doch sie schrieb ihm im Postskriptum eines Briefes aus dem März 1833:

»Alles wohl erwogen wünsche ich nicht, daß Sie Alfred de Musset bei mir einführen. Er ist in hohem Grade Dandy, wir würden für einander nicht passen, und ich hatte mehr Neugierde als eigentliches Interesse, ihn zu sehen. Es ist jedoch unvorsichtig, jede Neugierde befriedigen zu wollen.«

Dann schlug Sainte-Beuve Dumas vor, der ihr trop sans façon war, wenn er ihr auch sonst gefallen würde. – Und Jouffroy (ein bekannter Philosophieprofessor)? Sie habe wohl Respekt vor dem Namen, aber Liebe

bedürfe nicht so vieler Metaphysik. – Also warum nicht doch Musset?

Die Ungleichheit zwischen ihm und ihr ist merkwürdig. Er, der Schicksalslose, gibt blasierte Sentenzen; sie, schwer von Vergangenheit, behält ihre Frische, ihre naive Freude an dem Neuaufgenommenen und die elastische Genugtuung an Leben und Arbeit. Brandes schreibt über sie:

»Ihr Wesen war eine fruchtbare mütterliche Natur. Ihre Seele war gesund, selbst in ihren revolutionären Ausbrüchen gesund, und besaß ein gewisses Gleichgewicht des Reichtums. Ihr Schlaf war gut, und sie konnte ihr Leben nach Belieben einrichten; sie vertrug es, jahraus jahrein ganze Nächte hindurch zu arbeiten und sich mit einem langen Morgenschlaf zu begnügen, den sie kommandieren konnte und von dem sie gestärkt erwachte. Keine große Leidenschaft, keine Revolutionsidee war durch das Gemüt des 19. Jahrhunderts gegangen, welcher diese Frau nicht in ihrer Seele Raum gegeben hätte; sie hatte dabei ihre Frische, ihre innere Ruhe und ihre Selbstbeherrschung bewahrt. Sie vermochte es, aufmerksam und gelassen sechs Stunden in einem Zug zu schreiben, sie hatte eine solche Gabe sich zu sammeln, daß sie während des Gesprächs und des Lachens einer ganzen Gesellschaft ihre Träume aufzuschreiben vermochte, und gleich danach, wenn sie am Leben der Umgebung teilnahm, saß sie lächelnd und wortkarg, alles auffangend und verstehend, die Worte, die vielen, aufsaugend, wie ein Schwamm die Wassertropfen.«

Sie, die Bohemienne, war in ihrer Arbeit bürger-

lich und fast pedantisch. Selbst in dem ersten Glück ihrer Liebe zu Musset galt für sie kein Tag, an dem sie nicht ihr Pensum geschrieben hätte. Sie »strickte« ihre Romane, ganz ohne Originalität der Form, doch mit großer Kraft der seelischen Gestaltung. Die gründliche und vorurteilslose Einfühlung in die menschliche Komödie machte das Gebiet ihrer Diktion zu einem unendlich weiten Feld, durch das sie mit langsamen, gewissenhaften und durch nichts erschütterten Schritten ging. Sie war ein weiblicher Balzac in kleinerem Format.

Der exaltierte Genius Mussets stand dieser Disziplin ratlos und nicht ohne Spott gegenüber. Das Verhältnis zu seinem Werk war Kampf oder Ekstase, nicht ganz selten wohl auch Spiel. Oft entfloh er der quälenden Gewalt und dem nie ruhenden Pulsschlag seines Künstlertums und unterbrach den Satz, um zu Freunden, um in einen Salon, um auf die Straße zu gehen. Und wenn er schrieb, raste die Eingebung der Feder voraus, daß das Herz hämmerte und in die Augen Fieber stieg.

Und dann wieder war er der Aristokrat mit dem abgegrenzten Zirkel dessen, was er goutierte. Der Ästhet mit der originalen Wortkraft las lächelnd die wenig gedrängten Phrasen und auseinanderfließenden Metaphern ihrer »Indiana«, zog fast unbewußt seinen Bleistift und strich auf den ersten Seiten einige Dutzend überflüssige Adjektiva. Er war ihr an Bildung und Verstand überlegen, sie ihm an Kraft, das Universum zu lieben. Er war der größere Dichter und Künstler, sie – auch in ihrer Kunst – die un-

endliche Mutter. Wenn die beiden sich Gemälde ansahen, umriß er mit drei scharfen Worten das gefügteste Urteil; sie irrte mit unbestimmten Sätzen umher wie in einem fremden Wald, widersprach sich und verteidigte jede Menschlichkeit des Motivs gegen alle Unvollkommenheit der Ausführung.

Es steht fest, daß die Sand sich nicht rasch gab. Ob Mussets absonderlich sich entwickelnde Neigung, die in ihr zuerst die Mutter, dann den Freund und Bruder, dann die Geliebte und im Laufe ihrer Gemeinsamkeit auch wieder die Mutter sah, sie zurückhielt oder ob es die häßlichere Ursache ihrer psychographischen Berufsneugierde war, kann nicht entschieden werden. Es steht aber auch fest, daß sie ihn mit tiefem Gefühl liebte, als sie nicht mehr widerstand, und daß der Satz in ihrem peinlichen Roman »Elle et Lui« (eine größere Sünde als ihr Verrat zu Venedig): »Le septième jour de leur bonheur fut irrévocablement le dernier« eine Lüge war oder eine Vergeßlichkeit der fünfundfünfzigjährigen Schreiberin. Denn sie schrieb an Sainte-Beuve einen Monat nach ihrer Hingabe:

» . . . ich bin verliebt, und dieses Mal sehr ernst, in Alfred de Musset. Das ist keine Laune mehr; das ist eine Gefühlsbindung . . . Es steht mir nicht zu, dieser Neigung eine Dauer zu versprechen, die sie Ihnen so heilig scheinen lassen wird, wie die Neigungen, deren Sie fähig sind. Einmal habe ich sechs Jahre hindurch geliebt, ein anderes Mal drei, und jetzt weiß ich nicht, wessen ich fähig bin. Viele Phantasien

haben mein Hirn durchkreuzt, aber mein Herz war noch niemals so ergriffen, daß ich darum erschreckte. Jetzt sage ich es, weil ich es fühle.

Ich habe es gefühlt, als ich P-(rosper) M-(érimée) liebte. Er hat mich zurückgestoßen, ich mußte mich rasch heilen. Aber hier, weit entfernt, gekränkt und verkannt zu sein, finde ich eine Mildheit, eine Zutunlichkeit, eine Zärtlichkeit, die mich berauscht. Das ist eine Liebe des jungen Menschen und eine Freundschaft des Kameraden. Das ist etwas, von dem ich keine Ahnung hatte und das ich nirgends und am wenigsten da zu treffen glaubte. Ich habe diese Neigung geleugnet, ich habe sie zurückgestoßen, ich habe sie zuerst verweigert, und dann habe ich mich gegeben, und ich bin glücklich, daß ich es tat. Ich habe mich mehr aus Freundschaft als aus Liebe gegeben, und die Liebe, die ich nicht kannte, ist in mir groß geworden, ohne einen der Schmerzen, die ich zu empfangen glaubte.

Ich bin glücklich, danken Sie Gott für mich. Es gibt wohl noch in mir Stunden der Traurigkeit; das ist in mir und das kommt von mir . . , Ich bin in der wahrhaftigsten Lage der Regeneration und des Trostes. Reden Sie mir es nicht aus.«

Und am 21. September des gleichen Jahres ergänzte sie das Geständnis mit diesen Worten an Sainte-Beuve:

». . . ich bin krank gewesen, aber jetzt geht es mir wieder gut, und dann bin ich glücklich, mein Lieber, sehr glücklich. Jeder Tag verbindet mich mehr mit ihm; jeden Tag sehe ich mehr, wie die kleinen Dinge,

die mir an ihm peinlich waren, sich verflüchten; jeden Tag sehe ich das Schöne, das ich an ihm bewunderte, leuchtender. Und dann ist er zu allem, was er bedeutet, ein guter Mensch, und seine Nähe tut mir so wohl, wie mir seine Zuneigung wertvoll ist.«

Sie schrieb es von Fontainebleau aus, wohin sich die beiden nach berauschtem Sommer flüchteten. In Paris hatten sie in närrisch tollendem Barock gelebt, Verse gemacht und die Freunde in den Strudel ihrer Verliebtheit mitgerissen. Am ersten Abend, an dem sie Paul de Musset bei sich als Gast sah, erschien Alfred als gepuderter Marquis des Dixhuitième und die Sand als Marquise mit Reifrock und Schönheitspflästerchen. Oder sie gaben ein Souper, das den Pariser Klatsch längere Zeit hindurch mit Nahrung versorgte. Ausgezeichnete Leute waren geladen, an ihrer Spitze der Philosophieprofessor Lerminier. Um ihm einen Tischgenossen zu verschaffen, mit dem er sich würdig unterhalten könne, engagierten die exzentrischen Gastgeber den vorzüglichen Pierrot des Fumnambuletheaters Debureau, der diesmal nicht als mehlweißer Clown, sondern als kaltschnäuziger englischer Diplomat erschien. Zu alledem verkleidete ich Musset noch als normannische Bäuerin und bediente. Während man auf den Dichter Musset wartete, servierte das ziemlich ungeschickte und um so dreistere Bauernmädchen die unmöglichsten Dinge, der »englische Staatsmann« auf dem Ehrenplatz arbeitete stumm und ergiebig mit seinen Kauwerkzeugen und zeigte sich den professorlichen Attacken gegenüber durchaus unempfindlich. Doch als das Wort

von dem »europäischen Gleichgewicht« fiel, öffnete der »Engländer« den Mund auch zum Sprechen: »Wollen Sie wissen, wie ich unter den gegenwärtigen ernsten politischen Verhältnissen in England und auf dem Kontinent das europäische Gleichgewicht auffasse? – So.« Und er warf geschickt den Teller in die Höhe, fing ihn dank seiner Jongleurfähigkeit mit der Messerspitze auf und ließ ihn rotieren. Womit er ein treffliches und ewig gültiges Gleichnis ad exemplum brachte. In dem allgemeinen Jubel goß das Bauernmädchen dem Philosophieprofessor eine Karaffe Wein über den Kopf und setzte sich dann als Alfred de Musset zu den andern.

Nach ihrer Rückkehr von Fontainebleau fanden die beiden Paris nicht mehr erträglich. Vielleicht aber war ihre Neigung schon verändert, vielleicht war die Italienreise eine Flucht vor sich selber in die mögliche Ablenkung der fremden Landschaft.

Es galt Schwierigkeiten zu überwinden. Die ahnungsvolle Mutter widersetzte sich der Reise mit aller Kraft. George Sand mußte persönlich zu ihr kommen und ihr schwören, daß nur mütterliche Gefühle sie bewogen, mit dem Sohn zu reisen. Auch Tattet warnte ihn dringend; doch sie fuhren ab. In Marseille trafen sie Stendhal, der zu seinem Konsulat Cività-Vecchia reiste und ihnen geistvoll die Zeit verkürzte. Über Genua ging es nach Florenz. Dort fand er in alten Chroniken den Vorwurf zu seinem bedeutendsten Drama »Lorenzaccio«.

Doch schon in Florenz scheint es deutlich gewor-

den zu sein, daß auch Italien die Pein nicht lindern konnte, die aus ihrer Verbindung kommen mußte. Sie waren zu viel allein und einander zu nahe, als daß sie die Binde nicht abrissen, die sie sich leidenschaftlich und aus freiem Willen vor die Augen taten, um ihre Gegensätze nicht zu sehen. Musset mochte nicht mehr Gamin sein und die Sand nicht mehr das ruchlose Gleichnis der liebenden Mutter. Zudem scheint sich Mussets Degeneriertheit nach den Kokottentricks seiner Pariser Gefährtinnen zurückgesehnt zu haben. Das stieß die Frau nicht weniger ab als seine bislang unbegründeten Eifersuchtszenen, die ihr Selbstbewußtsein beleidigten.

Das Geldstück, dem sie die Entscheidung in der Frage, ob sie nach Rom oder nach Venedig reisen sollten, überließen, entschied für die Lagunen. Über Bologna und Ferrara reisten sie nach Venedig, wo sich ihr Schicksal erfüllte. Sie stiegen am 1. Januar 1834 im Hotel Danieli als Herr Musset und Herr Dudesiant ab und bewohnten dort das Zimmer 13, ein luxuriöses Appartement, das einen wundervollen Blick auf die Giudecca, auf San Giorgio, auf Maria della Salute und auf den Lido zuließ. Eben noch hatte er die fröhlichsten Berichte an seinen Bruder geschrieben, als mit einemmal jede Nachricht ausblieb.

Musset spielte Tag und Nacht, die Sand schrieb Bücher. Als er dann kam, er habe 10 000 Francs verloren, er müsse sich erschießen, schrieb sie an ihren Verleger um Vorschuß in dieser Höhe. Musset trank viel und schlief wenig. Fieberanfälle kamen; die Sand pflegte ihn. Er liebte sie bis zum Wahnsinn

oder er beschimpfte sie. Die Sand hatte ihre Seele schon von ihm freigemacht. Ein furchtbares Nervenfieber brachte ihn bis an den Rand des Grabes. Die Sand pflegte ihn Tag und Nacht. Die Sand betrog ihn mit dem Doktor Pietro Pagello, einem großen schönen Mann, später der bedeutendsten italienischen Chirurgen einer, der Musset behandelte und rettete.

PAGELLO ÜBER DIE BEGEGNUNG.

»Ich machte im Februar 1834 die Bekanntschaft der Sand auf folgende Weise: ein Bote des Hotel Danieli kam zu mir, um mich zu einer Französin zu rufen. Ich folgte der Aufforderung und fand die Dame auf einem Divan liegend. Sie hatte um den Kopf ein rotes Seidentuch. Neben dem Divan saß ein junger Mann, blond, schlank und groß. Er sagte zu mir: »»die Dame leidet an heftigen Kopfschmerzen und kann nur durch einen Aderlaß geheilt werden.«« Ich fühlte ihren Puls, der unruhig und heftig war, nahm den Aderlaß vor und ging wieder fort. Ich sah sie am übernächsten Tag wieder. Sie war auf, sie kam mir liebenswürdig entgegen und erklärte mir, daß sie sich wieder wohler fühle. Ungefähr vierzehn Tage später kam der gleiche Hotelbote mich zu holen, und gab mir ein Billett, das mit »»George Sand«« unterzeichnet war. Der Brief war in schlechtem Italienisch geschrieben, aber doch klar genug, mir begreiflich zu machen, daß der Franzose, den ich im Zimmer der Dame gesehen hatte, sehr krank sei, fortwährend deliriere und daß man mich bäte, zusammen mit einem andern Arzt so rasch wie mög-

lich hinzukommen. Es handle sich um einen jungen Mann, der ein großes dichterisches Genie sei und den sie über alles auf der Welt liebe. Ich ging sofort hin, mit einem hervorragenden jungen Kollegen, dem Doktor Juanin, damals Assistent am Hospital St. Johann und St. Paul. Nach unserer Diagnose handelte es sich um ein nervöses typhöses Fieber. Die Heilung dauerte lang und war sehr schwierig, besonders infolge des erregten Zustandes des Kranken, der mehrere Tage auf den Tod lag. Endlich kam die Wendung zum Guten und der Patient erholte sich allmählich. George Sand pflegte ihn während der ganzen Krankheit mit der Sorgfalt einer Mutter. Tag und Nacht saß sie neben seinem Bett und schlief kaum einige Stunden, ohne sich auszuziehen, und nur dann, wenn ich sie vertreten konnte. Der Kranke schwebte fast vierzehn Tage lang zwischen Leben und Tod, und fast eben so lange brauchte er, um einigermaßen gesund zu werden.«

GEORGE SAND AN PAGELLO.

»Deiner Blicke Glut und Feuer, Deiner Umarmung Leidenschaft, Deines Begehrens Kühnheit verführen mich und geben mir zugleich Furcht. Ich kann Deine Leidenschaft nicht bekämpfen und nicht erwidern. In meiner Heimat liebt man nicht so; ich bin neben Dir wie ein lebloses Bild, ich betrachte Dich mit Erstaunen, Sehnsucht und Angst.

Weißt Du, was ich bin, oder bist Du gequält, daß Du es nicht weißt? Bin ich etwas Unbekanntes für Dich, Dich zum Suchen und Nachdenken zwingend,

oder bin ich in Deinen Augen nur wie die Frauen, die im Harem fett werden? Ich glaube, ich sehe in Deinem Blick einen göttlichen Funken; oder bedeutet er nur das Begehren, das solche Frauen befriedigen können? Weißt Du um das Begehren der Seele, das keine Zeit stillen, das keine menschliche Zärtlichkeit betäuben oder erschöpfen kann? Wenn Deine Geliebte in Deinen Armen schläft, kannst Du dann betend und weinend ihren Schlaf bewachen? Geben Dich die Freuden der Liebe der atemlosen Erschöpfung oder geben sie Dir göttliche Entrücktheit? Bleibt Dein Geist lebendig, wenn Du Dich von der Brust des Geliebten löst?

Ich liebe Dich und weiß nicht, ob ich Dich auch achten kann, ich liebe Dich, weil Du mir gefällst; vielleicht bin ich bald gezwungen, Dich zu hassen.

Wärst Du aus meiner Heimat, so würde ich Dich befragen und Du würdest mich verstehen. Aber ich wäre vielleicht noch unglücklicher, denn Du würdest mich belügen.

Du kannst mich wenigstens nicht belügen; falsche Versprechen und falsche Eide werde ich von Dir nicht hören. Du liebst mich, wie Du es kannst und verstehst. Ich werde vielleicht auch in Dir nicht finden, was ich bei den anderen vergeblich suchte, aber ich werde immer glauben können, daß Du es besitzest; wenn Du mich voll Liebe ansiehst, will ich glauben, daß Deine Seele zu meiner spricht.

Bleiben wir also, wie wir sind, versuche nicht, meine Sprache zu erlernen; auch ich will nicht in der Deinen

die Worte suchen, die Dir meine Ängste und meinen Zweifel sagen würden. Ich will nicht wissen, was Du aus Deinem Leben machst und welche Rolle Du unter den Menschen spielst. Daß ich nicht einmal Deinen Namen wüßte, wünschte ich; verberge mir Deine Seele, damit ich immer an ihre Schönheit glauben kann.

Werden wir genug Klugheit und genug Glück haben, Du und ich, um ihm noch einen Monat lang unser Geheimnis zu verbergen? Liebende haben keine Geduld und verstehen nicht, sich zu verbergen. Hätte ich ein Zimmer in einem Gasthof genommen, könnten wir uns sehen, ohne ihn leiden zu machen und ohne uns dem Augenblick seiner Wut auszusetzen. Du sagtest mir, ich solle ihm verzeihen; das Mitleid, das mir seine Tränen gaben, bringt mich nur zu sehr dazu, Deinem Rat zu folgen; aber meine Vernunft sagt mir, daß dieses Verzeihen ein Akt der Schwäche und der Unklugheit wäre und daß ich es sehr bald bereuen müßte. Sein Herz ist nicht schlecht und seine Fibern sehr empfindlich; aber seine Seele hat weder Kraft noch wahren Adel. Sie macht vergebliche Anstrengungen, sich in der Würde zu halten, die sie haben müßte. – Und dann, siehst Du, ich, ich glaube nicht an die Reue. Ich weiß nicht, was das ist. Ich habe noch niemals um Verzeihung gebeten, wer es auch sei; und wenn ich das Unrecht nach den Tränen wieder anfangen sehe, scheint mir die Reue, die danach kommt, nur Schwäche.

Du empfiehlst mir, großmütig zu sein; ich will es sein; aber ich fürchte, das macht uns alle drei nur

noch unglücklicher. In zwei oder drei Tagen wird Alfreds Verdacht wieder beginnen und vielleicht Gewißheit werden. Ein Blick zwischen uns beiden wird genügen, ihn toll vor Wut und Eifersucht zu machen. Wenn er jetzt die Wahrheit entdeckt, was wollen wir tun, ihn zu beruhigen? Er wird uns verabscheuen, daß wir ihn betrogen haben. Ich glaube, die Absicht, die ich heute gefaßt hatte, war die beste. Alfred würde im ersten Augenblick viel geweint und gelitten haben, dann hätte er sich beruhigt und seine Heilung wäre viel rascher erfolgt, als sie jetzt sein wird. Ich hätte mich ihm erst am Tage seiner Abreise nach Frankreich eröffnet und ich hätte ihn begleitet. Von dem Augenblick an, wo er uns nicht mehr zusammen gesehen hätte, würde er keinen Grund mehr zum Zorn und zur Unruhe gehabt haben und wir, er und ich, würden uns in Paris in Freundschaft trennen können; anstatt noch in Venedig geschworene Feinde zu werden. Das ist das Nachlassen der Nerven nach einem Krampf, das ist ein Bedürfnis zu weinen nach einem Bedürfnis zu lästern. Ich kann nicht so sein. Ich kann nicht so sein. So lange ich liebe, ist es mir unmöglich, das zu beleidigen, was ich liebe, und habe ich einmal gesagt, ich liebe Dich nicht mehr, so ist meinem Herzen unmöglich, zurückzunehmen, was mein Mund aussprach. Das ist vielleicht ein schlechter Charakter: ich bin stolz und hart. Wisse es, mein Kind, und beleidige mich nie. Ich bin nicht edelmütig, mein Gewissen zwingt mich, es Dir zu sagen. Meine Haltung kann großherzig sein, mein Herz kann nicht mitleiden. Ich bin zu jähzornig, das ist mein Fehler. Ich

kann noch Alfred dienen, aus Pflicht und aus Ehre, aber ihm in Liebe verzeihen, kann ich nicht . . .«

Als Musset im Gesunden war, mußte er das Geschehene erfahren. Die Verzweiflung griff in ihn bis ins Innerste; aber er resignierte (»C'est un puissant narcotique« – er spricht von der Medizin, die ihn angeblich rettete – »elle est amère comme tout ce qui m'est venu de cet homme, comme la vie que je lui dois«).*

Die Mutter und der Bruder warteten sechs fürchterliche Wochen und rüsteten schon die Reise nach Venedig, als mit greisenhafter Handschrift ein Brief von ihm kam, der seinen Zustand mitteilte: »Je vous rapporterai un corps malade, une âme abattue, un cœur en sang, mais qui vous aime encore«.*

MUSSET AN GEORGE SAND.

»Du befahlst mir zu reisen, und ich reiste, Du befahlst mir zu leben, und ich lebe. – Wir haben in Padua haltgemacht. Es war acht Uhr abends, und ich war müde. Zweifle nicht an meiner Tapferkeit, an meinem Mut, schreibe mir ein Wort nach Mailand, geliebter Bruder, mein George.«

GEORGE SAND AN MUSSET.

Sonntag, postlagernd nach Mailand.

»Lebewohl, lebewohl, mein Engel, Gott möge Dich behüten, Dich geleiten und Dich eines Tages wieder zurückführen, wenn ich hier bin. Jedenfalls werde ich Dich während der Ferien sicher sehen. Und wie gern! Wie lieb wir uns haben, nicht wahr, nicht wahr, mein kleiner Bruder, mein Kind? Ach, wer wird Dich

* Paul de M., Biographie.

pflegen und wen werde ich pflegen? Wer wird mich nötig haben und wessen soll ich mich annehmen? Wie werde ich ohne das Gute und ohne das Böse, das Du mir angetan hast, leben können? Wenn Du doch die Leiden vergessen könntest, die ich Dir verursachte, und Dich nur der guten Tage erinnertest. Der letzte besonders wird meinem Herzen Balsam sein und seine Wunde heilen. Leb wohl, mein kleiner Vogel, behalte Deinen armen alten George immer lieb.

Ich erwähne nichts von Pagello, es sei denn, daß er Dir beinahe so sehr nachtrauert wie ich. Als ich ihm alles wiedersagte, was Du mir für ihn aufgetragen hattest, machte er es wie mit seiner blinden Frau, er lief zornig und schluchzend davon.«

MUSSET AN GEORGE SAND.

Genf, 15. April 1834.

»Armer George, armes liebes Kind. Du hattest Dich getäuscht, Du glaubtest, Du seist meine Geliebte, Du warst nur meine Mutter. Der Himmel schuf uns für einander, unsere Seelen haben sich wie zwei Vögel des Gebirges in leichter Atmosphäre erkannt. Sie sind einander zugeflogen, aber zu heftig war die Umarmung. Es war ein Inzest, den wir begingen. Ja, meine einzige Freundin, ich war fast Dein Henker, wenigstens in der letzten Zeit. Du hast furchtbar durch mich gelitten, aber Gott sei Dank habe ich nicht noch Schlimmeres getan. Mein Kind, Du lebst, Du bist schön, Du bist jung, Du gehst unter dem herrlichsten Himmel der Welt und bist von einem Manne gestützt, der Deiner würdig ist.

Schreibe mir, mein George. Sei gewiß, daß ich mich mit Dir beschäftige. Meine Freundschaft soll Dir niemals lästig sein. Respektiere diese Freundschaft, die heißer ist als Liebe. Sie ist das einzig Gute in mir. Denke daran, es ist Gottes Werk. Du bist das Band, das mich mit ihm verbindet. Denke an das Leben, das mich erwartet.«

GEORGE SAND AN MUSSET.

15. 17. April.

»Ach nein, es war nicht unsere Schuld. Wir erfüllten unser Schicksal, und unsere Charaktere, die leidenschaftlicher und schwerer sind als die der anderen, hinderten uns, das Leben der gewöhnlichen Liebenden zu ertragen. Aber wir sind geboren, um uns zu kennen und uns zu lieben, dessen sei gewiß. Ohne Deine Jugend und die Schwäche, die Deine Tränen mir an jenem Morgen gaben, wären wir Bruder und Schwester geblieben. Wir wußten, daß es das einzige für uns war, wir haben das Leid vorausgesehen, das uns begegnete: aber was eigentlich tut es? Wir sind einen harten Weg gegangen, aber wir gelangten auf die Höhe, auf der wir zusammen rasten können. Wir waren Liebende, und so kennen wir uns bis auf den Seelengrund. Um so besser doch. Was haben wir in uns entdeckt, das uns abstoßen könnte? Wehe uns, hätten wir uns an einem Tage des Zornes getrennt, ohne uns zu verstehen, ohne uns zu verständigen: dann hätte ein schlimmer Gedanke unser ganzes Leben vergiftet, dann hätten wir nichts mehr glauben können. Aber hätten wir uns auf diese Weise

trennen können? Haben wir es nicht oft vergeblich versucht? Nein, das konnte nicht sein; weil wir auf eine Verbindung verzichteten, die nicht mehr möglich geworden war, mußten wir in Ewigkeit verbunden bleiben. Du hast recht, unsere Umarmung war ein Inzest, aber wir wußten es nicht. Wir sanken uns rein und unschuldig an die Brust. Haben wir von diesen Umarmungen eine Erinnerung, die nicht täuscht und heilig wäre? An einem Tag des Fiebers und des Deliriums hast Du mir vorgeworfen, daß ich Dir niemals die Freuden der Liebe zu schenken verstand. Damals weinte ich darüber, heute aber bin ich froh, daß an diesem Vorwurf etwas Wahres ist. Ich bin es sehr zufrieden, daß diese Freuden strenger und verschleierter waren, als Du sie bei anderen wiederfinden wirst. Wenigstens wirst Du Dich bei anderen Frauen nicht an mich erinnern.«

MUSSET AN GEORGE SAND.

Paris, 19. April.

»Gott sei Dank, ich bin heute wieder aufgestanden und gesund, bis auf ein schleichendes Fieber, das mich alle Abende im Bett anfällt und das ich vor meiner Mutter nicht erwähne, da nur Zeit und Ruhe es heilen können. Übrigens habe ich mich, kaum aufgestanden, mit ganzer Wucht in mein früheres Leben gestürzt. Wie soll ich Dir jemals sagen, was sich in diesem Hirn seit meiner Abreise zugetragen hat? Alles in allem, ich habe viel gelitten und kam hier mit der festen Absicht an, mich zu zerstreuen und eine neue Liebe zu suchen. Ich habe noch nicht ein

einziges Mal bei meiner Mutter gegessen. Vorgestern arrangierte ich mit d'Alton eine Partie zu viert. Man hat eine arme Opernstatistin, die sich als recht töricht erwies, neben mich gesetzt, aber sie war noch weniger töricht als ich, ich habe kein Wort zu ihr sprechen können und bin um acht Uhr schlafen gegangen. Ich bin in alle Salons zurückgekehrt, in denen mich meine gewohnheitsmäßige Unhöflichkeit noch nicht unmöglich gemacht hat. Was soll ich denn anfangen? Je weiter es geht, desto mehr hänge ich an Dir, und wenn ich auch sehr ruhig bin, verzehrt mich doch ein Kummer, der mich nicht mehr verläßt.«

Paris, 30. April.

»Es ist also doch kein Traum, mein liebster Bruder, diese Freundschaft, die die Liebe überlebt, existiert doch, diese Freundschaft, über die wir alle gelacht haben und ich selber am meisten. Es ist also wahr, Du sagst es mir und ich glaube es und fühle es: Du liebst mich. Was geht in mir vor, meine Freundin? Ich erkenne die Hand der Vorsehung so klar wie man die Sonne sieht. Jetzt hat es für immer ein Ende. Ich habe nicht auf meine Freunde verzichtet, wohl aber auf das Leben, das ich mit ihnen führte. Es ist mir unmöglich, es wieder zu beginnen; dessen bin ich sicher; und wie dankbar bin ich mir selbst, daß ich es versucht habe. Du kannst stolz sein, mein großer tapferer George, aus einem Kinde hast Du einen Mann gemacht. Sei glücklich, geliebt, gesegnet, ruhe Dich aus und vergib mir. Was war ich denn ohne Dich, Geliebte? Denk an unsere Gespräche

in Deinem Zimmer, sieh, wann Du mich zu Dir genommen hast und wann Du mich verließest. Verfolge Deinen Weg durch mein Leben, sieh, wie das alles zu greifen ist und offenkundig, aber wie Du mir deutlich gesagt hast: nicht dorthin! wie Du mich bei der Hand nahmst, um mich auf meinen Weg zurückzubringen. – Laß Dich am Rand dieses schlichten Weges nieder, mein Kind. Du warst zu matt, um lange mit mir auf ihm zu wandern. Aber ich, ich werde darauf weitergehen.

Alles lebt wieder auf, mein Herz schlägt heftiger unwillkürlich. Ich bin noch jung, und die nächste Frau, die ich besitzen werde, wird auch jung sein. Ich könnte kein Vertrauen zu einer reifen Frau haben. Daß ich Dich fand, ist ein Grund, nicht mehr zu suchen. Ich schrieb Dir das letzte Mal traurig, vielleicht sogar feige. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern. Ich kam vom Quai Malaquais, und ich gebe zu, dies ist das einzige, was ich noch nicht ertragen kann. Ich war erst dreimal dort, und jedesmal bin ich zerschmettert zurückgekommen, und bin den ganzen Tag so geblieben, ohne mit irgendwem sprechen zu können. Ich habe dort Zigaretten gefunden, die Du vor unserer Abreise gedreht hast und die in der Schale liegen geblieben sind. Ich habe sie mit seltsamer Traurigkeit und Freude geraucht. Dann habe ich einen kleinen zerbrochenen Kamm aus Deinem Toilettentisch gestohlen, und jetzt trage ich ihn überall mit mir in der Tasche herum. Du siehst, ich sage Dir all meine Dummheiten . . .«

10. Mai.

»O beste, geliebteste der Frauen! Was habe ich geweint! Welcher Tag! Ich bin verloren, siehst Du! Was soll ich tun, willst Du? Du siehst doch meine Wunde, die Tränen einer Freundin, den süßesten himmlischen Balsam, der aus Deinem Herzen kommt. Und alles fällt wie kochendes Öl auf rotes Eisen. Ich wollte ruhig und stark sein, wenn ich Dir schreibe. Ich rede mir Vernunft zu, ich gebe mir Mühe; aber wenn ich die Feder nehme, wenn ich dieses kleine Papier sehe, das dreihundert Meilen reisen wird, um Dich zu finden, was soll ich dann tun? Es gibt auf der Welt nur Dich, mit dem ich von Dir sprechen kann. Keinen Freund sonst, kein Wesen! Und zudem, wer wäre es würdig? Mitten in meinem Leid fühle ich sehr gut, daß ich einen Schatz im Herzen habe: ich kann ihn keinem öffnen. Denkst du an den, der sich während so vieler Nächte in diesem kleinen Zimmer sammeln will, während so vieler einsamer Tage? Und kaum will ich an Dich schreiben, bedrängt mich alles zum Ersticken. Doch ich leide, Freundin, und was tut es, um was ich leide? Du wirst mich beklagen, Du wirst nicht von mir genug haben. Bilde Dir ein, es sei eine andere, die ich liebe, es sei eine Krankheit, die ich habe. Gott ist mein Zeuge, daß ich kämpfe. Du sagst mir, Du seiest in einem seltsamen moralischen Zustand, zwischen einem Leben, das noch nicht beendet ist, und einem anderen, das noch nicht anfing. Und was glaubst Du, wo ich sei? Wahrhaftig, man sagt, die Zeit heile alles. Ich war hundertmal stärker am Tage meiner Ankunft als jetzt. Alles um

mich herum stürzt ein. Nachdem ich die Frühe hindurch weinte und Dein Bild küßte und Deinem Phantom Tollheiten zuflüsterte, die mich zittern machten, nehme ich jetzt meinen Hut und gehe und komme. Ich sage mir, ich muß damit auf irgendeine Art ein Ende machen.«

GEORGE SAND AN MUSSET.

Venedig, 12. Mai.

»... Ich habe nicht mit solch scharfen Augen zu tun, wie die Deinen waren, und ich kann mein krankes Vogelgesicht machen, ohne daß man es bemerkt. Wenn man ein wenig Traurigkeit vermutet, schütze ich Kopfschmerzen oder ein Hühnerauge vor. Man hat mich nicht sorglos und übermütig gesehen. Man kennt nicht alle Winkel meines Charakters. Man sieht nur die Hauptlinien, und das ist gut, nicht wahr? Und hier bin ich nicht Madame Sand. Der gute Pierre hat Lélia nicht gelesen, und ich glaube, daß er nichts davon verstehen würde. Er ahnt nichts von den Irrwegen unserer Dichterhirne. Er behandelt mich wie eine Frau von zwanzig Jahren und bekränzt mich mit Sternen wie die jungfräulichste Seele. Ich sage nichts, was seinen Irrtum bestärken oder zerstören könnte, ich lebe an dieser sanften ehrlichen Neigung wieder auf, das erstemal in meinem Leben liebe ich ohne Leidenschaft. Du bist noch nicht dort angelangt, vielleicht wirst Du eine entgegengesetzte Richtung einschlagen, vielleicht wird Deine letzte Liebe die jüngste und romantischste sein. Aber töte Dein Herz nicht, Dein gutes Herz, ich bitte Dich. Es soll ganz

oder zum Teil in allen Leidenschaften Deines Lebens mitsprechen. Es soll immer eine edle Rolle in ihnen spielen, damit Du eines Tages, rückwärts schauend, sagen kannst wie ich: ich habe oft gelitten, ich habe mich oft geirrt, aber ich habe geliebt. Ich habe gelebt und kein künstliches Wesen aus Hochmut und Langeweile geboren. Ich habe diese Rolle in Augenblicken der Einsamkeit und des Ekels zu spielen versucht, aber nur um mich zu trösten, daß ich allein war. Wenn ich zu zweit war, ließ ich mich gehen wie ein Kind und wurde wieder dumm und gut, wie es die Liebe von uns verlangt.«

GEORGE SAND AN MUSSET.

15. Juni.

»... glaubst Du denn, daß eine Liebe oder zwei genügen würden, eine starke Seele zu erschöpfen und zu beugen? Lange habe ich es geglaubt, aber jetzt weiß ich es, daß sie es nicht vermag. Sie ist ein Feuer, das stets hochstrebt und sich selbst läutert. Vielleicht wird man immer geschickter im Finden, je öfter man vergeblich gesucht hat. Je öfter man gezwungen war zu wechseln, desto geeigneter wird man zum Festhalten. Wer weiß, vielleicht ist es das schreckliche, herrliche, mutige Werk eines ganzen Lebens. Es ist eine Dornenkrone, die blüht und sich mit Rosen bedeckt, wenn die Haare grau zu werden anfangen. Vielleicht mißt Gott unsere Schmerzen und unsere Werke an unseren Jugendkräften; vielleicht ist uns eine Zeit abgegrenzt, um auszuruhen und uns der überstandenen Mühsal zu erfreuen.

Du hast mir gesagt, daß es Zeit für mich sei, die Früchte eines ganzen ermüdenden Lebens zu pflücken, daß die letzte Liebe einer Frau die schönste sei. Deine Prophezeiungen gehen in Erfüllung, mein Kind, und ich vergesse sogar die Namen jener Leiden, die ich früher mit der Liebe unvermeidlich verbunden glaubte. Ich leide noch oft und viel, aber niemals durch ihn. Hat er keinen Pfennig mehr für Blumen, dann steht er vor Tagesanbruch auf, und geht zwei Meilen zu Fuß, um sie mir in den Vorstadtgärten zu pflücken. Diese kleine Tatsache ist die Summe seines ganzen Verhaltens. Er dient mir, er trägt mich, er ist mir dankbar. O sage mir, daß Du glücklich bist, und ich will es sein.

Adieu, mein geliebtes Kind. Ich habe Dich gebeten, nach meinem Sohn zu sehen; vielleicht war es Dir unangenehm, aber ich war so unruhig, daß ich nicht wußte, welchen Heiligen ich anrufen sollte. Jetzt endlich hat mir Tapet sehr gute Nachrichten geschickt. Adieu geliebter Engel, möge es Dir immer gut gehen. Pagello sagt mir, er sei im Begriff, Dir eine Predigt über den Champagner zu schreiben. Du kannst versichert sein, er würde bei jedem Absatz eine Flasche trinken, wenn er sie nur zur Hand hätte. Sei auch gewiß, daß Du sehr geliebt wirst. Adieu, adieu, es ist die Poststunde, schreibe mir viel. Wenn Du wüßtest, wie schön die Tage sind, die mir einen Brief von Dir bringen!«

»Du sprichst mir von Ruhm, von Zukunft. Ich kann nichts Gutes mehr tun. Zu was soll es gut sein, zu sagen, was ich in der Seele habe? Ich war stumm, als ich dich kannte. Jetzt bin ich es nicht mehr. Aber ich habe keinen, der mich hört, und ich habe noch nichts gesagt. Alles ist da. Ich strecke die Arme ins Leere, und nichts! Wahrhaftig, ich gebe den Frauen sehr traurige Blicke. Noch habe ich einen Rest Leben der Freude zu geben und ein ganzes Herz für die Liebe. Vielleicht gibt es welche, die es annehmen möchten; aber ich, werde ich annehmen? Wohin führt mich diese unsichtbare Hand, die nicht will, daß ich haltmache? Ich muß sprechen. Ja, ich muß aufhören, ganz allein zu weinen und das Herz zu verzehren, um mein Herz zu ernähren. Ich muß einen Körper in diesen leeren Armen haben; ich muß eine Geliebte haben, da ich mich nicht zum Mönch machen kann. Du sprichst mir von Gesundheit, Lebensführung, Vertrauen in die Zukunft: Du sprichst mir, ruhig zu sein, und Du bist es, Du, die mir die Adern öffnet. Du sprichst mir, mein Blut aufzuhalten! Was habe ich in meiner Jugend getan? Was selbst aus unserer Liebe? Umsonst habe ich ein oder zweimal in Deinen Armen geweint. Was weißt Du von mir, Du, die ich besessen habe! Du bist es, die gesprochen hat, Du bist es, deren himmlisches Mitleid mich mit Tränen bedeckte; Du hast auf mein Haupt den Himmel der Liebe herabsteigen lassen. Und ich, ich bin stumm geblieben ... Ich habe wohl aufgehört, mit Dir ein herzloser Libertin zu sein; aber nur während dreier Morgen in Vene-

dig begann ich ein anderer zu sein, und Du schliefest während dieser Zeit.

Sprich mir nicht von Vernunft; je mehr ich die Dinge unter meinen Füßen vernichtet sehe, um so mehr fühle ich eine verborgene Kraft, die sich dehnt und sich streckt wie die Sehne eines Bogens.

. . . ach, es sind sechs Monate her, die Frühlingswärme hatte dieselbe Wirkung wie Champagner. Sie führte mich vom Tisch zur ersten besten Frau; zwei oder drei Freunde, Cabaretlieder singend, mochte ich finden, eine Zigarre, ein Sofa, alles war gesagt. Und wenn ich, eine Stunde heimkehrend, in meinem Zimmer weinte, so rechnete ich es der Erregung zu, der Langeweile, was weiß ich? Und ich schlief ein. Dort war ich noch, als ich Dich kannte. Doch wenn mich heute meine Sinne zu einem Mädchen führen, weiß ich nicht, was ich täte. Mich dünkt, ich würde sie im Augenblick der Krise heulend erwürgen.

. . . und an einen Mann, der morgens und abends solche Überlegungen und solche Träume hat, schreibst Du diesen Brief aus Tirol, diesen einzigartigen Brief? Mein George, niemals hast Du so schön geschrieben, so göttlich. Niemals fand sich Dein Genie besser in Dein Herz. Zu mir, von mir sprichst Du so? Und da bin ich! Und die Frau, die diese Seiten beschrieben hat, habe ich an meiner Brust gehalten, sie glitt über sie hin wie ein himmlischer Schatten, und ich wachte auf bei ihrem letzten Kuß. Sie ist meine Schwester, meine Freundin, sie weiß es, sie sagt es mir und alle Fibern meines

Körpers möchten sich loslösen, um zu ihr zu eilen und sie zu fühlen. Alle edlen Sympathien, alle Harmonien der Welt haben uns einen zum andern gestoßen, und zwischen uns ist ein ewiger Abgrund!

Gut, da es nun einmal so geworden ist, soll mich diese so weise Vorsehung treffen oder verderben, wie sie es will. Ich habe einen Horror vor meinem vergangenen Leben, aber ich fürchte mich nicht vor meinem Leben, das kommt. Wenn der Himmel, mir das Herz öffnend, mich nur zu einer neuen Art des Leidens vorbereiten wollte, will ich die Folgen meiner Schwäche und meiner Eitelkeit tragen. Aber was in meiner Seele ist, wird nicht sterben, ohne aufgegangen zu sein.«

Später kam auch die Genesung der Seele und mit ihr die Reife zur höchsten Kunst. In diesem Zusammenhang sei ein Fragment seines schönen »Le poète déchu« übertragen; es erschien niemals; Paul de Musset, der es uns erhalten hat, vereitelte in einer dieses Mal falschen Ausnützung seines literarischen Einflusses die Vollendung.

»Zuerst glaubte ich, aus meiner Verlassenheit käme kein Bedauern und kein Schmerz. Ich ging und war stolz. Doch kaum, daß ich um mich blickte, sah ich die Öde. Niegeahntes Weh ergriff mich. Es war mir, als fielen alle meine Gedanken wie dürre Blätter, und ein seltsam unbekanntes Gefühl, zart und schwermütig zugleich, glitt in meine Seele. Als ich sah, ich könne nicht mehr streiten, ließ ich mich in hoffnungslosem Schmerz. Ich brach mit allen mei-

nen Gewohnheiten. Ich schloß mich in mein Zimmer ein. Ich blieb vier Monate darin und weinte und sah niemanden. Meine einzige Zerstreuung war das Schach; ich spielte jeden Abend mechanisch eine Partie.

Allmählich beruhigte sich der Schmerz, die Tränen versiegten und ich konnte wieder schlafen. Ich erkannte die Schwermut und ich liebte sie. Meine Augen blickten auf die Dinge, die ich verlassen hatte. Das erste Buch, das mir in die Hände fiel, ließ mich begreifen, daß alles sich gewandelt hat. Nichts Vergangenes war mehr, nichts sah sich mehr ähnlich. Eine neue Welt war aufgetan, als wäre ich diese Nacht geboren. Alles machte mich staunen: ein alter Tisch, eine Tragödie, die ich auswendig wußte, eine hundertmal gehörte Romanze, die Worte mit einem Freund. Da begriff ich, was das ist: die Erfahrung, – da sah ich, daß Leid uns Wahrheit lehrt.

Und das war ein schöner Augenblick meines Lebens. Mit Freuden denke ich an ihn: ja, es war ein schöner und harter Augenblick. Ich habe euch nicht die Einzelheiten meiner Leidenschaft erzählt; schriebe ich diese Geschichte, so wäre sie wohl mancher anderen wert. Doch zu was sollte es gut sein? Meine Geliebte hatte dunkle Haare und große Augen und ich liebte sie, und sie hat mich verlassen. Ich hatte gelitten und durch vier Monate geweint. Das sage ich, und ist es nicht genug?«*

* In den Ausgaben Mussetscher Werke ist vom »Poète déchu« nur ein kleines Fragment zu finden: »Le poète et le prosateur«.

Mit den gesammelten Gedanken des Rekonvaleszenten kehrte auch die Arbeitslust zurück. Seit langer Zeit schon lag der Plan zu einer Komödie fertig, die er provisorisch »Camille et Perdican« nannte. Bezeichnend für die Wandlung seines Wesens und für den jetzt beginnenden Arbeitsabschnitt ist es, daß er entgegen dem ursprünglichen Plan die Komödie in Prosa schrieb und die schon fertigen Verse der Einleitung in die ungebundene Rede umarbeitete. Der Widerstand seines ins Schlichte gerichteten Gemütes gegen alles Emphatische war so groß, daß es ihm in diesem Augenblick nicht einmal möglich war, Verse zu schreiben.

Der endgültige Titel des Stückes hieß »On ne badine pas avec l'amour« und ließ den seelischen Zustand Mussets unschwer erkennen. Camilla und Perdican und ihr nobler Kampf um die Liebe kamen aus der quälenden Sphäre seiner Erinnerungen. Die verhaltene Leidenschaft in Dialog und Handlung war schon voll des persönlichen Schmerzes und der erlittenen Erfahrungen. Die Komödie ist die erste, in der seine Vergangenheit zittert, und ihr Wert, der über die Geste des schönen Wortes hinausgeht, läßt zu, ihre Ähnlichkeit mit Molières »Le dépit amoureux« nicht allein in dem Äußerlichen der Handlung festzustellen.

Noch während seines Aufenthalts in Italien war in der »Revue des Deux Mondes« »Fantasio« erschienen, dessen Manuskript er schon vor seiner Abreise fertiggestellt und an die Redaktion gegeben hatte. Es mag für den Genesenden ein seltsam fremdes Spie-

14*

gelbild gewesen sein. Als er in dieser Komödie des Lachens und der tollen Verkleidung seine Mentalität von vorgestern erkannte, in Fantasio den Alfred vor der italienischen Reise, den vor lauter Schicksalslosigkeit Satten, den Effekthascher, den Jongleur der Langenweile. Doch die Anmut gerade dieses Stückes erscheint noch heute unverblaßt.

Zu dieser Zeit reifte auch die Frucht seiner florentinischen Studien »Lorenzaccio«, sein einziges großes Drama, kein Wurf einer tragischen Vollendung, Parzellen von wundervoller Kraft neben Tiraden des romantischen Phraseurs: aber doch ein Werk der Weltliteratur von Schillerischem Geist und hervorragend genug, um die Leser eines Jahrhunderts zu beschämen, die es vergaßen*. Lorenzo von Medici, Lorenzaccio geheißen, lebt seiner hamletischen Berufung, Florenz von seinem Tyrannen, dem stiernackigen Vetter und Herzog Alessandro zu befreien, durch alle Tiefen und Fäulnisse eines angenommenen Lüstlingslebens. Er macht sich zum herzoglichen Zuhälter, zu so etwas wie einem Hoforgienmeister, um sich die Sympathie des Herrschers bis zu dem Augenblick zu erhalten, wo ihn sein Dolch trifft. Mit außerordentlicher Kraft schildert Musset die heilige und ganz verdeckte Inbrunst dieses schwachen Körpers, der sich von dem Nessushemd der Verderbtheit nicht mehr trennen kann. Der etwas abfallende Schluß des Werkes ist für Mussets Unpolitik und politischen Pessimismus bezeichnend.

* Erst Sarah Bernhardt wagte zu Anfang unseres Jahrhunderts die Bühnenaufführung.

Denn Lorenzos Tat ändert nichts. Die laschen Republikaner von Florenz können sich nicht aufraffen, durch die Bresche zu gehen, die sein Dolch schlug, und die Freiheit zu gewinnen. Sie wählen einen neuen Herzog. Mussets Mißachtung geht vielleicht zu weit. Er läßt sie durch Lorenzaccio selbst von der bevorstehenden Tat unterrichtet sein und zürnt ihnen, daß sie sich ruhig verhalten. Aber wie können sie anders als mit Lachen oder Achselzucken antworten, wenn der stadtbekannteste Tunichtgut und Säufer, seines Herzogs gemeinster Höfling zu ihnen kommt und sagt: heute nacht töte ich Alessandro? Des Edelmannes Verachtung für die Bürger von 1830, die dem Kurs der Revolution in die Monarchie kaum heftigeren Widerstand entgegensetzten, verleiteten ihn zu dieser Einstellung.

Es ist von vielen, selbst von Mussets Freunden – Guttinguer schrieb einmal an Sainte-Beuve: »Je crains que notre ami ne laisse sa personalité dans le lit de cette femme«* – behauptet worden, daß die Sand einen wesentlichen literarischen Einfluß auf Musset ausgeübt habe. Wie wenig diese Schriftsteller-Antipoden sich im Werke angingen, – seelische Einwirkungen werden ja nicht bestritten – beweist der Literaturhistoriker Séché gerade im Fall »Lorenzaccio«. Die Sand hatte 1831 oder 1832, auf jeden Fall vor ihrer Freundschaft mit Musset, angeregt durch die Lektüre Varchis, den Plan zu einem Renaissancestück gefaßt, das »Une conspiration en 1557« heißen sollte und diese Personenliste aufwies:

* St. Beuve, Correspondance.

Alexandre de Medicis, grand-duc de Florence.
Valori, commissaire apostolique.
Malatesta Roglione, commandant des forces militaires.
Le cavalier de Morsili } officiers de la maison du grand-duc.
Le capitaine Cesena }
Giomo le Hongrois } écuyers du grand-duc.
Fernando l'Andalou }
Madonna Catterina, sœur de Lorenzo.
Bindo Altoviti, oncle de Lorenzo.
Michel del Tavolaccino, dit Scoronconcolo, spadassin.
Giolio Caponi, citoyen de Florence.
Écuyers, pages de grand-duc.*

Die Eingeweihten, die aus der Stoffähnlichkeit den ganzen Lorenzaccio in der Anlage der Sand zuwiesen, könnten also schon aus den Personen des Dramas die gänzliche Verschiedenheit der Idee einsehen. Die Sand vollends ließ, als Musset in Florenz den Stoff zum Lorenzaccio fand und entwickelte, ihre Skizze fallen, zumal er schon früher, aus guten Gründen, sich geweigert hatte, mit ihr zusammen ein Drama zu schreiben. Das eine allerdings muß zugegeben werden: der Titel »Lorenzaccio« wurde auf ihren Rat hin gewählt.

Das Drama erschien nicht in der »Revue des Deux Mondes« – wohl weil es zu umfangreich war –, sondern in ihrem Verlag innerhalb einer zweibändigen Neuausgabe von »Un spectacle dans un fauteuil«, die nur Prosastücke enthielt. Und zwar Band I: Avant-propos. – Lorenzaccio. – Les caprices de Marianne. – Fragment du Livre XV des Chroniques Florentines (italienischer Text). – Band II: André del Sarto. –

* Siehe auch Pierre Gauthirez: »Lorenzaccio«, bei Fontemoing, 1903.

Fantasio. – On ne badine pas avec l'amour. – La Nuit Vénitienne. – Auch diese Ausgabe, die am 1. August 1834 erschien, ist sehr selten und wertvoll.

George Sand war nach fünf Monaten Aufenthalt in Venedig nach Paris zurückgekehrt, überdrüssig des Pagello, ohne Geld, krank vor Heimweh und vor Sehnsucht nach dem Kind und nach – Musset. Die beiden kamen wieder zusammen, alle Leidenschaft und alle Qual wurde wieder groß. Pagello, der die Sand begleitete, intrigierte in toller Eifersucht. Er wurde fallen gelassen; aber auch die Liebesgeschichte der Sand mit Musset ging ihrem Ende zu.

MUSSET AN GEORGE SAND.

»Ich habe zu sehr auf mich gerechnet, als ich Dich wiedersehen wollte, ich habe den letzten Stoß empfangen.

Ich habe den traurigen Versuch nach fünf Monaten Streit und Leid wieder zu beginnen. Ich will ein zweites Mal das Meer und das Gebirge zwischen uns setzen. Das wird dann der letzte Versuch sein: ich weiß, was er mich kosten wird; doch mein Vater da oben wird mich nicht feige nennen, wenn ich vor ihm erscheine. Ich werde alles getan haben, um zu leben zu versuchen. Ich werde unten Geld erwarten und, wenn Gott es mir erlaubt, meine Mutter wiedersehen; aber ich werde niemals Frankreich wiedersehen. Ich seh Dich glücklich; ich hörte Dich sagen, daß Du es seist. Es war mir süß gewesen, Euer Freund zu bleiben, und daß die sanfte Freude Eurer Seelen

gastfreundlich gegen meinen Schmerz gewesen ist. Aber das Schicksal verzeiht nicht. Am Tag, da ich Venedig verließ, gabst Du mir einen ganzen Tag. Heute fahre ich für immer fort; ich reise allein, ohne Gefährten, ohne Lebewohl. Ich bitte Dich um eine Stunde und um einen letzten Kuß. Wenn du einen Augenblick der Traurigkeit fürchtest, wenn meine Bitte Pierre ungelegen ist, so zögere nicht, mir nein zu sagen. Das wird hart sein, ich will mich nicht beklagen. Aber wenn Du Mut hast, empfange mich allein, bei Dir oder anderswo oder wo Du willst. Was möchtest Du fürchten, die feierliche Stimme des Schicksals laut zu hören? Weintest Du nicht gestern, als es uns an diesem offenen Fenster die traurige Weise meines armen Walzers flüsterte? Glaube nicht, je in mir beleidigten Stolz oder ungemäßen Schmerz wiederzufinden. Empfange mich mit Deinem Herzen, wir wollen nicht von der Vergangenheit, nicht von der Gegenwart, nicht von der Zukunft sprechen. Es sei nicht das Adieu des Herrn Soundso und der Frau Soundso. Es sollen zwei Seelen sein, die gelitten haben, zwei leidende Intelligenzen, zwei verwundete Adler, die sich im Himmel treffen und den Schrei des Schmerzes austauschen, bevor sie sich für die Ewigkeit trennen! Es soll eine Umarmung sein, keusch wie die himmlische Liebe, tief wie der menschliche Schmerz. O meine Braut! Setze sanft die Dornenkrone auf mich und dann leb wohl. Es wird das letzte Erinnern sein, das Dein Alter von einem Kind bewahrt, welches kein Kind mehr sein wird!«

»Es ist zu viel oder es ist zu wenig. Mangelt es Dir an Mut? Wir wollen uns wiedersehen, ich will ihn Dir geben. Sprich oder sprich nicht; die Lippen der Menschen haben kein Wort, das ich nicht ohne Furcht hören könnte. Du sagst mir, Du fürchtest nicht, Pierre zu verletzen. Was also dann? Deine Position hat sich nicht geändert. Meine Eigenliebe sagst Du? Höre, höre, George: wenn Du Herz hast, treffen wir uns irgendwo, bei mir, bei Dir, im Jardin des Plantes, auf dem Friedhof, am Grab meines Vaters (dort wollte ich Dir adieu sagen), öffne Dein Herz ohne Hintergedanken; höre mich Dir schwören zu sterben, mit Deiner Liebe im Herzen; ein letzter Kuß und adieu. Was fürchtest Du? O mein Kind, erinnere Dich des traurigen Abends in Venedig, wo Du mir sagtest, daß Du ein Geheimnis hättest. Du glaubtest, zu einem stupiden Eifersüchtigen zu sprechen. Nein, nein, George, Du sprachst zu einem Freund.

Die Vorsehung verwandelte plötzlich den Menschen, mit dem Du sprachst. Mitten in diesem Leben voll Elend und Leid gewährte mir Gott vielleicht den Trost, Dir zu irgend etwas gut zu sein. Sei versichert, ja, ich fühle es, ich bin nicht Dein schlechter Genius. Wer weiß, was der Himmel noch mit uns vorhat? Vielleicht bin ich bestimmt, Dir noch einmal die Ruhe wiederzugeben.

Denke daran, daß ich abfahre, mein Kind. Schließen wir nicht leichtsinnig die ewigen Pforten. Und dann, so viel Leid haben während fünf Monaten, abfahren, abreisen, um nicht mehr zu leiden, ab-

reisen für immer, Dich unglücklich wissen, da ich alles verloren habe, um Dich ruhig zu sehen, und kein adieu! Ach, es ist zu viel, es ist zu viel. Ich bin noch jung; mein Gott, was habe ich denn getan?«

»Mein Kind, mein Kind, was bin ich schuldig gegen Dich! Was Böses tat ich Dir diese Nacht! O ich weiß es; und Du, Du, möchtest Du mich deshalb bestrafen? O mein Leben, meine Vielgeliebte, was bin ich unglücklich, was bin ich toll, was bin ich dumm, undankbar, brutal! Du bist traurig, lieber Engel, und ich kann nicht Deine Traurigkeit respektieren. Du sprichst zu mir ein Wort, das mich verletzt, und ich kann nicht schweigen, ich kann nicht lächeln, ich kann Dir nur antworten, daß tausend Tränen, tausend schreckliche Qualen, das fürchterlichste Elend auf mich fallen können, daß ich sie erleiden kann, daß sie nur ein Lächeln von Dir, einen Kuß von Dir zu erwarten brauchen, um wie ein Traum zu verschwinden. O mein Kind, meine Seele! Ich habe Dich gestoßen, ich habe Dich ermüdet, als ich die Tage und Nächte zu Deinen Füßen saß und auf die Träne aus Deinen schönen Augen wartete, um sie zu trinken, um Dich schweigend zu betrachten, um alles, was es an Schmerz in Deinem Herzen gibt, zu respektieren. Wäre Dein Schmerz für mich ein geliebtes Kind, wie sanft möchte ich ihn wiegen! O George, George, höre und denke nicht ans Vergangene. Nein, nein! Im Namen des Himmels, vergleiche nicht, überlege nicht. Ich liebe Dich, wie man noch nie geliebt hat. O mein Leben, warte, warte, ich flehe Dich an, verdamme mich

nicht. Laß die Zeit vergehen, schreibe mir eher, daß ich Dich acht Tage nicht sehen kann, einen Monat, was weiß ich? Ach Gott, wenn ich Dich verlieren würde! Mein armer Verstand hält es nicht aus. Mein Kind, bestrafe mich, ich bitte Dich. Ich bin ein elender Narr; ich verdiene Deinen Zorn. Verbanne mich von Dir während einer Zeit. Selbst Du bist nicht stark genug, mich noch zu lieben. Und ich, und ich, ich liebe Dich so sehr! O ich leide, Freundin! Was für eine Nacht verbrachte ich! O sage mir dies, im Namen des Himmels, im Namen Deiner Großmutter, Deines Sohnes, sage mir, daß ich liebe. Glaube es mir, daß ich liebe, mein Kind. Bestrafe mich, verurteile mich nicht. Sieh, ich weiß nicht, was ich sage, ich bin in Verzweiflung. Ich habe Dich beleidigt, ich habe Dich verletzt; ich habe Dich ermüdet; wie ich Dich verließ, o ohne Sinnen! Und als ich drei Schritte tat, glaubte ich zu fallen. Mein Leben, mein höchstes Wesen, Verzeihung, o Verzeihung auf den Knien! Ach, denke an die schönen Tage, die ich im Herzen habe, die kommen, die groß werden, die ich da fühle! Denke ans Glück! Ach, ach, wenn die Liebe es niemals gegeben hätte! George, ich habe niemals so gelitten. Ein Wort, nicht Verzeihung: ich verdiente sie nicht. Aber sage nur: Ich will warten und ich, Gott im Himmel, ich warte sieben Monate, ich kann auch länger warten. Mein Leben, zweifelst Du an meiner armen Liebe? O mein armes Kind! Glaube mir oder ich sterbe an ihr.«

Baden-Baden, 15. September.

»... Ich habe nichts mehr im Kopf und nichts mehr im Herzen. Ich glaube, ich werde für kurze Zeit nach Paris zurückkehren. Ich leide und wozu? Dein Brief hat mir furchtbare Schmerzen gemacht. George, o mein Kind, warum? Doch was nützt es zu klagen? Du sagst mir, Du schreibst mir, um mir jede Annäherung zu nehmen. Also höre: lebwohl, laß uns nicht mehr schreiben. Siehst Du, alles das ist letzten Endes furchtbar. Auch du leidest. Ich beklage Dich, mein Kind, aber da ich tatsächlich nichts für Dich tun kann, da tatsächlich unsere Freundschaft in dem Augenblick vergeht, in dem Du leidest und allein bist, wozu das alles? Ich trage es Dir nicht nach, ich wiederhole es Dir. Adieu. Ich weiß nicht, wo ich sein werde, schreibe mir nicht, ich kann es nicht wissen.

Ich lese diesen Brief noch einmal und sehe, daß es ein Abschied ist. O mein Gott, immer diese Abschiede. Was für ein Leben das ist! Immer wieder sterben! O mein Herz, meine Liebe, ich trage Dir diesen Brief nicht nach, aber warum schriebst Du mir jenen andern? Jenes fatale Versprechen? Verflucht sei Gott! Ich hoffte immer noch. Ach Unglück auf Unglück, es ist zu viel.«

Er kehrte von dem Erholungsaufenthalt in Baden-Baden nach Paris zurück. Wieder Tränen, Verzeihung, Liebe, wieder Eifersucht; Sehnsucht, Vorwurf, Verdacht, Anklage rütteln von neuem an seinen Nerven.

GEORGE SAND AN MUSSET.

Paris, ohne Datum.

»... Ich wußte es ja, daß diese Vorwürfe dem Tag des versprochenen und erträumten Glückes folgen würden und daß Du mir aus dem, was Du als meine Rechte anerkannt hattest, ein Verbrechen machen würdest. Mein Gott, sind wir schon so weit gekommen? Gehn wir wenigstens nicht weiter. Laß mich abreisen. Ich wollte es schon gestern. Ich hatte schon innerlich den ewigen Abschied beschlossen. Erinnere Dich an meine Verzweiflung und an alles, was Du mir gesagt hast, um mich zu überzeugen, daß ich Dir nicht entbehrlich sei. Und ich bin nun einmal toll genug gewesen, Dich retten zu wollen. Aber Du bist unrettbarer verloren als je. Du wendest, kaum befriedigt, Deine Verzweiflung und Deinen Zorn gegen mich. Was soll ich tun, mein Gott? Ich habe wirklich vom Leben genug, mein Gott! Was willst Du denn nun, was verlangst Du von mir? Fragen, Verdächtigungen, Vorwürfe, jetzt schon! Warum sprichst Du mir von Pierre, da ich Dir doch verboten hatte, je von ihm zu sprechen? Mit welchem Recht fragst Du mich über Venedig aus? Gehörte ich Dir in Venedig? Warst Du nicht vom ersten Tage an, als Du mich krank sahst, mißgestimmt und erklärtest Du nicht, eine kranke Frau sei etwas sehr Langweiliges und Tristes? Und rührt unser Zerwürfnis nicht vom ersten Tage her? Ich will Dir nichts vorwerfen, mein Kind, aber Du mußt Dich wohl oder übel erinnern, Du, der Du so leicht die Tatsachen vergißt, ich will Dir Deine Fehler nicht vor-

werfen, ich habe niemals dieses Wort ausgesprochen, ich habe mich niemals beklagt . . . Ich verbarg Dir meine Tränen. Und eines schönen Tages wurde im Casino Danieli das furchtbare Wort ausgesprochen, das ich nicht vergessen werde: George, ich habe mich geirrt, verzeihe es bitte, aber ich liebe Dich nicht. Wäre ich nicht krank gewesen, hätte man mich nicht am nächsten Tag zur Ader lassen müssen, ich wäre abgereist. Aber Du hattest kein Geld, ich wußte nicht, ob Du es von mir annehmen würdest, und ich wollte und konnte Dich nicht im fremden Land allein lassen, ohne Geld und der Sprache unkundig. Die Tür zwischen unseren Zimmern wurde geschlossen, wir versuchten damals, unser früheres Leben als gute Kameraden wieder zu beginnen. Aber es war nicht mehr möglich.

Du sagst, Du seist nicht mehr mein Bruder, leider! Hast Du meinen Widerstand, diese verhängnisvollen Beziehungen wieder aufzunehmen, nicht verstanden? Habe ich Dir nicht alles vorhergesagt, was wir jetzt erleben? Habe ich nicht vorausgesehen, daß Du unter der Vergangenheit leiden würdest, die Dich wie eine schöne Dichtung begeisterte, solange ich mich Dir versagte, und die Dir heute wie ein böser Traum erscheint, da Du mich wie eine Beute wieder ergriffen hast? Laß mich jetzt reisen, wir werden unglücklicher sein als je. Wenn ich leichtsinnig und falsch bin, wie Du es mir anzudeuten scheinst, was versteifst Du Dich darauf, mich wiederzunehmen und mich zu behalten? Ich wollte nicht mehr lieben, ich hatte zu sehr gelitten. Wenn ich eine Kokette wäre,

würdest Du weniger unglücklich sein. Ich müßte Dich belügen und Dir sagen: Ich habe Pierre nie geliebt, ich habe ihm niemals angehört! Was würde mich hindern, Dich davon zu überzeugen? Weil ich ehrlich gewesen bin, bist Du auf der Folter. Unter diesen Umständen also kann man sich nicht lieben, und alles, was ich getan habe, um zur Freundschaft zurückzukehren, war illusorisch. Mein Gott, was bleibt uns nun von einer Vereinigung, die uns so schön erschien? Weder Liebe noch Freundschaft, mein Gott!«

MUSSET AN GEORGE SAND.

»... Meine verhängnisvolle Jugend hat meinem Gesicht ein krampfiges Lachen aufgeprägt. Du hast mich geliebt, aber Deine Liebe war einsam wie die Verzweiflung. Du hattest so viel geweint, und ich so wenig. Du starbst stumm an meinem Herzen, aber wenn ich allein zurückbleibe, werde ich nicht mehr zum Leben zurückkehren. Ich werde die Blumen auf Deinem Grab lieben wie ich Dich geliebt habe; wie Du werden sie mich ihren sanften Duft und ihren traurigen Tau trinken lassen, sie werden hinwelken wie Du, ohne mir zu antworten und ohne zu wissen, für wen sie sterben.«

GEORGE SAND AN MUSSET.

»... Nein, nein, es ist genug, Du Unglücklicher. Ich habe Dich wie einen Sohn geliebt, es ist Liebe einer Mutter, ich blute noch davon. Ich beklage Dich, ich verzeihe Dir alles, aber wir müssen uns trennen,

ich würde schlecht werden. Du sagst, daß es dann besser wäre und daß ich Dich ohrfeigen sollte, wenn Du mich beleidigst. Ich vermag nicht zu kämpfen. Gott hat mich sanft und doch stolz erschaffen. Mein Hochmut ist gebrochen, meine Liebe besteht nur noch aus Mitleid. Ich sage Dir, wir müssen davon genesen. Sainte-Beuve hat Recht, Dein Betragen ist bejammernswert, ist unmöglich. Mein Gott, welchem Leben werde ich Dich überlassen?! Trunkenheit, Wein, Dirnen, immer wieder, immer wieder. Aber da ich nichts tun kann, um Dich davor zu bewahren, soll ich mich noch länger erniedrigen und sollst Du Dich noch länger quälen? Meine Tränen reizen Dich. Deine wahnsinnige Eifersucht bei jeder Gelegenheit reizt Dich noch mehr. Je mehr Du das Recht verwirkst, eifersüchtig zu sein, desto mehr bist du es. Das sieht wirklich aus, wie eine Gottesstrafe für Deinen armen Kopf. – – Leb wohl, Du Unglücklicher. – –« *

Die Sand reiste ab, krank wie er. Musset – ausgedörrt von dieser Liebe (»mon premier, mon dernier amour«) – war schon ein alter Mann.

Als er Italien verlassen hatte, schrieb er dieses Sonett, das, durch die Jahrzehnte unbekannt geblieben, die »Revue de Paris« am 1. November 1896 veröffentlichte:

* Die Briefe zwischen Musset und George Sand, sowie Sainte-Beuve und George Sand sind übertragen aus: »Lettres de George Sand à A. d. M. et St. Beuve, Paris 1897.«

»Il faudra bien t'y faire, à cette solitude,
pauvre cœur insensé, tout prêt à se rouvrir,
qui sais si mal aimer et sais si bien souffrir.
Il faudra bien t'y faire, et sois sûr que l'étude,

La veille et le travail ne pourront te guérir,
tu vas pendant longtemps faire un métier bien rude,
toi, pauvre enfant gâté, qui n'as pas l'habitude
d'attendre vainement et sans rien voir venir.

Et pourtant, ô mon cœur, quand tu l'auras perdue,
si tu vas quelque part attendre sa venue,
sur la plage déserte en vain tu l'attendras,

Car c'est toi qu'elle fuit de contrée en contrée,
cherchant sur cette terre une tombe ignorée
dans quelque triste lieu qu'on ne te dira pas.«

Ihr Verhältnis hatte eine ganze Literatur zur Folge; bis in unser Jahrhundert bemühten sich schriftstellernde Damen, aus ihnen einen interessanten Roman zu machen. Außer den mehr oder weniger autographischen Dokumenten der beiden Akteure – »Les confessions d'un enfant du siècle«, »Lettres d'un voyageur«, »L'histoire de ma vie« – sind es drei Romane, die, ohne die ganze Wahrheit zu sagen, von persönlichem Gewicht sind.

»Elle et Lui« von George Sand erschien 1859 zuerst in der »Revue des Deux Mondes« und als Buch bei Hachette. In Romanform enthüllt sie ihre Beziehungen zu Musset, vornehmlich die Ereignisse der

italienischen Reise, und schiebt in wenig hochherziger Weise die Schuld auf den Toten. Alle Qual käme von ihm, sein Unglück hätte er nur sich zu verdanken. »Elle« war das Opfer und der Henker »Lui«. Die handelnden Personen sind leicht erkenntlich: Therese Jacques ist George Sand, Laurent de Fauvel ist Musset, de Verac ist Stendhal.

Paul de Musset trat für den Bruder mit der kräftigsten Gegenoffensive ein: »Lui et Elle« erschien bei Charpentier. Es war ein Kampfbuch, das jedes Argument gegen den geliebten Toten zu Boden diskutierte. Olympe de B. ist George Sand, Edouard de Falconey ist Musset, der Doktor Palmerille ist Pagello.

»Lui« von der Louise Colet, dem seltsamen, gutgewachsenen, männersüchtigen Blaustrumpf, Flauberts erster Liebe, Mussets letzter Laune, plädiert ebenfalls für Musset und ist nicht einmal ein ganz schlechtes Buch. Die Sand heißt hier Antonia Bach, Musset: Alfred de Lancel, Flaubert: Leonce; außerdem kann man in ihm alle Prominenten des zeitgenössischen Salons finden, von Hugo, Lord Seymour, Liszt, Chopin, bis zu Ledru-Rollin und der Guiccioli.

IV
1835 bis 1838

Die beiden waren in einem gewissen Sinn geläutert. Die Sand, deren ausgeglichenere Natur durch die Trennung weniger erschüttert wurde und sich auf die Ruhe zur Arbeit freute, vergaß die Unnatur ihres phraseologischen Überschwanges, die Unnatur ihres männlichen Anzugs und wurde die mütterliche

Frau, die weich und empfangend Schicksale gestaltete. Er vergaß den Rolla und den Zynismus als Selbstzweck und wurde Mann, »der Dichter mit dem brennenden Herzen«, wie Brandes sagt, »sie die Sibylle mit der prophetischen Beredsamkeit«.

Die tiefste Sehnsucht nach einer sittlichen Idealität erfüllte ihn und ließ ihn nicht mehr los, selbst dann nicht, als sein morscher Körper zum Ende seines Lebens immer tiefer in den Absinth versank. Keine seiner Gestalten und seiner Verse, die er von jetzt an schuf, – und die sechs Jahre nach dem Bruch mit der Sand waren die fruchtbarsten und bargen die schönsten Werke –, berührte mehr um der Pose willen die Amoralität. Ein sittliches Fundament stützte und rechtfertigte alle Negationen in den geschilderten Schicksalen. Sein Geist, gewandelt und gewachsen, rüstete sich zu den großen Beweisen seiner Berufung. »Aujourd'hui j'ai cloué de mes propres mains, dans la bière ma première jeunesse, ma paresse et ma vanité«, schreibt er im »Poète déchu«.

Das Jahr 1835 war von den fruchtbaren das fruchtbarste. Ein Roman, zwei Komödien, wundervolle Gedichte waren die Ernte. Der Frühling machte ihn zum Dichter der »Nächte«: er schrieb »La Nuit de Mai«. In heiterer Frische des Körpers – »den Mai auf den Wangen«, sagt Paul – findet er die Verse, die schön beginnen:

»Poète, prends ton luth et me donne un baiser . . .«

Alle diese Verse der »Nächte«, die zuweilen lamartinesk klingen oder Vignysche Akkorde tragen oder im Echo des großen André Chénier zu sein scheinen

und doch die reine Höhe der Mussetschen Poetik bedeuten, nicht von den »Méditations« und nur von Hugo beschattet: alle diese Verse zeugen von einer Schönheit der Sprache und eines Gemütes Schönheit, die in solcher Harmonie die Würde der Unsterblichkeit findet.

Er schrieb die Elegie »Lucie« mit den herrlichen Versen für das Grab:

»Mes chers amis, quand je mourai.
plantez un saule au cimetière.
J'aime son feuillage éploré,
la pâleur m'en est douce et chère,
et son ombre sera légère
*à la terre où je dormirai.«**

Es war ein Schaffen von lauterem Aufgeschlossensein, die Zeit freundlich aufgeteilt zwischen der Arbeit und der Familie. »Il retourna au travail, comme à un rendez-vous d'amour« (Paul). Er speiste oft allein in seinem Zimmer und ließ zuweilen ein zweites Gedeck auftragen: für die Muse, lächelte er.

Im August erschien »La Quenouille de Barberine« (in den späteren Ausgaben nur »Barberine« geheißen). Die Verherrlichung der sittlichen Kraft und ehelichen Treue Barberinens wird hier bis zur Unoriginalität gesteigert; denn Shakespeares Imogen-Thema ist fast bis auf Einzelheiten kopiert.

Zur selben Zeit begann die intensivste Zeit an dem Roman, dessen Titel noch nicht feststand. Er unterbrach sie einen Augenblick, um seiner Entrüstung ge-

* S. »Grablied« S. 71.

gen Thiers Preßgesetz in dem »Le Lois sur la Presse« Ausdruck zu geben. Fieschis Attentat gab dem Minister Gelegenheit, die schon bereiten Knebel der öffentlichen Meinung in den Mund zu stecken, unter der falschen Behauptung, daß der Täter mit der Oppositionspresse in Verbindung stände. Mussets Protest nützte zwar nichts, aber sie trug ihm auch keine Unbill von seiten des mißtrauischen Gewalthabers ein.

Während er immer weiter und mit gleicher Energie an dem Roman arbeitete, gab ihm eine unliebsa me Frauenaffäre, die nicht ganz rasch beseitigt war, den Gedanken zu einer neuen Komödie. War es in »Barberine« eine Frau, die die Reinheit und unerschütterte Abwehr des Gemeinen verkörperte, so ließ er es jetzt den jungen Schreiber Fortunio sein, der um seiner Liebe zur wenig würdigen Jacqueline wil len bereit ist, der Mantel für alles Häßliche und der Schild für alle Gefahr zu sein. Sein hoher Sinn ist stark genug, die geliebte Frau für sich zu gewinnen. Die Komödie, seine beste, die er »Le chandelier« nannte, erschien in der »Revue de Deux Mondes« am 1. November 1835.

Zu Anfang des Winters schrieb er – immer noch unter dem Eindruck einer nicht würdig beantworteten Zuneigung – die tiefe Schwermut der »Nuit de décembre«. Die allgemeine Ansicht, daß die Melancholie des Gedichts noch ein Echo der Liebe zur Sand war, ist nach der kompetenten Ansicht des Bruders nicht richtig.

Inzwischen ging der Roman, den er »La confession d'un enfant du siècle« nannte, seiner Vollendung ent-

gegen. Musset wollte ihn mit der Szene beschließen, in der Brigitte Octave ihre Liebe gesteht. »Mein Held«, sagte er, »wird vom Glück begünstigter sein als ich; da ich ihn bis zu dem Augenblick geführt habe, wo er sich tröstet, wollen wir nicht weitergehen. Der folgende Tag wird zu peinvoll sein.«* Doch jedenfalls der Bruder Paul — und das ist für die literarische Epoche wieder bezeichnend – bewies ihm, daß ein positiver Schluß der Gewichtigkeit des Werkes Abbruch täte; und so schuf er das bittere Ende.

Die »Confession« ist durchaus kein autobiographisches, in Romanform gebrachtes Tagebuch. Brandes, der sie seltsamerweise in eine selbst chronologisch nicht richtige Verbindung mit der Rolla-Epoche bringt, nennt sie maskierte Selbstbekenntnisse. Auch das ist nur mittelbar richtig; denn sie sind keineswegs so extrem subjektiv orientiert, wie es der Titel glauben machen könnte. Würden sie »Erkenntnisse« heißen, so kämen sie dem Wesen des Inhaltes näher.

Wer also glaubte, durch die Handlung über das Privatleben des Dichters Aufschluß zu erhalten, sah sich enttäuscht. Und die Skandalspürer, die auf das Erscheinen des Buches händereibend lauerten, konnten also nicht umhin, ihm nur einen matten Empfang zu bereiten. Wo persönliche Episoden im Spiel waren, trugen sie sich so »maskiert« – wie Brandes gut sagt –, daß kaum der eigene Bruder mit einiger Sicherheit die Originalmotive ahnen konnte.

Das Werk war die Abrechnung eines jungen und

* Paul de M., »Biographie«.

philosophischen Kopfes mit einer kraftlosen und unwürdigen Zeit und mit den beiden Hauptagitationsstoffen der Romantik im besonderen und der politischen Epoche im allgemeinen: dem Ruhm, der mit Napoleon starb, und der Freiheit, die 1830 nicht geboren wurde. Dieses große Interregnum der seelenlosen Zeit, das Negativum einer ganzen Generation wird skeptisch in voller Wahrheit gestaltet, mit der Kraft des Dichters, der auf seinem Höhepunkt stand. Und wenn er schildert, wie die jungen Menschen, denen das Wort »Freiheit« ungeahnte Wonne und die Auferstehung des toten Ruhmes bedeutet, einen düsteren Zug treffen, mit den Korbsärgen jener, die für das zu laute Wort »Freiheit« hingerichtet wurden, wird er ganz groß.

Die Helden des Romans sind auch nicht Porträts einzelner Menschen, sondern Typen von Gruppen, die das aufmerksame Auge Mussets genau klassifiziert. Und zwar teilte er seine Generation elementar in die Fleischmenschen und in die Gefühlsmenschen. Desgenais verkörpert die »hommes de chair« und Octave die »hommes de sentiment«.

Die »Revue des Deux Mondes« brachte am 15. September 1835 ein Fragment. Das Buch selber erschien am 5. Februar 1836 in zwei Bänden bei Bonnaire als »Publication de la Revue des Deux Mondes«.

GEORGE SAND ÜBER DIE »BEICHTE EINES KINDES SEINER ZEIT«.

»... Ich will Ihnen sagen, daß diese »Beichte eines Kindes seiner Zeit« mich in der Tat sehr bewegt hat.

Die kleinsten Einzelheiten einer unglücklichen Vertrautheit sind so treu wiedergegeben, von der ersten Stunde bis zur letzten, von der »barmherzigen Schwester« bis zur »hochmütigen Törin«, daß ich wie ein Tier weinte, als ich das Buch schloß. Dann habe ich dem Autor ein paar Zeilen geschrieben, um ihm ich weiß nicht was zu sagen: daß ich ihn sehr geliebt habe, daß ich ihm alles verziehen habe, daß ich ihn niemals wiedersehen wollte. Diese drei Dinge sind wahr und unerschütterlich. Das Verzeihen geht bei mir so weit, daß ich niemals einen Bitterkeitsgedanken gegen den Mörder meiner Liebe habe, aber niemals so weit, die Tortur zu bedauern. Ich gestehe es Ihnen, ich hege für ihn immer eine tiefe mütterliche Zärtlichkeit im Herzen. Es ist mir unmöglich, ohne Zorn Schlechtes über ihn zu hören, und deshalb bilden einige meiner Freunde sich ein, ich sei noch nicht ganz geheilt. Und doch bin ich so gut von ihm geheilt, wie der Kaiser Karl der Große von Zahnschmerzen. Die Erinnerung an seine Schmerzen bewegt mich tief, wenn ich mir diese stürmische Szene zurückdenke. Sähe ich sie sich erneuern, machten sie mir nicht die geringste Wirkung. Ich habe keinen Glauben mehr. Jeder kostet sein Glück gemäß seiner Seele. Ich glaubte lange, die Leidenschaft wäre mein Ideal. Ich irrte mich oder ich habe sehr schlecht gewählt.« (Revue des Paris, 15. Dezember 1894.)

Die Liebe zu jener Frau, die ihn hat »Le chandelier« und »La nuit de décembre« schreiben lassen, schuf noch zwei Gedichte »A Ninon«, von dem nur die wunderschönen Stanzen: »Si je vous le disais pour-

tant que je vous aime . . .« bekannt sind. Das zeitlich frühere Gedicht aber ist niemals erschienen und durch Paul de Musset erhalten:

A NINON

Avec tout votre esprit, la belle indifférente,
avec tous vos grands airs de rigueur nonchalante,
qui nous font tant de mal et qui vous vont si bien,
il n'en est pas moins vrai que vous n'y pouvez rien.

Il n'en est pas moins vrai que sans qu'il y paraisse
vous êtes mon idole et ma seule maîtresse,
qu'on n'en aime pas moins pour devoir se cacher,
et que vous ne pouvez, Ninon, m'en empêcher.

Il n'en est pas moins vrai qu'en dépit de vous-mêmes,
quand vous dites un mot, vous sentez qu'on vous aime,
que malgré vos mépris on n'en veut pas guérir,
et que, d'amour de vous, il est doux d'en souffrir.

Il n'en est pas moins vrai, que, si peu qu'on vous touche,
vous avez beau nous fuir, sensitive farouche,
on emporte de vous des éclairs de beauté,
et que le tourment même est une volupté.

Soyez bonne ou maligne, orgueilleuse ou coquette,
vous avez beau railler et mépriser l'amour,
et, comme un diamant qui change de facette,
sous mille aspects divers vous montrer tour à tour.

Il n'en est pas moins vrai que je vous remercie,
que je me trouve heureux, et que je vous appartiens,
et que, si vous voulez du reste de ma vie,
le mal qui vient de vous, vaut mieux que tous les biens.

Je vous dirai quelqu'un qui sait que je vous aime:
C'est ma Muse, Ninon, nous avons nos secrets.
Ma Muse vous ressemble, ou plutôt c'est vous-même.
Pour que je l'aime encore, elle vient sous vos traits.

La nuit, je vois dans l'ombre une pâle auréole
où flottent doucement les contours d'un beau front;
un rêve m'apparaît, qui passe et qui s'envole.
Les heureux sont les fous: les poètes le sont.

J'entoure de mes bras une forme legère.
J'écoute à mon chevet murmurer une voix.
Un bel ange aux yeux noirs sourit à ma misère.
Je regarde le ciel, Ninon, et je vous vois.

O mon unique amour, cette douleur chérie,
ne me l'arrachez pas, quand j'en devrais mourir!
Je me tais devant vous; – quel mal ma folie?
Ne me plaignez jamais, et laissez moi souffrir.

Die Stanzen wurden später in seine schöne Erzählung »Emmeline« übernommen, die die Geschichte dieser Liebe ist.

In der Schwermut der nächsten Tage – er las gerade die »Méditations Lamartines« – kam es ihm in den Sinn, in einem Gedicht an den Gefeierten seine

ganze seelische Not zu offenbaren und um den Segen seiner Freundschaft zu bitten, wie der zwanzigjährige Lamartine einst Byron bat. Die schwer hinströmenden Verse der »Lettre à Lamartine« erschienen am 1. März 1836 in der »Revue des Deux Mondes«. Lamartine lud ihn freundlich zu sich und versprach ihm die Antwort eines Gedichtes. Doch mit dieser Antwort hatte es eine eigene Bewandtnis. Lamartine begann sie 1840 zu schreiben und vollendete sie nie, wohl weil er fühlte, daß der ein wenig griesgrämige Inhalt seiner Verse dem jungen Dichter kein Äquivalent geben konnte. Dieses Gedichtfragment erschien erst nach dem Tode Mussets 1857 im 19. Heft der »Cours familiers de littérature« und war von einem Nachruf begleitet, der die eigene dichterische Reife gegen das ewige Kind Musset ausspielt und sein Schaffen mit merkwürdiger Kurzsichtigkeit betrachtet.* Damals trat der treue Anwalt Paul de Musset auf und schrieb an Lamartine diese Verteidigung des Bruders:

PAUL DE MUSSET AN LAMARTINE.

9. Juli 1857.

»Mein Herr, es ist mir unmöglich, über den schmerzlichen Eindruck Schweigen zu bewahren, den ich soeben beim Lesen der 19. Unterhaltung der »Cours de littérature« empfangen habe. Sie wissen, mit welcher Freude und mit welchem Nachdruck ich Ihrem Appell gefolgt bin, als Sie mir Ihren Plan ankündigten, Ihre Leser mit den Werken Alfred de Mussets zu unterhalten, und als Sie mich um einige Ratschläge baten.

* S. auch S. 134ff.

Der Gegenstand ist Ihrer würdig, habe ich mir zugerufen.

Tatsächlich, die Würdigung eines großen Dichters durch einen andern großen Dichter wäre ein seltenes und ein schönes Schauspiel gewesen. Ich will mich bei Ihnen nicht beklagen, mein Herr, daß ich in meinen Hoffnungen enttäuscht wurde. Ich respektiere das Recht der Kritik und will mich wohl hüten, literarische Würdigungen durch andere Würdigungen zu beantworten.

Es steht dem Publikum und nicht mir zu zu entscheiden, ob Sie Alfred de Musset den gebührenden Platz gaben, wenn Sie ihn auf das Niveau Saint-Evremonts setzten, und ob das, was Sie Poesie der Sinne nennen, nicht viel eher Poesie des Herzens sein möchte. Aber wenn man an den Charakter eines Menschen rührt, so kann der kleinste Irrtum eine Ungerechtigkeit werden; und Sie sind zu gerecht, um nicht zu wünschen, sich streng an die Wahrheit zu halten.

So gestatten Sie mir, mein Herr, Ihnen zwei oder drei Seiten Ihrer 19. literarischen Unterhaltung zu bezeichnen, wo der Charakter Alfred de Mussets unter einem falschen und zweifelhaften Licht gezeigt wird.

Sie sagen auf Seite 267, daß der junge Dichter, nachdem er in der Liebe enttäuscht worden war, »in die Verspottung der Liebe« fiel, und ich lese den folgenden Satz: »Seine Werke von diesem Tag an beweisen mehr als einmal, daß ihm das Religiöse, das Philosophische, selbst das Politische fehlte ... Musset spaßt mehr mit den großen Gefühlen, er bespöttelt sie, sei es, daß diese großen Gefühle sich Liebe nennen, sei

es, daß sie sich Religion nennen, sei es, daß sie sich Patriotismus nennen«.

Und auf diese Behauptung gestützt zitieren Sie einige an einen Freund gerichtete Verse, in der Widmung von »La coupe et les lèvres«.

Hier, mein Herr, liegt ein doppelter Anachronismus vor.

Der junge Poet hat nicht mehr über die Liebe noch über die großen Gefühle gespöttelt, als er zu lieben und zu leiden begann.

Im Gegenteil, »von diesem Tage an« hat sich eine vollständige und für den Leser wohl fühlbare Revolution in seinen Ideen, seinem Charakter, seinem Genie entwickelt. Die letzten Seiten seines Werkes, wo man noch einen Rest von Skeptizismus bemerkt, sind von 1833. Im folgenden Jahr geschah es, daß des Dichters Herz eine tiefe Wunde empfing und dann erst veröffentlichte er »Rolla«*, die »Nächte«, die »Hoffnung auf Gott« und die merkwürdigen Verse, die Ihnen gewidmet sind. Um sich zu versichern genügt es, die Daten zu betrachten, die am Anfang jedes Bandes und am Ende der hauptsächlichsten Versstücke stehen.

Ich will Ihnen nicht in dem Prozeß folgen, mein Herr, den Sie mit so großer Beredsamkeit der Jugend von heute machen. Aber ich leugne in aller Form, daß Alfred de Musset der Dichter dieser Jugend sei.

* Ein merkwürdiges Versehen Paul de Mussets; denn »Rolla«, Abschluß und Höhepunkt der zynischen Periode, wurde fast an dem Tage vollendet, an dem die Sand in Mussets Leben trat.

Er hat ohne Ehrgeiz gelebt, er ist ohne Vermögen gestorben. »Bereichere dich!« ist niemals seine Devise gewesen. Er hat niemals ein einziges dieser durch das Börsenspiel beschmutzten Papiere gesehen oder berührt, mit denen sich so viele Leute ihre Hände beschmutzten. Was Sie brandmarken, bedauerte er wie Sie. Die Jugend, die er liebte und adoptierte, war die hingegebene Jugend, liebend die Poesie, brennend im literarischen Krieg, die Jugend, die sich im Parterre der Theater schlug und die sich für ein Drama oder ein Sonett stritt. Diese Generation hat die Vierzig heute überschritten, sie hat Frau und Kinder, aber sie liebt und liest noch ihren Lieblingsdichter.

Was den Vorwurf betrifft, Alfred de Musset habe keine politische Meinung gehabt, so gründen Sie ihn auf ein nicht exaktes Zitat. Der Dichter hat nicht gesagt:

Qui, moi, noir ou blanc? ma foi, non!

Er hat gesagt:

Etre rouge ce soir, blanc demain, ma foi, non!

Was sehr verschieden ist, das bedeutet, daß er niemals der Poesie um der Politik willen entfliehen wollte; aber seine patriotischen Gefühle haben sich bei mehr als einer Gelegenheit manifestiert, vorzüglich in seiner Antwort auf den »Deutschen Rhein« von Becker.

Außerdem ist Alfred de Musset zu keinem der großen Ereignisse gleichgültig geblieben, die sein Land bewegt haben, und gerade weil er sich nicht in die Politik mischen wollte, beurteilte er die Dinge mit einer Blicksicherheit und einer geistigen Gewandtheit, denen die Uninteressiertheit eben noch mehr Autorität gab.

Es bleibt mir noch, Ihnen für das wohlwollende Wort zu danken, mein Herr, das Sie auf einer Seite Ihres Briefes an mich richten. Wie würde ich glücklich und stolz sein, wäre ich diesem Wort überall anders als in dieser Unterhaltung begegnet, in dem mir der Charakter meines Bruders nicht behandelt zu sein scheint, wie er es verdient! Ich will zum Schluß noch einen Charakterzug hinzufügen, der Ihnen nicht mißfallen wird. Alfred de Musset hat immer leidenschaftlich das Genie und das Talent in den andern geliebt; das war sein Glaube, sein Kult. Wenn er für die Politik schrieb, so hat er doch nacheinander die Malibran, Pauline Garcia, Victor Hugo, Mlle. Rachel, Mme. Ristori und Sie selber, mein Herr, besungen. Er hat stets für sie eine große Bewunderung bekannt, eine lebhafte und aufrichtige Sympathie, und wenn er Ihnen im Palais de l'Institut die Hand gedrückt hatte, kehrte er nach Hause zurück, das Herz zufrieden.

Er liebte Sie, mein Herr, weil auf Erden das, was sich am meisten berührt, das Genie ist. Wären Sie vor ihm gestorben, er hätte Sie beweint wie er die Malibran beweinte. Der Neid war ihm immer fremd, und um dieser Erhebung des Gefühls willen, um dieser Wärme und dieser Noblesse des Herzens konnte er bei Lebzeiten niemals Feinde haben und hat er heute nicht nur treue Bewunderer, sondern Anbeter.

Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner hohen Schätzung. Paul de Musset.«*

* Der Brief ist durch Mme. Martellet in ihren »Souvenirs« veröffentlicht.

Jetzt erst las Lamartine die »Nouvelles Poésies«, jetzt erst lernte er diesen Dichter kennen, und mit dem Freimut, der die Schönheit der großen Geister ist, revidiert er sich in einer zweiten Entretien über Alfred de Musset.

»Soll ich es sagen? Erst nach seinem frühzeitigen Tod, erst vor diesem Augenblick, wo ich schreibe, habe ich die geschlossenen Bände geöffnet, habe ich endlich seine Gedichte gelesen. Oh, wie sehr beklagte ich, als ich sie las, das Schicksal, das mir versagte, zu seinen Lebzeiten einem Mann zu nahen und ihn zu lieben, für den ich nach seinem Tode eine solche Neigung und, darf ich es zu sagen wagen, eine solche Zärtlichkeit fühle? O daß ich ihn nicht früher kannte! O Musset, verzeih mir aus der Höhe Deines jetzigen Elysiums herab! Damals hatte ich Dich noch nicht gelesen. – –

Er benennt diese Gedichte einer neuen Kunst »Die Nächte«. In ihnen tönt die schwere Seite seiner Leier, stumm bisher, so melancholisch und pathetisch wie in den gewichtigsten Melodien seiner Rivalen. Es sind geflüsterte Dialoge zwischen dem Dichter und seiner Muse, d. h. zwischen dem Herzen und dem Genie des Menschen, und sie wollen sie in ihnen und in uns allen eins werden lassen. Wir kennen in der französischen, in der englischen und in der deutschen Poesie nichts Harmonischeres, nichts Reicheres an Gefühl und Genie als diese nächtlichen Gespräche Alfred de Mussets. Lest ein paar Strophen, lest alles dann: ihr werdet dann fühlen, was ich in diesem Augenblick selber fühlte: unend-

liche Reue, sie nicht früher gelesen zu haben, einem solchen Sänger der Seele nicht genug Ehre gegeben zu haben.«*

Hätte Musset diese Worte Lamartines gekannt, so würde er nicht in dem »Sonnet au lecteur«, das die »Poésies nouvelles« abschließt, den Vers stehen gelassen haben:

Tout s'en va, le plaisir et les mœurs de notre âge,
les rois, les dieux vaincus, l'oisard triomphant,
Rosalinde et Suzon, qui me trouvent trop sage,
Lamartine vieilli qui me traîte en enfant.

Um die Mitte des Jahres 1835 begann die Freundschaft mit der klugen Mme. Jaubert, seiner »Marraine«, die einen wesentlichen und positiven Einfluß auf sein Schaffen gewann und ihm gesunde Kritik, Ermutigung, Trost und die schöne Geselligkeit ihres Hauses schenkte.** Diese zarte, kleine unschöne Caroline d'Alton-Shée, aus französischem Hochadel stammend und frühzeitig dem Herrn Maxime Jaubert, einem hohen Gerichtsbeamten, verheiratet, blieb mit Musset auf eine sehr besondere Weise verbunden. Es war nicht Liebe und doch mehr als Freundschaft: eine ganz aufgeschlossene, vertrauensselige, ein wenig burschikose Gemeinsamkeit, eine zugleich mütterliche, schwesterliche und

* XIXe Entretien.

** Die »Souvenirs de Mme. Jaubert« Lettres et Correspondance, Paris 1879, sind ein wichtiger Bestandteil der Musset-Literatur.

Du hast mir ge
Früchte eines gan
daß die letzte Lieb
Prophezeiungen
und ich vergesse
ich früher mit d
glaubte. Ich lei
durch ihn. Hat
dann steht er
Meilen zu Fu
pflücken. Dies
ganzen Verh
ist mir dan
und ich wi

Adieu.
nach mei
umgegen
wäre,
[illegible]

e, sie nicht früher gelesen zu haben, einem änger der Seele nicht genug Ehre gegeben .«*

Musset diese Worte Lamartines gekannt, so r nicht in dem »Sonnet au lecteur«, das die nouvelles« abschließt, den Vers stehen ge- aben:

en va, le plaisir et les mœurs de notre âge,
les dieux vaincus, l'oisard triomphant,
ide et Suzon, qui me trouvent trop sage,
rtine vieilli qui me traîte en enfant.

n die Mitte des Jahres 1835 begann die Freund- t mit der klugen Mme. Jaubert, seiner »Mar- «, die einen wesentlichen und positiven Ein- auf sein Schaffen gewann und ihm gesunde ik, Ermutigung, Trost und die schöne Gesellig- ihres Hauses schenkte.** Diese zarte, kleine un- ne Caroline d'Alton-Shée, aus französischem hadel stammend und frühzeitig dem Herrn xime Jaubert, einem hohen Gerichtsbeamten, heiratet, blieb mit Musset auf eine sehr beson- re Weise verbunden. Es war nicht Liebe und doch ehr als Freundschaft: eine ganz aufgeschlossene, ertrauensselige, ein wenig burschikose Gemeinsam- eit, eine zugleich mütterliche, schwesterliche und

* XIX[e] Entretien.

** Die »Souvenirs de Mme. Jaubert« Lettres et Correspondance, Paris 1879, sind ein wichtiger Bestandteil der Musset-Literatur.

kollegiale Beziehung, die mit aller Selbstverständlichkeit sich ihr Leben lang erhielt. Ihre Korrespondenz, die leider nicht vollständig erhalten ist, beweist die außerordentliche geistige Haltung dieser Frau und ihre Bedeutung für Mussets letzte Lebenshälfte.

Léon Séché teilt den ersten Brief mit:

MUSSET AN DIE MARRAINE.

11. August 1835.

»Gott sei gesegnet! Sie schreiben mir einen absurden Brief! Auch Sie, Madame, haben also Ihre guten Momente wie wir andern. Ja, ich bezeuge es beim Himmel, als Sie schrieben, war Ihr Fenster geöffnet, Ihre Rosenstöcke wiegten sich im Wind, Sie waren nicht frisiert oder schlecht frisiert, Sie waren in irgendeiner fröhlichen Fledermausstimmung, – Fledermaus, die trotz Herrn Serres das Meisterwerk der Schöpfung ist, und es waren totsicher in Ihrer Nähe Eintagsfliegen, die in einem Sonnenstrahl schliefen (in Parenthese: die Eintagsfliegen sind die glücklichsten Wesen der Erde: sie leben nur einen Tag und verbringen ihn mit Walzertanzen).

Ihr Brief ist absurd und folglich charmant. Ich muß nur öfter meine Versdummheiten über Ihre kleinen frischen rosenhaften Gedanken ausgießen! Möge es nicht meiner Muse mißfallen, es wird nichts über Ihren reizenden Morgen- und Abendgedanken gereimklingelt.

Aber!!! Nach dem, was Sie mir sagen, können

Sie gut darauf rechnen, daß ich Sie nur morgens besuchen werde.

Ich muß Sie mit irgend etwas vergleichen, um Ihnen ein für allemal zu sagen, daß keiner auch nur den vierten Teil von Ihrem Geist hat, abgesehen davon, daß Sie hübsch wie ein Engel sind. Lassen wir sehen. Ich vergleiche Sie mit einer feinen Perle (wie windig es ist! es ist unerträglich, meine Lampe ist ganz verloschen). Es gibt viel von Ihnen in einer Perle: – zunächst leben sie im Wasser; – hat da nicht Heine irgendwo gesagt, daß die Poesie die Krankheit des Menschen ist wie die Perle die Krankheit des armen Tieres, das man Auster nennt? Ja, die Perlen sind Kleinod gewordene Tränen, wahrhaftiges Symbol der Poesie. Doch gut! ich beleidige Sie, wenn ich Sie mit der Poesie vergleiche. Sie sind viel mehr wert als unsere Musen. Ich vergleiche Sie mit Titania, der Feenkönigin (Midsummer night's dream):

So, good night, with lullaby!
lulla, lulla, lullaby (decrescendo)!

Amüsieren Sie sich schon? Ich komme von Montmorency, ich habe meine Handschuhe in See von Enghien verloren und mein Taschentuch im Andilly. (Welchen Radau die Katzen im Hof machen!) Adieu, Madame. Ich schreibe Ihnen, ohne recht zu wissen, ob mein Brief ankommen wird; denn ich weiß die Adresse nicht genau. Gleich wenn Sie unter ihrem lila Häubchen eine kleine Redseligkeit fühlen, die zu blühen bereit ist, dann bitte schreiben Sie mir.

Ihr ergebener

Alfred de Musset.«

Der herrliche Sommer, den er auf Tattets Landgut in Montmorency verbrachte, hätte beinahe ein fröhliches Nachtgedicht in den Kranz der düsteren geflochten. Doch die Vorsehung ließ nur vier Verse der »Nuit de Juin« zu. Paul de Musset hat das kaum beschriebene Blatt gerettet.

Muse, quand le blé pousse, il faut être joyeux.
Regarde ces coteaux et leur blonde parure.
Quelle douce clarté dans l'immense nature!
Tout ce qui vit ce soir doit se sentir heureux.

Dann wurde Musset gestört. Ereignisse kamen, die ihm die Fröhlichkeit fremd und fern machten. Das Gedicht wurde nie vollendet.

Die humorigen drei Akte des »Il ne faut pas jurer de rien«, die von eben dieser Heiterkeit des Gemütes zeugen, und rasch zustande kamen, erschienen am 1. Juli 1836 in der »Revue des Deux Mondes«. Jene Zeit des glücklichsten Schaffens wurde dann durch die ernste und bewußte Schönheit der »Nuit d'Août« gekrönt. Das Gedicht entstand in der feierlichen Gewißheit seines Gelingens, in blumengeschmücktem Zimmer und der Würde der ruhig strömenden Nacht:

»Aime, et tu renaîtras; fais toi fleur pour éclore.«

Im Schauder über den »Adjektivismus der modernen Unterhaltungsromane« schrieb er damals auch die launigen »Lettres de Dupuis et Cotonet« an die »Revue«, in der er zwei ehrsame Einwohner des Städtchens La Ferté-sous-Jouarre (er hat das Provinznest nie gesehen und nur wegen des drolligen

Namens gewählt) »Sur l'abus des adjectifs« debattieren ließ. Dupuis und Cotonet waren übrigens Pseudonyme des befreundeten Stendhal, der sie zu ähnlichen Satiren anwandte und sich über diese Patentverletzung nicht schlecht amüsierte, zumal er natürlich der Autorschaft verdächtigt wurde.

Im Herbst desselben Jahres trauerte Paris um seine große Sängerin, die Malibran. Musset schrieb zu ihrem Gedächtnis die schönen Stanzen »A la Malibran« – tu regardais aussi la Malibran mourir – die am 15. Oktober erschienen. Der Klatsch versuchte daraufhin eifrig zwischen ihnen Verbindungen zu konstruieren, die niemals bestanden. Musset kannte die Künstlerin nicht persönlich. Wenige Jahre später übernahm ihre Schwester Pauline Garcia ihre künstlerische und gesellschaftliche Erbschaft. Und dieses Mal hatte der Klatsch vielleicht nicht unrecht, als er den Melomanen Musset mit ihr zusammenbrachte. Darüber wird noch zu sprechen sein.

Zu Ende des Jahres gab es eine neue Sensation: Meuniers Attentat auf den König. Musset, der oft an den gastfreundlichen Vater seines einstigen Schulfreundes dachte, schrieb das Sonett »Au Roi«, das nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Durch Tattet, der sich eine Kopie erbat, bekam der Herzog von Orléans das Gedicht zu Gesicht, der Musset einen freundlichen Brief schrieb. Der königliche Vater aber geruhte nicht, entzückt zu sein, und zwar wegen des »Du«, das ihm zu familiär schien; was für den sonst nicht geistlosen Louis-Philippe, der doch wohl Boileau gelesen hat und den vier-

zehnten Ludwig nicht gut für unzeremoniell halten konnte, kaum schmeichelhaft ist.

Der Prinz aber knüpfte die Verbindung mit Musset wieder fester und brachte ihn an seinen Hof, nachdem er sich verheiratet hatte. Er verhehlte ihm auch nicht seine abweichende Meinung von der gar zu sanftmütigen und bourgeoisen Politik seines Vaters und ließ in dem sechsundzwanzigjährigen Dichter die Hoffnung entstehen, daß einst unter seiner Regierung die geistige Epoche eines Franz I. und einer Königin von Navarra einkehren würde und für ihn, Musset, die erträumte Geltung. So arbeitete er ehrlich an der Vollendung seines Künstlertums und war in der »Nuit d'Octobre« schon weit genug; denn er konnte rufen:

Jours de travail! seuls jours ou j'ai vécu!
O trois fois chère solitude!

In der kleinen Komödie »Un Caprice«, die am 15. Juli 1835 erschien, zeichnete er unvergleichlich die Pariser Dame von Welt und Geist und hatte dabei seine Marraine vor Augen. Man sprach von dem Stück in den Salons; sonst wurde es leider nicht viel beachtet – und ist doch voller Recht in seinem Leichenstein auf dem Père-Lachaise eingegraben, als eines seiner besten Werke.

Vorher hatte er mit der »Revue des Deux Mondes« einen Vertrag über einen neuen Roman abgeschlossen, der »Emmeline« heißen sollte. Noch als er bei der Arbeit war, von der schon früher gespro-

chen wurde, fühlte er, daß es nur eine Novelle wurde.

Diese Art einer korrekten, fast Mériméeschen Prosa bedingte eine ganz neue Einstellung. Es ist das größte Unrecht gegen Musset, wenn man über den Lyriker den außerordentlichen Novellisten vergißt, der jetzt in ihm geboren wurde. In »Emmeline« wird fein und ohne Unterstreichung das Hin und Her einer Leidenschaft erzählt. Ein junger Mann liebt eine verheiratete Frau und sie ihn, nach langer Zeit des Widerstrebens. Und dann trennen sie sich, weil sie nicht lügen kann und weil er sie nicht um dieser Sittlichkeit willen leiden lassen will. Diese erste Erzählung ist seine zarteste und vielleicht die abgetönteste der französischen Romantik.

Das Gelingen machte ihm Mut. Er begann die »Deux Maitresses«, eine Novelle von robusterer Struktur, doch gleich meisterlich. Die Geschichte eines armen Kerls, der sich gleichwohl zu amüsieren verstand und zwischen der Leidenschaft zur Aristokratin und der Liebe zum kleinen Bürgermädchen bedenklich hin- und herpendelte. Sie erschien in der »Revue« am 1. September 1837.

Musset fand an der gedrängten Form der novellistischen Prosa Gefallen, und sein Sanguinismus ließ ihn diese Freude in ununterbrochenem Schaffen auskosten. Er erinnerte sich an die Grisette Louise, seine kleine Freundin vom vorigen Jahr, die er zu Tattet nach Bury mitnahm und deren Entzücken an der Landschaft ihm wundervolle Stunden gab. Nach ihrem anmutigen Bild formte er die nie mehr er-

reichte Lebendigkeit seiner kleinen Pariser Mädchen: Bernerette und Mimi Pinson, unvergängliche Denkmäler jener lieblichen, lebensunmittelbaren, bescheidenen, lachenden und göttlich sentimentalen Grisetten, wie sie nur die Boulevards von Paris erschaffen. Er schrieb »Frédéric et Bernerette«, schilderte mit der wahrhaftigsten Feder die Geschichte ihrer Liebe und gestaltete ein Schicksal, das sich tausendmal am Tage antrifft, zu der ergreifenden Einzigkeit dieser beiden jungen Menschen.

Während er noch an den Schlußseiten der Novelle arbeitete, drängte seine Seele, die das sittliche Gleichgewicht gewonnen hatte, zu einer Abkehr auch von den religiösen Zweifeln. In den Pausen seiner Arbeit wühlte er in den Philosophien von Plato und Philoktet bis zu den Saint-Simonisten. Der Heißblütige wollte sich die Gewißheit des Göttlichen, nach der er sich sehnte, im Sturm verschaffen – und erfuhr sie aus schematisierenden oder mystischen Doktrinen natürlich nicht.

Es entstand das schöne Gedicht »L'Espoir en Dieu«. Paul de Musset gibt eine sehr sentimentalische Motivierung: An dem Tage, an dem Bernerette tot und die Novelle beendet war, so berichtet er, weinte der weiche Mensch selber über das traurige Schicksal, das er seiner Heldin bereitet hatte und sprach zu ihm diese Worte: »Ich habe genug gelesen, genug gesucht, genug betrachtet. Tränen und Gebet sind göttliche Essenz. Ein Gott hat uns die Fähigkeit zu weinen gegeben, und da die Tränen von ihm kommen,

kehrt das Gebet zu ihm zurück.« In der folgenden Nacht sei dann das Gedicht entstanden.

Doch Mussets Gottessehnsucht scheint wohl tiefer; und sicher ist sie echter als des jungen Menschen billige Skepsis und Rollas krampfiger Atheismus. Mussets Erziehung war in schöner und niemals bedrängender Art religiös. Sein geistlicher Lehrer war der Abbé Gerbet, ein Lieblingsschüler Lamenais', ein wundervoller Mensch, über den Sainte-Beuve in den »Causeries de Lundi«* ehrfürchtig und dankbar schreibt. Die Jünglingszweifel Mussets waren niemals so stark und erschütternd, daß sie ihn in eine grundsätzliche Opposition hätten stoßen können. Zudem war er weder im ethischen noch im moralischen Sinn eine Kämpfernatur. Die Philosophie gab dem jungen Menschen keinen Halt. So war es nicht unbequem, Libertin zu sein. Als er reif wurde, bemerkte er die seltsame Religiosität der großen zeitgenössischen Literatur; aber er bemerkte nicht Chateaubriand, sondern Lamartine. Er las das »Kruzifix«, das zu den schönsten Gedichten der französischen Sprache gehört; er beichtete glühend im »Lettre à Lamartine« seinen Eindruck.

Doch es war nicht die Literatur allein, die ihn und seine Resignation bis zur Gotteshoffnung brachte, sondern zwei fromme Frauen: die Marquise de Castris und die Schwester Marceline, von der bald gesprochen werden wird. Die Marquise de Castris, eine junge blonde, sanfte, halbgelähmte Frau, die das schwere Schicksal kannte, war mit Balzac, Janin, Sainte-

* T. VI, p. 378.

Beuve befreundet und wünschte Musset kennenzulernen. Es kam zu einer zarten Freundschaft. Ihre schöne Religiosität rührte und tröstete ihn, wenn er niedergeschlagen war. Er besuchte sie oder schrieb ihr, war seine Seele oder sein Körper krank. Dann tat es ihm gut, von Gott zu sprechen.

MUSSET AN DIE DUCHESSE DE CASTRIS.

»Madame, nicht aus Mangel an Freundschaft und nicht aus Mangel an Mut konnte ich Sie nicht in Dieppe besuchen. Ich konnte wirklich nicht. Der Ausflug nach Augerville war seit langem beschlossen und arrangiert, und ich konnte ohne Unhöflichkeit nicht absagen. Sie sahen mich zögern, aber ich zögere immer oder ich tue so aus Gewissenhaftigkeit, weil ich niemals tue, was ich möchte, noch was ich müßte. Ich bedaure, Ihrer freundlichen Einladung nicht gefolgt zu sein, wie man so schön sagt; denn ich machte in Paris Dummheiten. Ich hätte vielleicht auch in Dieppe Dummheiten gemacht, aber das wären andere gewesen, vielleicht weniger dumme.

. . . Ja, Madame, Sie haben wohl recht, sich Glück zu wünschen, daß Sie Frau sind. Ich bin mit allem einverstanden, was Sie darüber sagten, selbst mit den »zehn ungeahnten Jahren«. Doch erlauben Sie mir eine Beobachtung: Sie dürfen so sprechen, weil Sie Frau sind, wirklich Frau, weil Sie einen edlen und guten Gebrauch von Ihrem Leben, Ihren Fähigkeiten gemacht haben. Aber Sie geben mir auch zu, daß es wenig, sehr wenig solchen Mut gibt. Und gerade die unter den Männern, die kühn gelebt haben, besitzen

auch Erinnerungen, weniger sanfte zwar, weniger ruhige, doch auch tiefe. In summa, es scheint mir, daß der Unterschied des Geschlechts nicht das wichtige ist, viel eher der Unterschied des Wesens. Das vulgäre, kleine und enge Leben, das dreiundeinhalb Viertel der Leute, die zu leben glauben, führen, zerstört das wenige, was jeder hätte wert sein können. Jene, die das Eis brechen, müssen beiseite gestellt sein, und für gewöhnlich haben die Männer den großen Vorteil der Freiheit, die sie von der Hypokrisie dispensiert. Wenn es wenige Männer gibt, die glücklich zu sein wissen, so gibt es wenige Frauen, die glücklich zu sein wagen. Bei gleicher Verteilung zwischen Liebenden, gibt es immer einen, der der Besitzer ist, der andere ist nur der Nutznießer; und darin erkenne ich Ihre Überlegenheit an. Wir genießen das Glück, aber Sie haben sein Geheimnis.

Sie sprechen von einem schlechten Subjekt, von mir. Ich glaube, daß ich das Recht habe zu sagen, ich langweile mich; denn ich weiß sehr gut, warum. Sie sagen, was mir fehlt, das ist der Glaube. – Nein, Madame, ich habe diese häßliche Krankheit des Zweifels gehabt, die im Grunde nur eine Kinderkrankheit ist, wenn sie keine angenommene Geste oder keine Abwehr ist. Heute habe ich nicht nur in viele Dinge und in ausgezeichnete Dinge Glaube, aber ich glaube nicht einmal, daß ich diesen Glauben verlieren könnte, wenn man mich täuschte oder wenn ich mich täuschte.

Dem, der die Dinge von einem etwas höheren Standpunkt aus ansieht, und zum Glauben der Schwe-

ster Marceline kann ich nichts sagen. Der Glaube an Gott ist mir eingeboren; das Dogma und die Ausübung sind mir unmöglich; aber ich will mich wegen nichts verteidigen. Sicherlich bin ich in dieser Hinsicht noch nicht reif. Was mir jetzt fehlt, das will ich Ihnen sagen: es ist ein viel erdhafteres Ding. Ich habe Ihnen erzählt, wie eine absurde, sehr unnütze und ein wenig lächerliche Leidenschaft mich seit fast einem Jahr mit allen meinen Gewohnheiten brechen ließ. Ich habe alles, was mich umgab, verlassen, meine Freunde, meine Freundinnen, das Wasser, an dem ich lebte und eine der hübschesten Frauen von Paris. Ich hatte wohlverstanden mit meiner dummen Vision kein Glück und bin heute, es ist wahr, von ihr geheilt, aber ausgetrocknet wie ein Fisch in einem Kornfeld. Aber ich konnte und kann und werde nie so allein leben können und niemals zugestehen, daß das Leben ist. Ich möchte ein Engländer sein. Das ist meine ganze Not. Sie sehen, ich bin nicht blasiert und nicht grundlos gelangweilt, aber rein und einfach müßig. Ich halte mich nicht für schwer heilbar, indes ist es auch nicht sehr leicht. Ich bin niemals banal gewesen. Die Frauen, die man mondän nennt, lassen mich eine Komödie spielen, bei der sie nicht einmal die Rollen wissen. Andererseits haben mir meine verlorenen Liebschaften einige Narben gelassen, die kein Allheilmittel unsichtbar machen kann. Was mir fehlt, ist eine Frau, die irgend etwas ist, gleichgültig was: entweder sehr schön oder sehr gut oder sehr schlecht oder sehr geistig oder sehr dumm, aber irgend etwas. – Kennen Sie eine, Madame?

Ziehen Sie mich am Ärmel, bitteschön, wenn Sie einer begegnen. Ich persönlich sehe nichts.

Glauben Sie meiner aufrichtigen, respektvollen Freundschaft, Madame.

A. de Musset.

Donnerstag (September oder Oktober 1840).«*

Man darf natürlich Musset niemals zu einem jener Konvertiten rechnen, die zum Ende des Lebens die göttliche Gnade suchen. Mussets Religiosität scheint (ähnlich der Lamartines, wenn auch nicht in dem Maße phraseologisch) in einem gewissen opportunen Verhältnis zum Grade seiner seelischen oder körperlichen Depression zu stehen. Er war viel zu sanguinisch und unbedenklich, um nicht den lieben Gott zu vergessen, wenn er lachte. Schon sein nächstes Gedicht »La Mi-Carême« atmete keinen larmoyanten Geist mehr, sondern besang den Walzer und »La belle nymphe au brodequins dorés«.

Doch seine Hauptarbeit blieb vorerst die Prosa. Nachdem »Frédéric et Bernerette« vollendet waren, fand er unter den Notizen über italienische Renaissancekünstler, die er für das Drama »André del Sarto« skizziert hatte, die Geschichte jenes begabten Sohnes Tizians, der nur ein einziges Gemälde schuf, das Bild seiner Geliebten, und dennoch, mit diesem einen Beweis nur, der würdige Sohn seines Vaters war. Musset arbeitete an »Le fils du Titien« mit großer Freude und innerer Teilnahme. Seinem Wesen ent-

* »Lettres«, Oeuvres posthumes.

sprach die These, daß ein Meisterwerk genüge, um das Genie zu beweisen. (Paul, der überlegtere und gründlichere, meinte, daß zum Genie vor allem Arbeit gehöre). Auch hier ist es wieder eine Frau, die Tizianello, den flatterhaften Geliebten, sittlich aufrichtet und ihn von der Spielhölle fort und zur Staffelei bringt. Ihr Porträt ist die Frucht ihrer Mühe, aber auch das schöne Sonett, in dem Tizianello erklärt, nie mehr malen zu wollen, da ihn ein einziger Kuß des Modells wertvoller dünkt als das schönste Bild.

Die Novelle erschien am 1. Mai 1838. Musset schätzte sie als eine seiner gelungensten Arbeiten. Sicher ist, daß in keiner anderen so viele und deutliche Züge seiner persönlichsten Überzeugung zu finden sind. In künstlerischer Hinsicht empfindet man ein Zuviel an nicht ganz notwendiger Metaphysik, das die Erzählung ein wenig steril macht und hinter »Emmeline« oder »Frédéric et Bernerette« zurücktreten läßt.

Ein aufgeregter Diskussionsabend im Café veranlaßte ihn, die ironische Idylle von »Dupont et Durand« zu schreiben, und das liebenswürdige Kompliment einer schönen Frau vergalt er mit den Versen »A une fleur«.

Damals kam die Sängerin Pauline Garcia, fast noch ein Kind, nach Paris und feierte ihre ersten Triumphe. Musset, der sie im Salon der Marraine kennenlernte, entzückte ihr frühreifer Geist nicht weniger als ihre Stimme. Sie und die ein wenig später debütierende

Tragödin Rachel schienen ihm würdig, Koryphäen jenes künftigen Renaissancehofes zu werden.

Er schrieb am 1. Januar 1839 in der »Revue des Deux Mondes«:

»Als ich das erstemal Mademoiselle Garcia hörte, glaubte ich ein wenig, einen Geist zu hören, aber ich gestehe, daß dieser Geist von siebzehn Jahren mir ganz etwas anderes eingab als Unbehagen. Für jeden, der die ältere Schwester geliebt hat, ist es bei den ersten Tönen gewiß unmöglich, nicht gerührt zu sein. Die Ähnlichkeit, die übrigens mehr in der Stimme als in den Gesichtszügen besteht, ist derartig frappant, daß sie übernatürlich erscheinen möchte, wenn es nicht ganz einfach die Ähnlichkeit zweier Schwestern wäre. Es ist dasselbe Timbre, klar, sonor, kühn, dieser Wohllaut spanischer Stimme, die zugleich etwas so Herbes und so Süßes hat und auf uns eine Wirkung hat wie der Geschmack einer wilden Frucht. Doch wäre nur das Timbre gleich, so würde es nur ein wenig wichtiger Zufall sein, gut genug, die Nerven mehr oder weniger anzugreifen. Doch zum Glück für uns hat Pauline Garcia nicht nur die Stimme der Schwester, sondern auch ihre Seele; sie ist, ohne die geringste Nachahmung, das gleiche Genie. Ich glaube nicht zu übertreiben und nicht zu täuschen, wenn ich es sage. Die Malibran ist ins Leben zurückgekehrt; man soll sich darüber nicht beunruhigen, man braucht sie nur singen zu lassen.«

Die Schauspielerin Rachel debütierte 1838 in der Comédie-Française und wurde kaum beachtet. Dann

spielte sie Racine im Théâtre-Français. Jules Janin, der mächtige Kritiker der »Débats« widmete ihrer Hermione zwei hymnische Feuilletons; schon war sie der Star. Sainte-Beuve schrieb am 23. Oktober 1838 an Juste Olivier:

»Die größte Tagesneuigkeit ist das Erscheinen einer neuen Schauspielerin im Théâtre-Français, Mlle. Rachel, einer Jüdin: man läuft brennend hin, und Racine wird applaudiert wie nie.«*

Doch wenige Wochen darauf mißfiel sie dem Kritiker Janin in der Rolle der Roxane. Man las eine vernichtende Kritik. Mussets Temperament schrieb am 1. November 1838 diese Apologie in der »Revue des Deux Mondes«:

»In diesem Augenblick geschieht im Théâtre-Français etwas Unerwartetes, Überraschendes, etwas für die Neugierde des Publikums, interessant im höchsten Grad für die, die sich mit der Kunst beschäftigen. Nachdem Corneilles und Racines Tragödien während zehn Jahren vollständig vernachlässigt worden waren, erscheinen sie plötzlich wieder und gewinnen die Gunst zurück. Niemals, selbst nicht in Talmas besten Tagen, war die Zuschauermenge so groß, von der Galerie bis zu den für die Musiker reservierten Plätzen war alles besetzt. Man macht fünftausend Franken Einnahme mit Stücken, die nicht fünfhundert einbrachten. Man hört fromm, man applaudiert enthusiastisch »Horatius«, »Mithridates«, »Cinna«, man weint über »Andromache« und über »Tankred« . . . Ein junges Mäd-

* Correspondance inédite de St. Beuve avec M. et Mme. Juste Olivier.

chen, noch nicht siebzehn Jahre alt, die nur die Natur als Lehrmeisterin gehabt zu haben scheint, ist der Grund dieser unvorhergesehenen Wandlung, die die wichtigsten literarischen Fragen aufwirft.

Mlle. Rachel ist eher groß als klein. Jene, die sich eine Theaterkönigin nur mit einem muskulösen Pferdehals und mit enormen, mit Purpur bekleideten Reizen vorstellen können, werden nicht auf ihre Rechnung kommen. Die Taille der Mlle. Rachel ist kaum viel dicker als ein Arm der Mlle. Georges. Was zunächst an ihrer Haltung, ihren Gesten, ihrem Wort frappiert, ist eine vollkommene Einfachheit, eine Art wahrhaftiger Bescheidenheit. Die Stimme ist durchdringend und in den Augenblicken der Leidenschaft von einer außergewöhnlichen Energie. Ihre zarten Züge, die man aus der Nähe nicht ohne Bewegung sehen kann, verlieren von weitem gesehen auf der Bühne. Übrigens scheint sie von schwacher Gesundheit; eine etwas lange Rolle ermüdet sie sichtlich.«

Der dithyrambische Ton des Aufsatzes schien den Kritiker Janin nervös gemacht zu haben. Vielleicht sparte er auch nicht mit einer scharfen und persönlich gerichteten Antwort; denn die Sache spitzte sich zu.

MUSSET IN DER »REVUE DES DEUX MONDES« VOM 1. DEZEMBER 1838.

»Das Théâtre-Français führt wieder »Bajazet« auf. Mlle. Rachel spielt Roxane; wenn ich mich nicht irre, ist es ihr sechstes Auftreten. Die Kritik, die sich fünfmal zugleich nachsichtig und gerecht gezeigt hatte (etwas fast Seltenes), bewies dieses Mal Strenge. Ich ge-

17 M. V.

stehe, daß ich nicht weiß, warum: aber acht Feuilletons, am gleichen Tag von geist- und geschmackvollen Leuten geschrieben, sind mit dieser Vorstellung unzufrieden. Ich weiß auch nicht, warum sie aus diesem Versuch einen fast entscheidenden Umstand machen, über den sie das Verdienst der jungen Künstlerin und jenes Racines bei der gleichen Gelegenheit in Frage stellen. Ich wohnte der Vorstellung bei; ich bin mit aller Gewissenhaftigkeit wieder hingegangen, um diesen Punkt beleuchten zu können, und ich weiß noch weniger warum. Von den sechs Rollen, die Mlle. Rachel gegeben hat, seitdem sie am Theater ist, scheint mir Roxane, nach Hermione, die zu sein, in der man sie vor allen anderen sehen muß... Wenn einer mir sagen würde, Mlle. Rachel sei der Gegenstand einer Publikumslaune und hielte nicht, was sie versprochen hätte, so würde ich ihm nur das eine antworten: mein Geist kann ein falsches Urteil haben, aber wenn ich erregt bin, aber wenn ich innerlich beteiligt werde, könnte ich mich nicht täuschen. Ich kann ein Theaterstück lesen oder hören und mich über seinen Wert betrügen; doch hätte ich auch den falschesten und unverständlichsten Geschmack von der Welt, so hat mein Herz recht, wenn es spricht. Aber das ist nicht ein leeres Zugeständnis an die Sensibilität, das will sagen, daß das Herz durchaus kein Gegenstand für die Verachtung des Geistes ist, daß das Herz mit sicherem Schlag ohne Bestätigung entscheidet, ohne Umkehr, daß weder Partei noch Kabalen ihm etwas anhaben können, daß es mit einem Wort der höchste Richter ist. Das gibt

mir die Kühnheit zu wiederholen, was ich schon von Mlle. Rachel gesagt habe: sie wird eines Tages eine Malibran sein. Das ist es, weshalb ich bekümmert und traurig sehe, daß man sie angreift. Deshalb auch scheint es mir notwendig, sie zu verteidigen, so wenig Kredit man auch hat; deshalb muß man sich hüten, in dem Herzen eines Kindes den heiligen Keim, den göttlichen Samen abzutöten, der seine Früchte tragen wird«.

JANIN IN DEN »DÉBATS« VOM 6. DEZEMBER.

»Weil neulich gesagt wurde, daß dieses gebrechliche Kind nicht die Rolle der Roxane verstanden hatte, diese schreckliche, fiebrige, unmögliche Rolle, – weil gesagt wurde, daß diese Aufführung von »Bajazet« beklagenswert war, daß diese Aufführung so schwach gewesen war, wie man es nur im Théâtre-Français tun kann, wenn das Théâtre-Français auf einmal alle seine Mitglieder fahren läßt, – geschieht es, daß allerorten Antworten auf uns herabregnen ...– Was denn! du rührst an das Heiligtum? Was! du willst dieses Genie in seinem Lauf aufhalten! Was! du reißt die junge Aureole von dieser jungen begeisterten Stirn? Aber du bist ein Barbar! Du bist ein Narr! und du verratest die heilige Sache Racines, die große Sache Corneilles? So sprechen die einen und die andern...

Ich habe die Deklamationen aller dieser Männer beiseite gelassen, als ich in einer steifen Revue zwischen einem religiösen Mythos und einem literarischen Mythos eine Art Faktum gegen die Kritik bei Gelegenheit der Mlle. Rachel fand. Die Feierlichkeit

17*

dieser Bittschrift ließ sie mich lesen, und soll ich Ihnen sagen, was für traurige Klagen ich bei Gelegenheit der Roxane gefunden habe? Nachdem der Autor anerkannt hat, daß die Kritik fünfmal hintereinander nachsichtig und gerecht gegen Mlle. Rachel gewesen war, fragt er sich, warum das sechstemal acht Feuilletons, »geschrieben von geist- und geschmackvollen Leuten« mit dieser Aufführung unzufrieden waren. Sie hören – acht Feuilletons! Von »geist- und geschmackvollen Leuten«! Aber könnten sich nicht ihrerseits die »acht Feuilletons« über die Verwunderung dieses »einzigen Feuilletons« verwundern? Und wenn dieser Mann, wie er nicht zweifeln wird, »geist- und geschmackvoller« ist, als die acht Männer von Geist und Geschmack: wie muß sich dann das allgemeine Erstaunen nicht verdoppeln?

Bei dieser Gelegenheit: dieser Kritiker, der für sich allein allen diesen Geschmack und allen diesen Geist hat, will uns gern seine Ideen über den Charakter der Roxane in »Bajazet« geben. Die fraglichen acht unglücklichen Kritiker haben, trotz des Geschmackes und des Geistes, die sie auszeichnen, nicht gesehen, daß Roxane die Milchschwester der Iphigenie ist, aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie aus dem Hirne Racines entsprang, weil Racine keine Tigerin machen konnte, weil er ein »frommer, einfacher, höflicher, gewissenhafter« Mensch war, und weil er folglich seinen Helden immer ein wenig von seinem Charakter geben mußte, gleichviel welcher Held es sei! ... Wir wollen diesen Neugeborenen der Kritik, diesen Enthusiasten im Gefolge, diesen Echos, die am Mor-

gen schwach wiederholen, was man am Abend gesagt hat, – wir wollen ihnen mitteilen, was uns gewichtig erscheint! Lassen wir sie sich mit diesem Ruhm brüsten, den sie nicht einmal geahnt haben. Lassen wir sie mit dieser prahlerischen Idee paradieren, die zu begreifen sie noch im Begriffe sind. Lassen wir sie sich in unsere Sonne setzen. Wir sind nicht eifersüchtig, und im übrigen wird so etwas wenig Schatten werfen, vorausgesetzt indessen, daß diese merkwürdigen Verteidiger unser Werk nicht mit ihrer Hyperbolik verpfuschen! Denn bei der ersten Landung stellt man sich vor, daß Kritik ebenso leicht zu machen wäre wie Romane; daß, um ein großer Aristarch zu sein, man nur die Punkte auf das i zu setzen brauche und daß sich das dann auf die Melodie singe: »Connaissez-vous dans Barcelone une Andalouse etc.« Man kommt also hastig an, in gutgeschnittenem Anzug, gespornt und mit dem ersten besten Ding, einem Streichholz, einem Zahnstocher schreibt man seine kleine Kritik auf gut Glück.

Wenn ich so diese ausgedienten Romantiker, diese Dichter dritter Güte sehe, wie sie lächelnd die kritische Feder in die Hand nehmen, denke ich immer an den alten guten Kerl, der eine Violine ergreift; jemand fragt ihn; können Sie denn Geige spielen? – er antwortet: Ich weiß nicht, ich habe es noch nie probiert.«

MUSSET AN JANIN.

Samstag, den 8. Dezember.

»Mein Herr, ich hatte in der »Revue des Deux Mondes« höflich und aufrichtig meine Meinung

über Mlle. Rachel geschrieben. Ich bezeichnete Sie überhaupt nicht. Sie gaben mir eine Antwort, die weder Maß noch Anstand hat. Ihr Artikel ist grob. Literarisch sind Sie ein Kind, dem man einen Tragring geben müßte. Persönlich sind Sie ein Schlingel, dem man den Eintritt ins Théâtre-Français untersagen müßte. Vergelten Sie, wenn Sie wollen, diesen Brief durch neue Beschimpfungen; ich erwarte sie und kümmere mich nicht im geringsten um sie.

Alfred de Musset.«*

Ein halbes Jahr später, Ende Mai 1839, trafen sich die Schauspielerin und ihr Apologet unter den Galerien des Palais Royal. Die Rachel lud ihn, Bonnaire und allerlei »jeunesses« zu einem Essen ein, das Musset in dem berühmten Gespräch, »ein Souper bei Mlle. Rachel«, schildert.

Die Rachel, eine sehr unbeständige, sehr unbedenkliche Frau, wurde seine Geliebte. Das Verhältnis, idyllisch begonnen (»Qu'elle était charmante, l'autre jour courant dans son jardin, les pieds dans mes pantoufles«, schrieb er damals der Marraine), reich an Spannungen und peinlichen Vorfällen, dauerte drei Jahre. –

Ende August 1838 interessierte die Pariser Gesellschaft die Geburt des Grafen von Paris, des Sohnes des Herzogs von Orléans. Mussets Gedicht »Sur la Naissance du comte de Paris«, das die »Revue des Deux Mondes« am 1. September brachte, hatte ihm

* Unedierter Brief, mitgeteilt von Léon Séché.

nicht die Bibliothekarsstelle im Ministerium des Innern eingebracht, wie die Ungenauigkeit oder der böse Wille berichtet, sondern von seiten des herzoglichen Vaters nur die Aufmerksamkeit eines kleinen Angebindes: eines goldenen Bleistifts. Daß der für den Dichter materiell sehr wichtige Posten und die Frage seiner Besetzung jetzt gerade akut wurde, ist nur ein zeitlicher Zufall. Der historische Hergang ist der folgende: Der Minister de Montalivet bot den vakanten Platz dem oft erwähnten Redakteur der »Revue des Deux Mondes« Buloz an, der ihn für seine Person ablehnte und an seiner Statt seinen fähigsten Mitarbeiter, eben Musset, vorschlug. Der Minister kannte natürlich kaum seinen Namen, geschweige denn seine Werke – (die Ignoranz in literarischen Dingen scheint also schon damals für die höhere Bureaukratie obligatorisch gewesen zu sein) – er erinnerte sich nur eines gewissen Punktes auf einem gewissen i, der ihm die Kandidatur nicht sonderlich empfehlen wollte. Es bedurfte vielen Antichambrierens und auch der persönlichen Fürsprache des Herzogs von Orléans, bis am 19. Oktober 1838 die Nominierung erfolgte.

Hier sei auch festgestellt, daß die Lebensverhältnisse selbst diesen glückverwöhnten Menschen durch die klassische Interesselosigkeit des großen Lesepublikums jeder zeitgenössischen Bedeutung gegenüber diesen Grad des Ungünstigen erreichen konnte, der ihn zwang, sich um eine staatliche Sinekure zu bewerben. Musset galt in dem exklusiven Kreis einiger

Salons und der intellektuell gesiebten Leserschar der »Revue des Deux Mondes«. Das große Publikum war nur bis zum »Rolla« mitgegangen und bereitete jedem seiner folgenden Werke ein finanzielles Fiasko. Vor den Theatern hatte er seit dem Durchfall seiner »Nuit vénitienne« einen Horror, so daß seine künftig hundertmal gespielten Bühnenwerke – bis zu einer gewissen Zeit wenigstens – brach lagen. Daß später die offizielle Anerkennung den Dichter noch lebend antraf, gehört zu Mussets freundlichem Geschick. Und doch war er dann schon eine Ruine.

Die frischen vierzehn Jahre eines hübschen Dienstmädchens bei einem nachbarlichen Arzt – er unterhielt sich oft mit dem Kind und erfuhr seine Lebensgeschichte –, gaben ihm den Plan zu der Novelette »Margot«, einem Pastell von ganz zarten Farben, das die heimlichste Liebe eines sehr kleinen Bauernmädchens zu einem sehr großen Leutnant mit gütigem Humor und kaum merklicher Resignation zeigt. Die »Revue« publizierte es am 1. Oktober 1838.

V

1838 bis 1857

Das Jahr 1838 ging zu Ende. Als er im folgenden Januar auf das Manuskript der Erzählung »Croisilles« schlug und: Finis prosae! rief, waren es zwei Worte von finsterer Bedeutung.

Der Abstieg begann.

»Croisilles« erschien am 15. Februar, eine gut geschriebene Geschichte von dem wechselvollen Schicksal und dem schwer erkämpften Glück des armen Lie-

benden und der reichen Geliebten. Doch der Schluß ist unwahrscheinlich abgerissen, kein austönender Akkord. Der Bruder machte ihn darauf aufmerksam. Musset sah es ein; aber er hatte keine Lust oder keine Kraft mehr, um sich die zwei Stunden zu konzentrieren, die noch notwendig waren.

Finis prosae! rief er. Eine Liebesgeschichte könne mit mehr oder weniger Anmut ein jeder schreiben. Er, ein Dichter, spräche nicht die Sprache der Gemeinen. Ihm seien die Verse gegeben. Es war, als ob diese Überheblichkeit, die er noch niemals zeigte, das erste Zeichen der nahenden Ohnmacht sei; denn er schrieb in den folgenden Monaten weder Prosa noch wesentliche Lyrik, ausgenommen die gelegentlichen Stanzen »A Mlle.***«, der im nächsten Jahr auch das schöne »Adieu« galt, und heimliche lyrische Korrespondenzen mit der Marraine, von denen aber kein Vers an die Öffentlichkeit kam. Und Herr Bonnaire, der neue Direktor der »Revue des Deux Mondes«, steckte besorgt, vorwurfsvoll und in regelmäßigen Zeitabständen seinen Kopf in Mussets Arbeitszimmer, um ohne Ergebnis und ohne Manuskript wieder abzuziehen.

Nicht etwa, daß der Dichter untätig war. Es begann, quälend genug für den Intuitiven, die Zeit der fruchtlosen Versuche. Die Verehrung für die Rachel reizte ihn, eine Rolle für sie zu schreiben. Er begann »La servante du Roi« und kam, im Juli 1839, sogar bis zum vierten Akt. Er hatte den Stoff aus Augustin Thierrys »Récits des temps mérovingiens« gewonnen. Einige Szenen sind von großer, mit kla-

rem Willen klassischer Linie. Racine saß bereits mit Shakespeare an seinem Tisch, wie er es acht Jahre vorher in »Les secrètes pensées de Rafaël« wollte. Immerhin muß man auch bedenken, daß die Rachel diese Verse sprechen sollte.

Dann wieder verließ ihn die Kraft. Er faßte auch den Entschluß – nachdem der Bruder ihm das finis prosae halbwegs ausgeredet hatte –, in Novellenform das Schicksal des Florentiner Malers Allori zu behandeln; doch er schrieb keine Zeile.

Die Angst vor dem Nichtmehrkönnen fraß sich in ihn ein. Bonnaire, sein geistiger Gläubiger, drängte mit Takt. Seine materiellen Gläubiger drängten lauter. Es kam die stumme Furchtbarkeit einer Nacht, wo Paul den Bruder nach Munition für den Revolver suchen sah. Es kamen Tage hysterischer Lebenslust im Landhaus der Rachel. Und endlich rettete er sich und seine zerrissene Seele in das »namenlose Werk« in den »Poète déchu«. Er rechtfertigte sich, indem er einen Menschen beschrieb, der, wie er, an den zu großen Erschütterungen seines künstlerischen Ingeniums zugrunde ging, nicht weil er zu wenig, sondern weil er zu viel Künstler war. Dieses Zuviel an Schöpferischem aber negativierte sich bei ihm allmählich zur Unfruchtbarkeit; so konnte er die eigentliche Kritik seiner selbst, – so wollte er sie im »Poète déchu« nicht geben. Das Werk sollte ursprünglich bezeichnenderweise »Le Rocher de Sisyphe« betitelt sein. Nur einige Verse, die innerhalb des Werkes entstanden, schickte er an die Redaktion der »Revue«, um das drückende Schweigen zu brechen. Sie er-

schienen unter dem Titel »L'idylle« am 1. Oktober. Das Manuskript selber, in der Zeitschrift schon angezeigt, wurde zum größten Teil von ihm vernichtet. Des Bruders Kritik trug, wie schon erwähnt wurde, ein gut Teil der Schuld. Es kam sogar zwischen ihnen wegen dieses Werkes zu einer so tiefgehenden Verstimmung, wie nie vorher oder nachher in ihrem brüderlichen Leben. Tattet übrigens stellte sich auf Alfreds Seite und bedauerte seine Nachgiebigkeit.

In dem kleinen seelischen Aufschwung, den er den Leistungen der Garcia verdankte, entstand die hübsche Verserzählung »Silvia«, geschickt à la Boccaccio komponiert, die verkürzt am 1. Januar 1840 in der »Revue des Deux Mondes« zu lesen war.

Mussets Schwester, Frau Lardin de Musset, teilte diese glänzende Schilderung des Boulevard de Gand mit, die Léon Séché veröffentlicht.

DER BOULEVARD 1840.

»Das Straßenstück zwischen der Rue Grange-Batelière und der Chaussée d'Antin ist, wie Sie wissen, Madame, nicht länger als ein Flintenschuß, im Winter voll Schmutz und staubig im Sommer. Einige Kastanienbäume, die Schatten gaben, wurden zur Zeit der Barrikaden abgehauen. Es bleiben als Schmuck nur fünf oder sechs Bäumchen und ebensoviel Laternen. Im übrigen verdient nichts die Aufmerksamkeit, und es gibt keinen Grund, sich dort lieber hinzusetzen als an irgendeiner anderen Stelle des Boulevard, der so lang ist wie Paris.

Und doch ist dieses staubige und schmutzige Straßenstück einer der angenehmsten Orte, die es auf der Welt gibt. Es ist einer der auf Erden seltenen Punkte, in dem das Vergnügen konzentriert ist. Der Pariser lebt dort, der Provinzler läuft dorthin. Der Fremde, der dort vorbeigeht, erinnert sich an die Via Toledo zu Neapel oder an die Piazzetta zu Venedig von einst. Restaurants, Cafés, Theater, Bäder, Spielhäuser drängen sich; man hat hundert Schritte zu tun: das Universum ist da.

Madame, Sie kennen zweifellos nicht die Sitten dieses seltsamen Landes, das man Boulevard de Gand nennt. Erst mittag fängt es an, sich zu rühren. Die Cafékellner bedienen jeden verachtungsvoll, der vor dieser Stunde frühstückt. Jetzt erst kommen die Dandys; sie treten bei Tortoni durch die Hintertüre ein, dieweil die Front von den Barbaren besetzt ist, das will heißen, von den Börsianern. Die Dandywelt, rasiert und frisiert, frühstückt mit vielem Lärm bis zwei Uhr; dann zieht sie lackstieflig weiter. Was sie mit ihrem Tag tut, ist undurchdringlich: eine Kartenpartie, ein Degenassaut; aber nichts dringt an die Außenwelt und ich vertraue es Ihnen nur im geheimen ... Um fünf folgt vollständiger Wechsel; alles leert sich und bleibt öde bis sechs Uhr. Die Habitués jedes Restaurants erscheinen allmählich und verteilen sich in ihre Planetenwelten. Der Rentier, bequem gekleidet, nimmt seinen Weg zum Café Anglais. Der sauber gebürstete Makler, der Halbfashionable läßt sich bei Hardy nieder. Einige schwere Verdeckwagen laden lange englische Familien aus,

die ins Café de Paris treten, noch an eine vergessene Mode glaubend. Die Cabinets des Café Douix sehen zwei oder drei feine Gesellschaften ankommen, heitere, doch unbekannte Gesichter. Vor dem beleuchteten Unionklub halten die Equipagen. Die Dandys hüpfen hierhin und dorthin, bevor sie in den Jockeyklub treten. Um sieben Uhr neue Öde. Einige Journalisten trinken Kaffee, während alle Welt diniert. Um halb neun allgemeiner Rauch; hundert Mägen verdauen, hundert Zigarren brennen. Die Wagen rollen, die Stiefel knarren, die Stöcke glänzen, die Hüte sind schief, die Westen spannen sich, die Pferde tummeln sich. Die Dandywelt verschwindet aufs neue. Diese Herren gehen ins Theater und diese Damen drehen sich um. Die Gesellschaft wird ganz schlecht. Man hört in der Stille den Ausrufer des Abendjournals. Um halb zwölf leeren sich die Schauspiele. Man macht bei Tortoni halt, um vor dem Schlafengehen ein Eis zu nehmen. Um Mitternacht erscheint einen Augenblick ein verrückter Dandy; er ist von seinem Tag zerbrochen; er wirft sich auf einen Stuhl, streckt das Bein auf einen andern, schlingt gähnend ein Glas Limonade hinunter, tappt verabschiedend auf irgendeine Schulter und verschwindet. Alles verlischt. Man trennt sich rauchend bei Mondschein. Eine Stunde später rührt sich keine Seele mehr. Drei oder vier geduldige Fiaker allein warten vor dem C fé Anglais auf späte Zecher, die nicht vor Tagesanbruch fortgehen.«

Um diese Zeit eben begann die Pariser Welt, das Palais Royal zu vernachlässigen und den Boulevard zu frequentieren. Hauptquartier der Mussetschen Vi-

veurs war das Café de Paris, an der Ecke der Rue Taitbout, neben Tortoni, den Cafés Riche und Hardy (der Boulevardwitz sagte, man müsse »riche« sein, um im Café Hardy zu dinieren, und »hardy», um bei Riche zu essen). Doch nirgends wurde »veau à la casserole« besser zubereitet als im Café de Paris. Das wußte Musset nicht besser als Alexandre Dumas. Das wußten alle Habitués, deren jeder das unerschütterliche Anrecht auf seinen Sitz hatte. Hier saß Lord Seymour, hier der Marquis de Hallays, dort der Doktor Véron vom »Constitutionnel«. Oft kam Suë an Mussets Tisch. Doch der Champion-Dandy war Musset. Wenn er im bronzegrünen Rock mit Metallknöpfen, braunseidener Weste, Nankinghose, Lackstiefeln, weißen Handschuhen, den Hut auf dem Ohr, das Stöckchen zwischen den Fingern erschien, machte er immer wieder Sensation. Zu seinem Tisch gehörte als erster Tattet, dann der Prinz Belgiojoso, den man immer »beau et joyeux« nannte, Roger de Beauvoir, den Tattet Roger de Belveder taufte, d'Alton-Shée, innerlich und äußerlich Pair de France, Guttinguer, der ewig junge, Becquet, »le plus aimable, le plus instruit, le plus intelligent des habitués de l'ivresse«, der Komödiendichter Mazère, der Elegant Alfred de Belmont, der Maler Chevanard, sowohl Knyff als auch Knaff genannt, Alfred und Hippolyte Mosselmann, Ternaux, der herkulische Achille Bouchet, Alfred Arago, der Dichter Felix Arvers, der legendäre Major Frazer, als Portugiese geboren, russischer Gardeoffizier, Geheimdiplomat, schließlich Lebemann zu Paris.

Der Körper reagierte, wie stets bei Musset, auf seelische Depressionen. Er hatte zum Karneval schon den Freunden bekannt, daß er nicht mehr »le sentiment du plaisir« besäße. Die immerwährende Schlaflosigkeit, der Absinth brachten ihn vollends herunter; er wurde krank. Ein Nervenfieber, ähnlich dem in Venedig, fesselte ihn lange Wochen ans Bett. Der Schwester Marcelline hingebungsvolle Pflege dankte er die Genesung. Die Sehnsucht nach ihrer angelischen Erscheinung verließ ihn in seinem Leben nicht mehr. Er schenkte ihr die zartesten, gütigsten und frommsten Verse seines Lebens, Verse von einer solchen franziskanischen Demut, daß der erschütterte Mensch sie keinem fremden Auge anvertrauen wollte. Seine Bewunderung und seine Dankbarkeit für die Schwester sollte nicht von der Druckerschwärze beschmutzt werden, sagte er. Paul de Musset fand mit großer Mühe vier Strophen dieser Stanzen; Léon Séché teilt fünf Strophen mit, die in Marcellines Kloster du Bon Secours gefunden wurden:

J'étais couché pâle et sans vie
dans un linceul de sang glacé
où la douleur et l'insomnie
pendant trois jours m'avaient bercé,

Pauvre fille, tu n'es plus belle.
A force de veiller sur elle,
la mort t'as laissé sa pâleur;
en soignant la misère humaine,
ta main s'est durcie à la peine,
comme celle du laboureur.

Mais la fatigue et le courage
font briller ton pâle visage
au chevet de l'agonisant.
Elle est douce, ta main grossière,
au pauvre blessé qui la serre,
pleine de larmes et de sang.

Poursuis ta route solitaire;
chaque pas que tu fais sur terre,
c'est pour ton œuvre et vers ton Dieu.
Nous disons que le mal existe,
nous dont la sagesse consiste
à savoir la fuir en tout lieu.

Mais ta conscience le nie,
tu n'y crois plus, toi dont la vie
n'est qu'un long combat contre lui,
et tu ne sens pas ses atteintes,
car ta bouche n'a plus de plaintes
que pour les souffrances d'autrui.

In den Erinnerungen der Mme. Martelet, Mussets langjähriger Haushälterin (»Dix ans chez Alfred de Musset«) findet man noch diese Varianten zu den beiden letzten Strophen

Mais de ta route solitaire
nul ne sait le but et le lieu;
dès que tu marches sur la terre
c'est vers ton œuvre et vers ton Dieu.

Nous disons que le mal existe,
et nous y crayons plus qu'à Dieu,
en nous la prudence consiste
à le fuir sans cesse en tout lieu.

Tu n'y crois pas, toi dont la vie
avec lui n'est qu'un long combat,
et ta conscience le nie,
quand ta main le touche et l'abat.

Que saurait être la souffrance
du moment que la mort n'est rien?
Bien plus, si la mort est un bien,
la douleur est une espérance.

Nach seiner Krankheit wollte er für die Rachel eine Alkestestragödie schreiben. Er las den Euripides im Original und suchte in den Bibliotheken nach dem Alkestesplan Racines. Doch die Entzweiung mit der Schauspielerin, die bald danach erfolgte, verhinderte die Ausführung.

Die amoureusen Angelegenheiten der Rachel beschäftigten damals die Pariser Chronique scandaleuse. Der momentane Freund, der sehr mächtige Doktor Véron, Direktor des »Constitutionnel«, mißtraute nicht umsonst ihren Liebesbriefen, die sich nach den Ziffern seiner Schecks steigerten. Schon sein Vorgänger, der mondäne Graf Walewski, hatte sie wegen ihrer zahllosen Seitensprünge verlassen (»le comte m'ennuie avec son comme il faut«, glaubte sie ihn verabschieden zu dürfen). Véron war brutal genug, die

Sittenpolizei für die Frau zu interessieren. Das Resultat war erstaunlich: die Rachel besaß drei oder mehr Wohnungen, in denen sie planmäßig und strategisch geschickt die Liebhaber empfing. Der Herr Doktor Véron lud sie und alle polizeilich ermittelten Freunde zu einem Frühstück ein und vergnügte die Gäste mit der Rezitation ihrer Liebesbriefe einerseits und des Berichtes der Sittenpolizei andererseits. Der Skandal machte die Rachel für eine Spanne Zeit in Paris unmöglich. Sogar das Theater beurlaubte sie. Die »Revue des autographes« veröffentlichte dieses Fragment ihres Verzweiflungsbriefes an den Schauspieler Samson:

». . . ich reise, ein Elender beschimpft mich. Ich verlasse alles; ich habe nicht den Mut, mir den Tod zu geben; aber die Verzweiflung ist in meiner Seele. Es gibt keinen Gott mehr, ich glaube nicht mehr. Die Welt ist es, die mich tötet und Gott wird vielleicht bald mein Herz erkennen. Ich bin toll gewesen, aber ich habe niemals jemandem angehört.«

Als alle sie verließen, kam der eine, unentwegt ritterliche zu ihr zurück: Musset. Aber die Rachel vergaß ihn wieder, als sie kurz darauf nach England reiste. Musset vergaß sie nicht so leicht. Sein Bruder Paul berichtet die Worte, mit denen er später den Plan eines Racheldramas »Faustine« ins Schubfach schloß: »Adieu, Rachel, c'est toi que j'ensevelie pour jamais dans ce tiroir!« Und die Rachel wußte nicht, daß Musset zu Anfang ihrer Beziehungen, als er die »Servante du roi« aufgab, dieses Gedicht schrieb:

A MADEMOISELLE RACHEL

Si ta bouche ne doit rien dire
de ces vers désormais sans prix;
si je n'ai, pour être compris,
ni tes larmes, ni ton sourire;

Si dans ta voix, si dans tes traits,
ne vit plus le feu qui m'anime;
*si le noble cœur de Monîme**
ne doit plus savoir mes secrets;

Si la triste lettre est signée;
si les gardiens d'un vieux tombeau
laissent leur prêtresse indignée
sortir, emportant son flambeau;

Cette langue de ma pensée,
que tu connais, que tu soutiens,
ne sera jamais prononcée
par d'autres accents que les tiens.

Périssent plutôt ma mémoire
et mon beau rêve ambitieux!
Mon génie était dans ta gloire;
*mon courage était dans tes yeux.***

Zu dieser Zeit trat der geniale Verleger Charpentier auf den Plan. Er revolutionierte mit seinem Format in 18° den ganzen Buchhandel und schlug Musset

* Gattin des Mithridates, ihre Rolle im Racineschen Drama.

** Mitgeteilt von Léon Séché.

18*

vor, eine einbändige Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten. Für den Dichter wurde es eine Revolution seiner finanziellen Verhältnisse, und die Verbindung mit Charpentier die Grundlage zu seiner europäischen Wirkung, die, schmerzlich genug, zeitlich mit dem Beginn seiner dichterischen Impotenz zusammenfällt.

Im Juni erholte er sich vollständig bei Tattet in Montmorency. Aber es war nicht mehr die Fröhlichkeit der früheren Jahre, nicht mehr: »Quel plaisir d'être au monde et quel bien que la vie« (Sonett aus dem Jahre 1838). Er wußte, wie es mit ihm stand, »j'ai perdu ma force et ma vie«, schrieb er inmitten des luxuriösen Lebens im Tattetschen Landhaus zu Bury; die schwermütigen Verse der »Tristesse« schrieb er.

Die Stumpfheit des politischen und künstlerischen Lebens um ihn förderte den Prozeß seiner seelischen Dissolution. An einem kaum besuchten Abend des Théâtre-Français – man spielte ja »nur« Molière – kamen ihm die ironischen und resignierten Verse »Une Soirée perdue«. Der Prozeß gegen die vermeintliche Giftmischerin Marie Capelle, der damals die Gemüter erregte, gab ihm das Motiv zu der Reimerzählung »Simone«, die am 1. Dezember 1840 erschien.

Am 11. Dezember wurde Alfred de Musset dreißig Jahre alt. Man möchte mit einem kleinen Erschrecken fragen: dreißig Jahre? Dieser Mann hatte zu schnell gelebt; denen, die seinen Abstieg verfolgen, wird es

sein, als beschäftigen sie sich mit einem Greis. Dieser Mann hatte zu wenig goethisch gelebt, ohne die Gesetzmäßigkeit des Innern, die allein den Sturmschritt des Genies aufhalten kann und dem hastigen Bild die Tiefe gibt.

In der Nacht zum 11. Dezember schrieb der alte Mann von dreißig Jahren diese Reflexionen, die Paul de Musset uns mitteilt:

»A trente ans.

»Il y a un triste regard à jeter sur le passé, pour y voir ... les mortes espérances et les mortes douleurs, un plus triste regard à jeter sur l'avenir, pour y voir ... l'hiver de la vie!

»Il y a une folle chose à tenter: c'est de continuer d'être un enfant. Et cependant cela fut beau chez les aimés des dieux: Mozart, Raphaël, Byron, Weber, morts à trente-six ans.

»Il y a une froide chose à faire: c'est de renoncer à tout, de se dire: »»Rien ne m'est plus.«« Et cependant, cela fut beau chez Goethe.

»Il y a une chose sotte: c'est de se croire supérieur à soi-même, de prendre le titre d'homme fait, et de vivre en égoïste expérimenté.

»Il y a une chose paresseuse et lâche: c'est de ne pas écouter l'heure qui sonne.

»Il y en a une courageuse: c'est de l'entendre et de vivre pourtant, malgré les dieux. Mais alors, il ne faut croire à rien d'éternel.

»Il y en a une sublime: c'est de ne pas même savoir que l'heure sonne. Mais pour cela il faut croir à tout.

»Quoi qu'il en soit, il est certain qu'à cet âge, le

cœur des uns tombe en poussière, tandis que celui des autres persiste. – Posez vos mains sur votre poitrine. Le moment est venu. – Il hésite? A-t-il cessé de battre? Devenez ambitieux ou avare ... ou mourez tout de suite . . ; autant vaut.

»Bat-il encore? Laissez faire les dieux. Rien n'est perdu.«

Nichts ist verloren! Das ist ein verzweifelter Optimismus, der immer entsteht, wenn sein Beweis als eine Unmöglichkeit gefühlt wird. In dem traurigen letzten Viertel seines Lebens, in dem seine dichterische Kraft mählich, wie der dünne Sand aus einem Stundenglas sich verlief, sind noch Höhen, Aufschreie nach oben, Widerscheine seines Genies, die ihn den verzweifelten Ruf für eine kleine Frist noch glauben ließ.

Als er in den Gängen des Théâtre-Italien die Sand wiedersah, entflammte sich an der Erinnerung seine dichterische Kraft und schuf in der Begeisterung einer Nacht die wundervollen Stanzen des »Souvenir«. Sie sind der Schwanengesang seiner Lyrik, die letzten großen Verse, die er schrieb. Byron sang das letzte schöne Lied mit sechsunddreißig Jahren; Musset, noch hemmungsloser vorgehend, war gerade dreißig.

Der geringe Widerhall, den die Werke seiner letzten und besten sechs Jahre beim Publikum gefunden hatten, und auch eine gewisse Animosität der Kritik, für die er noch immer der Autor der »Contes« war, ließen ihn die Öffentlichkeit scheuen. Nach der Publikation des »Souvenir« beschloß er, nur noch »pour

son plaisir« zu schreiben. Das ist in seinem Zustand nichts anderes als der Wunsch, sich der unbequem gewordenen Verantwortlichkeit der eigenen Bedeutung gegenüber zu entziehen. Und die vielen Verse, die er jetzt wie ein trotziges Kind »für sich« schrieb, und zumeist auch gleich wieder vernichtete, bedeuteten nur selbstquälerische Spiele mit dem Feuer, das in ihm zu verlöschen drohte.

Es mußte etwas anderes kommen, um ihn – wenn auch nur für Sekunden – aus seiner Lethargie zu reißen. Der Anlaß war ein einigermaßen merkwürdiger: das damals bekannt werdende Wacht-am-Rhein-Lied Beckers. Die »Revue des Deux Mondes« wußte, was sie tat, als sie in einem Heft zugleich die Übertragung des deutschen Kampfliedes und Lamartines Verse »Marseillaise de la Paix« veröffentlichte. Solche Dokumentierung des friedfertigen und überlegenen Geistes scheint um vieles würdiger und größer als Mussets heißblütige Antwort »Le Rhin allemand«, in dem ein Chauvin den anderen anbrüllt, mit dem hier nicht allzuvielsagenden Unterschied, daß Herr de Musset bessere Verse machte als Herr Becker. Paul de Musset teilt mit, daß der Bruder den »Rhin allemand« in seinem Zimmer schrieb, kurz nach der Lektüre des Beckerschen Liedes und in heller Wut. Mme. de Girardin schildert die Entstehung des »Rhin allemand« anders, amüsanter, – aber sie dementierte sie später:

»Nachdem sie die »Marseillaise de la Paix« vor einem Eliteauditorium vorgelesen hatte, unter dem sich Théophile Gautier und Alfred de Musset befan-

den, sagte sie: »Das ist sehr schön, aber das ist zu edelmütig. Ich hatte gewollt, man sagte diesem Herrn (Becker) unangenehmere Dinge. Wir Frauen geben nichts auf diese schönen humanitären Gefühle; wir sind in allen Dingen stolz, rachsüchtig, leidenschaftlich, eifersüchtig; das ist unser einziges Verdienst, wir könnten es nicht leugnen; ich für meinen Teil, ich bekenne einen wilden Nationalegoismus, ich gestehe, ich habe das patriotische Vorurteil und möchte gerne diesem Deutschen mit grausamen Versen antworten.« – »Ich auch!« schrie Alfred de Musset. – »So machen Sie doch schnell welche«, riefen alle im Chor. – »Kommen Sie auf die Terrasse, wir wollen Sie im Garten einschließen. Wir geben Ihnen eine Viertelstunde.«

Man schloß die Türen des Salons hinter ihm, und der junge Dichter promenierte im Garten. Hatte man ihm gegeben, was er zur Arbeit brauchte: Papier, Feder und Tinte? Aber pfui! Man hatte ihm zwei Zigarren gegeben. Nach einer Viertelstunde klopfte er an die Tür; man öffnete ihm: die Zigarren waren aufgeraucht, die Verse gesammelt, hier sind sie.«*

Aus Rücksicht auf Lamartine veröffentlichte Musset die Verse nicht in der »Revue des Deux Mondes«, sondern in der »Revue de Paris«, am 6. Juni 1841. Der Erfolg war ungeheuer. An die fünfzigmal wurde das Lied komponiert, und die Soldaten sangen es in den Kasernen. Preußische Offiziere sandten dem Dichter in schlechtem Französisch oder gutem Deutsch

* Mitgeteilt von Léon Séché.

Säbel- und Pistolenforderungen, die Musset wohlweißlich ad acta legte. Mit Becker würde er sich geschlagen haben, pflegte er zu sagen, die jungen preußischen Offiziere aber mögen sich mit den jungen französischen Offizieren messen.

Dann wieder versiegte die Quelle. Ein endloser Sommer kam, und die Herren von der Revueredaktion warteten vergebens auf ein Manuskript des Schweigsamen, der in der Touraine saß. Nach sechs Monaten endlich raffte er sich auf und zwang, nur um ein wenig aus der Schreibschuld zu kommen, seine formale Geschicklichkeit in die Verse »Sur la Paresse«, in denen er geziemend auf die Heuchelei, auf den Materialismus und Egoismus seiner Zeit schimpfte und dabei nicht sehr tief ging. »Voilà«, bekannte er sehr offen, »ce que j'aurais fait de plus habile dans toute ma carrière littéraire.« Das Gedicht erschien am 1. Januar 1842.

Seinen Freunden oder sich selber versuchte er seine Unfruchtbarkeit mit mehr oder weniger glücklichen Argumenten zu entschuldigen. Tattet sagte er diese zwei guten Verse:

»*Le mal des gens d'esprit, c'est leur indifférence,*
celui des gens de cœur, leur inutilité.«

Im Februar schrieb er für die »Scènes de la vie privée et publique des animaux«, einem illustrierten Sammelwerk, das außer ihm so gute Namen wie Bal-

* Paul de M., Biographie.

zac, Nodier und George Sand zu seinen Mitarbeitern zählte, die charmante Novelette »Le Merle blanc«, die die Leiden und Freuden eines gefiederten Außenseiters allegorisierte und dabei mit Schnabelhieben auf georgesandeske Literatinnen nicht sparte. Dieses kleine reine Werk, ein freundlicher Lichtpunkt in seinen verdämmernden Jahren, schätzte er seltsamerweise gar nicht, und ließ es mit wegwerfender Geste nicht einmal als »Arbeit« gelten.

Im März machten sich die ersten Anzeichen einer schweren Herzkrankheit bemerkbar, die ihn noch fünfzehn Jahre quälen sollte, bis der morsche Körper erlöst wurde.

Um diese Zeit seines absteigenden Lebens warb er um eine der merkwürdigsten Frauen des neunzehnten Jahrhunderts: um die Prinzessin Belgiojoso, »La belle Milanèse«. Sie entstammte Mailänder Uradel, wuchs in der Carbonari-Mentalität der Freunde Silvio Pellico, Manzoni, Gonfalonieri auf und weihte mit aller Intensität ihres Temperaments Leben und Vermögen der Unabhängigkeit Italiens. Mit sechzehn Jahren heiratete sie den Prinzen Belgiojoso, um sich sehr bald von ihm und seinen Lebemann-Attitüden zu trennen. Sie konspirierte aktiv in der Lombardei, leitete die Insurrektion der Romagnesen und mußte sich 1831, die Konsequenzen ihrer politischen Tätigkeit mutig tragend, ziemlich ohne Mittel nach Paris retten; sie war eine sehr männliche Frau, eine sehr kriegerische Frau: sie ritt ohne Sattel, sie schoß meisterlich, sie verstand den Degen zu gebrauchen, – auch

die Feder. Femina sexu, ingenio vir, sagte von ihr Victor Cousin, der sie sehr liebte.

Sie war eine sehr schöne Frau. Heinrich Heine, der zu ihren Bewunderern gehörte, schilderte sie in den Reisebildern: sie sei eines der Gesichter, das eher dichterischer Vision als der groben Lebensrealität angehöre, Umrisse, die an Leonardi da Vinci erinnern, das edle Oval der lombardischen Schule; Farben von römischer Sanftheit, vom matten Glanz der Perle, die edle Blässe der Morbidezza.

Sie erweckte viele Leidenschaften; aber sie liebte nur wenige. Sie liebte Mignet, der die beste Geschichte der französischen Revolution geschrieben hat. Sie liebte nicht den Philosophen Cousin, der ihr die Speisen zubereitete, als sie in einer Mansarde an der Place de la Madeleine sehr arm und unglücklich hauste. Sie liebte Mignet, weil er schön war und sich gut hielt; sie liebte vielleicht auch Liszt.

BALZAC AN MADAME HANSKA.

»Sie kennen nicht die Prinzessin Belgiojoso? Sie ist unter dem Einfluß der Liszt und Mignet in der Zeit Ludwigs XV. Sie ist ganz Herrscherin, ohne die geringste Sorge um das Vergangene, kein Recht gewährend, alles sich gewährend oder sich verleihend, wenn Sie es wollen. Sie ist eine Kurtisane, eine schöne Imperia, aber schrecklich Blaustrumpf. Vorgestern hat sie ihr Kabinett verlassen, um mich zu empfangen; sie kam mit Tintenflecken im Hauskleid. Sie ist sehr kritisch, sie empfängt einen Haufen Kritikaster, die nicht mehr schreiben können, seitdem die Annoncen

und die Feuilletonromane die Kritik getötet haben ... Die Belgiojoso ist es, die Liszt der Mme. d'Agoult ausgespannt hat, wie sie den Lord Nomanby seiner Frau ausgespannt hat, Mignet der Mme. Aubernon und Musset der George Sand ... Liszt hieß mich mit ihr dinieren und sagte mir, der um die Beziehung zwischen ihr und Girardin wußte, es wären zwischen ihr und ihm unlösbare Fesseln ... Er ist bei der Prinzessin und so ostentativ, daß er um halb zwölf nachts fortgeht und daß er es sagt. Christine verdient keine Rücksichten mehr.«*

Balzac irrt sich: die Prinzessin hatte Musset und die Sand nicht auseinander gebracht. Balzac liebte diese harte Art der Behauptungen und stand sich doch 1844 mit der Prinzessin so gut, daß alle Welt glaubte, »Modeste Mignon« sei ihr gewidmet. Er schrieb am 9. April dieses Jahres an Mme. Hanska:

»Ah! Man hat mich wissen lassen, daß ganz Paris geglaubt hatte, »»Modeste Mignon«« sei der Prinzessin Belgiojoso gewidmet. Das nenne ich ein Abenteuer! Lachen wir beide darüber! Ich will die Nationalität derjenigen, der ich dieses Buch gewidmet habe, in der Comédie humaine nennen.«*

Bald wurde die Vermögenskonfiskation der Prinzessin aufgehoben. Sie mietete für sich allein das Palais in der Rue du Montparnasse 28 und führte ein fürstliches Haus. Sie quartierte, in ehrlicher Bewunderung, den Historiker Thierry nach dem Tode seiner Frau in ihrem Pavillon ein und sorgte für ihn wie für ihren Vater. Sie empfing ihre Freunde dort: Mi-

* Lettres à l'Étrangère, t. II, p. 417, 1844.

gnet und Victor Cousin, Bellini, Chevanard, Ary Scheffer, Victor de Laprade, Thiers, Liszt und seinen Schüler Salvator, den Pianisten Döhler, Henri Martin, d'Alton-Shée, Frazer, Alfred de Musset und Heine. Heine zumeist unterhielt die Gesellschaft mit seinen genialen Anzüglichkeiten. Ihm war vieles erlaubt; »je suis une choucroûte arrosé d'ambroise« paraphrasierte er sich selbst. Nicht alle hatten ihn so gern wie die Prinzessin. Viele der Männer wünschten diesen mokanten Deutschen zu allen Teufeln. Aber sie fürchteten sein Mundwerk – und welch ein Dichter! Sein Verhältnis zu Musset: man vergesse nicht, er nannte ihn nicht nur »Gassenbub«, sondern an anderer Stelle einen ausgehöhlten Blasé und in der »Lutezia« den größten Lyriker nach Béranger.

Mme. Jaubert, die Marraine, war der Prinzessin beste Freundin. In den Briefen aus den Jahren 1840 kann man lesen, daß sich auch die Belgiojoso sehr um Mussets Gesundheitszustand sorgte. Man kann auch lesen, daß es Mignet nicht sonderlich leid tat, mußte Musset lange Zeit auf dem Lande und der Prinzessin fern sein. Die Marraine wußte, daß Musset die Italienerin liebte. Vielleicht wußte sie auch, daß er wiedergeliebt wurde. Doch nur einmal wurde ihre Beziehung augenscheinlich. Die Prinzessin lud den Rekonvaleszenten in ihre Versailler Villa ein. Auch die Marraine war dort. Doch nach acht Tagen schon gab es zwischen Musset und der Prinzessin einen Streit; er empfahl sich. Das war im Sommer 1842. Edle Herzen können nicht gemein lieben, oder so ähnlich schrieb sie ihm.

Er liebte sie sehr. Die freundliche Pflege eines Vetters, der ihn, aus Versailles kommend, in seinem Schloß de Lorey, bei Pacy-sur-Eure aufnahm, konnte ihm nicht die Ruhe geben. Er schrieb tolle Briefe an die Marraine. Sein wehes Herz wollte nicht glauben, daß die Prinzessin für ihn tot sei. Als sie, herrisch und hart, kein Lebenszeichen mehr gab, zwang er sich, sie zu begraben. Er schrieb die Verse »Sur une Morte«.* Er schrieb das Gedicht im September und veröffentlichte es sofort in der »Revue«. Nur die Prinzessin wußte, daß sie die Tote war. Viele glaubten, es sei die Sand. (»Je vous demande un peu à propos de quoi maintenant?« lächelte Musset.**) Manche glaubten, es sei die Rachel.

Die Marraine tadelte solche Art des dichterischen Zornes.

MUSSET AN DIE MARRAINE.

»Zur Zeit meiner tiefsten Leidenschaft habe ich niemals daran gedacht, von einer Frau etwas zu wollen, die mir gesagt hat, sie liebe einen anderen. Ich kann mir sogar schmeicheln, in solchem Fall Mut und Resignation gezeigt zu haben. Das ist kein großer Ruhm, aber das ist eine Art des Fühlens . . .

Aber ich habe Briefe von Urania (der Prinzessin), in denen sie mir sagt: »ich glaubte, daß meine Freundschaft Ihnen zu etwas gut sein konnte« oder wo sie mir sagte: »bei mir würden Sie gelitten haben, aber nicht ohne Linderung«. Ich habe ihre Hand gehalten, ich habe sie während einer ganzen Stunde geküßt und

* »Über eine Tote«, S. 81.

** Mitgeteilt von Léon Séché.

sie ließ es mich tun. Ich habe ihr hundertmal wiederholt, daß ich bei ihr kein großes Glück suchte, daß meine Eigenliebe nicht im geringsten mitspiele, daß ich sie nur um ein Freundschaftswort bitte, um einen ganzen Tag glücklich zu sein. Sie glaubte es und sie sah es und sie behielt mich acht Tage bei sich und sie bemühte sich in jedem Augenblick, die Gelegenheit, mich zu sprechen, zu vermeiden und sie behandelte mich wie einen Fremden. Sie kann dafür nur drei Gründe gehabt haben: entweder sie mißtraute sich selbst, und das glaube ich nicht; oder sie ließ mich aus Vergnügen leiden, wissend, daß sie keine Gefahr lief, mir die Ruhe wiederzugeben; oder auch sie handelte kalt, mit Stolz und Gleichgültigkeit, und das glaube ich.

Und das ist häßlich und hassenswert.

Ich habe mehr als fünfzehn Briefe, in denen sie mir von Freundschaft spricht. Besteht die Freundschaft darin, irgendeinem den Arm zu reichen, um zu Tisch zu gehen? Was für ein Spaß!

Und außer dieser Hand, die man mir ließ, gibt es tausend Dinge, die man nicht sagen kann, Sie wissen es, weil man sie anderen nicht erklären kann. Aber seien Sie sicher, sie hat mich aus Langeweile an sich gelockt, um sich mit mir zu amüsieren, um mich ganz einfach die Rolle des »patito« spielen zu lassen. Sie wissen, was das ist. Ich habe nicht gewollt, und dann hat sie mich schlecht behandelt. Und ich, ich glaubte wirklich an diesen falschen Freundschaftsschein, der nur eine Komödie war, ein reiner Zeitvertreib, und der genau dann aufhörte, als sie mich zurückkommen und ausweichen sah.

Das hat mich verletzt! Sie hatte zunächst nicht das Recht, mich so zu behandeln, und dann irrte sie sich in mir auf eine verletzende Art, indem sie es zu tun versuchte. Das ist die Wahrheit und ich werde sie nur mit Mühe vergessen und in jedem Fall einen schlechten Eindruck zurückbehalten.

Verzeihen Sie diese lange Erklärung, Marraine. Da Sie etwas Freundschaft für mich fühlen (und an diese Freundschaft glaube ich), müssen Sie schon diese Mühe tragen. Ich langweile mich trotz allem noch schrecklich, und es ist sehr notwendig, daß ich schwatze, wenn ich fühle, ich spreche mit jemandem, der mir gerne zuhören kann und will. Doch sprechen wir darüber nicht mehr.«*

Im Juli dieses Jahres traf ihn die Nachricht von dem plötzlichen Tod des Herzogs von Orléans, die ihn nach Paris rief. Für ihn starb nicht nur der Freund, sondern auch die Verkörperung einer schönen Zukunft. Er sagte traurig: »Le sort ne veut pas que notre pauvre France ait un seul jour d'avenir; quant au mien, il n'existe plus; je ne vois devant moi qu'ennui et tristesse, et je ne plus qu'à souhaiter de m'en aller le plus tôt possible.«**

Als dann noch Tattet, der treueste Freund, nach Fontainebleau übersiedelte, wurde es um ihn und in ihm noch einsamer. Seine verdunkelte Seele suchte nach Gleichnissen. Er fand einen Bruder in Leopardi, den »sombre amant de la mort«, und feierte die trau-

* Souvenirs de Mme. Jaubert, pp. 213/214.

** Paul de Musset, Biographie.

rige Freundschaft in dem Gedicht »Après une Lecture«, das am 15. November 1842 erschien. Georg Brandes übrigens will in den Werken des Fürsten von Ligne ein stilistisches Vorbild für dieses Gedicht entdeckt haben. Dort heißt es von den Eigenschaften des echten Kriegers:

»Si vous ne rêvez pas militaire, si vous ne dévorez pas les livres et les plans de guerre, si vous ne baisez pas les pas des vieux soldats, si vous ne pleurez pas aux récits de leurs combats, si vous ne mourez pas du désir d'en vouloir et de honte de n'en avoir pas vu, quoique ce ne soit pas votre faute, quittez vite un habit que vous déshonorez. Si l'exercice même d'une seule bataille ne vous transporte pas, si vous ne sentez pas la volonté de vous trouver partout, si vous êtes distrait, si vous ne tremblez pas que la pluie n'empêche votre régiment de manœuvrer, donnez-y votre place à un jeune homme tel que je veux... etc.«

Wenn man die Strophen XI–XV des Gedichtes nachliest, wird man wohl eine parallele Diktion finden können, aber nicht einmal die Sicherheit, ob Musset die Zeilen des Fürsten von Ligne überhaupt gekannt hat. Solche Art des rhetorischen Formalismus wird in jeder Literatur zu finden sein.

Eine aufdämmernde und schon zurückgedrängte Neigung für die unglücklich verheiratete Freundin seiner Schwester, eben jener Marie Nodier, um die sich der Achtzehnjährige im »Arsenal« bemühte, ließ ihn das zarte Gedicht »A Mme. M***« schreiben (»Non, quand bien même une amère souffrance...«),

das ähnliche Schicksal einer anderen jungen Frau das Sonett »Jamais«. Herbsttöne, matte Melodien der ermatteten Seele.

Für Jules Hetzel, der unter dem Pseudonym P.-I. Stahl allerlei Sammelbände veröffentliche, übertrug er das schöne Mozartlied »Vergißmeinnicht« in sein »Rappelle-toi«. Es erschien in Stahls Band »Voyage où il vous plaira«, mit Gravüren von Johannot, zusammen mit dem Gedicht »Marie«.

Am Todestag des Herzogs von Orléans schrieb er die Stanzen »Le treize Juillet«, die von allen mehr als von der königlichen Familie beachtet wurden. Im übrigen wanderte er, kurz nachdem er die inhaltlich und verstechnisch lustige »Réponse à M. Charles Nodier« auf dessen gleichermaßen fröhliche Verse verfaßt hatte, wegen mangelnden Eifers als Natonialgardist für ein paar Tage in ein durchaus nicht finsteres Gefängnis. Diese einigermaßen komische Haft heiterte ihn sogar innerlich auf, und als er wieder in Freiheit war, schrieb er gutgelaunt die Fortsetzung zu jener »Odyssée champêtre« an Nodier: »Le mie prigioni«, die die »Revue« am 1. Oktober 1843 veröffentlichte.

Pauls Rückkehr von einer italienischen Reise feierte er in den Versen »A mon frère revenant d'Italie«, und als sich die Brüder von dem geliebten Land erzählten, und mit Florenz auch wieder der alte Plan eines Allori-Werkes auftauchte, wollte Musset mit allem Ernst an die Arbeit gehen und ein Versdrama schreiben. Doch wenige kunsthistorische Einwände eines Freundes genügten, daß aus dem Werke nichts wurde als Vers fragmente einer arbeitsamen Nacht.

Er fühlte sich wieder krank und versuchte, die Langeweile seines Schlafzimmers mit Arbeit zu verdrängen. Er schrieb die sehr mittelmäßige Liebesgeschichte zweier Taubstummer, die eher wie die Propagandaschrift einer Lehrmethode für Taubstumme anmutet als wie die künstlerische Erfassung zweier Schicksale. Die Novelle, die in den späteren Ausgaben »Pierre et Camille« heißt, erschien unter dem Titel »Une Nouvelle« im »Constitutionnel«.

Dann schwieg er lange, aller Anerkennung zum Trotz, die jetzt, da die Verbindung mit Charpentier zu wirken begann, ihm zukam. Die Freunde drängten ihn, wiesen ihm nach, daß er schon seit Jahren nichts Bedeutendes mehr geschaffen hatte, warnten ihn vor dem Fürchterlichsten, was dem Lebenden geschehen könnte: vor dem Vergessen-werden. Er wurde zornig und hochfahrend, wie stets jetzt, wenn er keine bessere Verteidigung wußte. »Je serais bien curieux de savoir,« sagte er dem Bruder, »si Petrarque avait incessamment à ses trousses une douzaine de pédagogues ou de sergeants de ville, pour le forcer, l'épée sur la gorge, à chanter les yeux bleus de Laure, quand il avait envie de se tenir en repos«.

Die ihn faul nannten, taten ihm unrecht. Sein Schweigen war nicht Trägheit: es war die Ahnung vor dem letztgültigen Verstummen.

Er liebte das phantastische Talent des Lisztschülers Hermann. Für den Rhythmus seiner Improvisationen schrieb er 1844 drei kleine Lieder: »Bonjour, Suzon!« – »Non, Suzon, pas encore!« – »Adieu, Suzon!« Der Komponist verschwand plötzlich im nächsten Früh-

19*

jahr und tauchte in irgendein südfranzösisches Kloster unter.

Im November 1845 erschien noch ein Proverb von liebenswürdiger Qualität: »Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée«, eine leise Selbstkarikatur auf seine schwankend gewordene Energie auch in Liebesdingen.

Je tiefer die Lethargie wurde, in die sein müder Geist versank, desto höher hob ein launisches Geschick das Werk seines heißen Lebens ins Licht der Wirksamkeit. Im Herbst des Jahres 1847 ergab sich ihm sogar die Bühne. Die Schauspielerin Louise Allan-Despréaux, die am Petersburger Hoftheater triumphierte, hatte den Einfall gehabt, dort die Mme. de Léry in Mussets »Caprice« zu kreieren. Der Erfolg war so groß, daß Buloz sie aufforderte, mit dieser Rolle ans Théâtre-Français zurückzukehren. Als Musset von einer längeren Reise im Oktober nach Paris zurückkam, fand er schon so vorgeschrittene Proben, daß selbst seine Skepsis kein Veto mehr vermochte. Am 27. November fand die Aufführung statt. Ihr großer Erfolg war das Fundament, auf dem sich Mussets Bedeutung für die französische Bühne aufbaute.

Der Theatererfolg kam zur richtigen Zeit; denn die Februarrevolution von 1848 brachte ihn um seine Bibliothekarstelle und nahm ihm die angenehme Sinekure der jährlichen dreitausend Francs. Merkwürdig und beschämend genug: während ein großer Dichter der neuen Republik vorstand und seine mächtige Eloquenz unaufhörlich zugunsten einer Welthuma-

nität erschallen ließ, suspendierte sein Innenminister Ledru-Rollin einen kränklichen, mittellosen, nicht viel kleineren Poeten vom Amt, nur weil er mit den Orléans befreundet war.

Die Académie Française wollte diese Ungerechtigkeit gutmachen; aber ihr täppisch-braver Wille reichte gerade aus, um Musset zu verletzen. Sie verlieh ihm nämlich einen Preis, der speziell ausgeworfen war, »pour venir en aide à un jeune écrivain dont le talent déjà remarquable paraîtrait mériter les encouragements de l'Académie«. Doch während sich die Barrikaden in den Straßen türmten und Musset wieder ein unzuverlässiger und abermals eingelochter Nationalgardist war, spielte das Théâtre-Français in glänzender Aufführung »Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée« und »Il ne faut jurer de rien«. Das Théâtre Historique gab den »Chandelier«, der später an die Comédie-Française überging. So konnte Musset, großmütig und ein wenig boshaft die dreizehnhundert oder vierzehnhundert Francs dieses Prix Maillé-Latour-Landry den Opfern der Junitage spenden.

Die Dankbarkeit für die Allan wurde zur Freundschaft, zu einer zarten respektvollen Neigung zuerst. Dieses schöne Sonett wurde in den Papieren der Allan gefunden:

Se voir le plus possible et s'aimer seulement
sans ruse et sans détours, sans honte ni mensonge,
sans qu'un désir vous trompe ou qu'un remords vous ronge,
vivre à deux et donner son cœur à tout moment!

Respecter sa pensée aussi loin qu'on y plonge,
faire de son amour un jour au lieu d'un songe,
et dans cette clarté respirer librement –
ainsi respirait Laure et chantait son amant.

Vous, dont chaque pas touche à la grace suprême,
c'est vous, la tête en fleurs, qu'on croirait sans souci,
c'est vous qui me disiez qu'il faut aimer ainsi,

Et c'est moi, vieil enfant du doute et du blasphème,
qui vous écoute et pense et vous réponds ceci:
Oui, l'on vit autrement, mais c'est ainsi qu'on aime! *

Die Freundschaft wurde zur Liebe, zur schönen aufrichtigen Liebe der Allan.

DIE SCHAUSPIELERIN ALLAN AN DIE SCHAUSPIELERIN SAMSON.

»Liebes Kind, während Ihre Existenz sich ändert,** wandelte sich die meine auch; Sie ahnten es vielleicht in der letzten Zeit, obgleich es damals noch nichts Ernsthaftes gab. Als ich von Havre zurückkam,*** schrieb ich Ihnen; ich weiß nicht, ob Sie meinen Brief erhalten haben. Wenn die Dinge nicht ernsthaft sind, können sie sich unendlich hinziehen; aber sobald sie gewichtig werden, vollenden sie sich mit einer erschrecklichen Schnelligkeit. Das ist mir geschehen, meine arme Freundin; ich habe nicht nötig,

* Mitgeteilt von Léon Séché.

** Die Schauspielerin Samson-Toussaint hatte sich im Mai 1849 nach Brasilien eingeschifft.

*** Die Allan hatte die Freundin bis Havre begleitet.

glaube ich, große Reden zu machen; Sie wissen, von wem ich sprechen will. . . . Als ich Sie verließ, war ich einige Tage in einer tiefen Verwirrung. Ach, wie haben Sie mir gefehlt, liebes Freundesherz! Sie sind zu einer sehr ungünstigen Zeit für mich abgefahren! An einem Tag – es muß ja sein, daß Sie alles wissen – am 13. Mai, man notiere sich den Tag, dinierte ich bei Scribe (Sie waren noch in Paris). Vorher hatte ich den Besuch eines unzufriedenen, gequälten, mürrischen Menschen empfangen, so wie jeder Verliebte es zu sein das Recht hat. Seine Art, sich zu geben, schien mir ziemlich hart; ich ließ ihn ganz allein sich beruhigen. Das dauerte acht Tage, in denen ich ihn nicht gesehen habe, – und ich sagte mir: Um so besser, ich beschäftige mich damit zuviel, mein Gewissen wird dadurch verwirrt. – Sie reisten ab und ich dachte nur noch an Sie – das heißt . . . . ich dachte wohl auch noch viel an ihn und machte mir in meinem Kopf unmögliche Romane zurecht.

Bei meiner Rückkehr aus Le Havre fand ich einen Reuebrief, in dem man mir von einer sehr schweren Erkrankung während meiner achttägigen Abwesenheit berichtete. In diesem Zustand des Leidens bat man mich, ein Wort zu schreiben, selbst ein ärgerliches. In der Folge dieser Korrespondenz, die zwei oder drei Tage gedauert hat, brachte man mich an einem schönen Abend bis an mein Haus und sprach man ganz einfach, ganz aufrichtig, sehr lebendig, daß man mich von Herzen liebe, daß man nur an mich denke, und gestand man mir, daß diese Krankheit nur die Folge von Torheiten war, in die man

sich gestürzt hatte, um die Pein zu vergessen, die ich verursacht hatte ... Da ich davon einige Beweise hatte, da er übrigens, trotz aller seiner Fehler, die außerordentliche Qualität hatte, niemals zu lügen, glaubte ich ihm. Er zeigte mir Anhänglichkeit und auch Respekt. Das rührte mich. Aber ich kämpfte mit mir und ich wollte es nicht. Die Dinge waren bis zu einem Punkt gekommen, wo man ja oder nein sagen mußte. Ich betete einen ganzen Tag, um mir den Mut zu geben, nein zu sagen; das war schmerzlich, ich verberge es Ihnen nicht; aber ich hatte so viele Gründe, es nicht zu wollen! – Schließlich, als ich die Kraft zum Nein nicht in mir fühlte, schrieb ich ihm, des Abends während des zweiten Aktes von »Adrienne« in meine Loge zu kommen. Er täuschte sich über diese Zeilen und glaubte an eine Zustimmung. Und als wir alleine waren, hatte er eine solche Freude, so wahr und so gefühlt, daß es mich wie ein Pfeil ins Herz traf. Ich verfolgte trotzdem meine Absicht, nein zu sagen, doch, um ehrlich zu sein, sehr linkisch und nicht mehr mit dieser Vernunft, die ich zeigen wollte. Hätte er mich nicht geliebt, würde er es wohl bemerkt haben, aber weit davon entfernt täuschte er sich und hielt mich für eine kalte Kokette, die mit ihm spielen wollte. Ich war es wahrhaftig in diesem Augenblick nicht, ich schwöre es Ihnen.

Er nahm meine Weigerung sanft und traurig auf, er sagte mir, daß ich mich über sein Gefühl für mich täusche, daß es keine Laune sei, kein flüchtiges Abenteuer, daß es eine ernsthafte und dauernde Neigung sei, eine schöne Freundschaft, die sich auf der großen

Bindung des Geistes, des Geschmacks und des Talentes begründete, und auch, weil meine Person ihm gefiele, daß er mich ernsthaft liebe und daß er sehr viel leiden werde. Er sagte mir das alles mit Sanftheit und Güte in seinem sehr natürlichen und überzeugten Ton: da ist mit einemmal dieser Tollkopf verschwunden, und in seiner Unvernunft mußte man klar die Liebe sehen. Und er verließ mich einigermaßen wütend. Mir aber wurde durch diese Zusammenkunft der Kopf völlig verdreht, und ich kann nicht sagen, daß er mir seit diesem Augenblick sehr gesund ist. Ich schließe die Augen und die Ohren, um nicht meine Torheit zu sehen. Doch kommen wir zum Schluß. Ich schrieb ihm vor Ende des Schauspiels und trug den Brief vor Mitternacht persönlich in sein Haus. Ich verbrachte eine äußerst erregte und fiebrige Nacht und als es Tag geworden war, mußte ich mir gestehen, daß es kein Mittel mehr gab, standhaft zu bleiben. Ich überschaute meine Situation und überzeugte mich mit Hilfe von Sophismen, daß ich frei sei. Ich war zugleich krank, zerschlagen und exaltiert. Er hatte mir geschrieben und mich wegen seines Fortgehens neulich abends um Verzeihung gebeten; dann ist er gekommen und schließlich habe ich mich gegeben, freiwillig und aus einer wahrhaft unwiderstehlichen Neigung, aber auch mit einer tiefen Traurigkeit. Reimen Sie das zusammen. Das ist der erste Teil meiner Geschichte, ich berichte jetzt den zweiten.

Nach den ersten Tagen des Sich-suchens und Sich-kennen-lernens kam ein schrecklicher Sturm zwi-

schen uns, den viele Liebe durchdrang, vermischt mit Dingen, die ich nicht ertragen konnte. Als ich wieder zu ihm kam, hatte er einen Deliriumanfall. Er leidet daran, wenn sein Kopf sich exaltiert, eine Folge seiner früheren finsteren Gewohnheiten. Dann hat er Halluzinationen und spricht mit Phantomen.* In seinem Delirium sah er mich erzürnt, traurig und ihm zu verzeihen mich weigernd. Seine Tränen,

* Frau Martellet, Mussets Haushälterin, beschreibt in ihren »Souvenirs« einen Deliriumanfall: »Eines Abends gegen sechs Uhr hörte ich Schreie und Weinen: es war die Dame von gegenüber, die mir sagte, ihr Gatte sei gestorben. Herr de Musset war noch nicht heimgekehrt und kam erst spät zum Diner. Ich schrieb an Herrn Desherbiers, seinen Onkel; ich erzählte ihm das Ereignis. Ich bat ihn, den folgenden Tag zu Hause zu sein. »Sie werden einen Vorwand finden, um bei Herrn Alfred zu bleiben.« Als der Herr abends wie gewöhnlich nach Hause kam, erzählte ich ihm kein Wort von dem Tod des Nachbarn; Herr de Musset hätte nicht wissen wollen, daß der Tod so nah bei ihm gewesen sei. Er ging nach dem Essen zu Bett. Gegen zwei Uhr früh wurde ich durch heftiges Klingeln aufgeweckt; ich lief ins Zimmer des Herrn; ich fand ihn unkenntlich, in den Klauen eines furchtbaren Schreckens. Er wies auf die Bettfüße und sagte mir: »Stellen Sie sich dorthin, dort, wo der Leichenträger steht; er sagte mir, daß man mich erwarte, er hat ein schwarzes Tuch auf dem Körper; immer wenn Sie zu sprechen aufhören, erscheint er wieder.« Ich zündete alle Kerzen an und öffnete die Fenster; endlich verjagte der Tag dieses schreckliche Gespenst.

Als Herr Musset ruhiger war, fragte er mich nach Neuigkeiten über den Nachbar. Ich sagte ihm, er sei aufs Land gefahren, schon vor etwa 14 Tagen, und es ginge ihm gut... Er antwortete mir: »Als ich diese Vision sah, habe ich geglaubt, er sei tot!«

sein Flehen, seine Verzweiflung teilten alle seiner Mutter sich mit, und als er wieder zu sich kam, gestand er ihr alles. Sie freute sich sehr, als sie dieses alles erfuhr, denn er hatte seit langem seiner Familie eine Meinung von mir beigebracht, mit der Sie zufrieden sein würden. Kurz, ich hatte verziehen, als einige Tage darauf ein Eifersuchtsanfall alles wieder verdarb. Sein Kopf, der sehr schwach ist, ging von neuem mit ihm durch, und dieses Mal verschwand er für vier Tage, ohne daß jemand wußte, was aus ihm geworden war. Als ich schrecklich unruhig war, nachdem ich am ersten Tag dreimal geschrieben hatte, kam ich abends um sieben Uhr und sagte, ich würde um zehn Uhr wiederkommen. Und wen fand ich dann vor der Tür, mich erwartend? Seine zweiundsiebzigjährige Mutter. Halbtot vor Unruhe drückte sie mir die Hände, sprach zu mir mit rührender Zärtlichkeit und Güte, bat mich mit dem Takt der großen Dame um Verzeihung und sagte mir, wie sehr sie sich glücklich fühle, daß ich ihren angebeteten Sohn liebe. – Dort, in einer zweistündigen Unterhaltung in meinem Wagen, mit verschlungenen Händen und Tränen in den Augen, erzählte sie und bestätigte sie mir alles, was er mir gesagt hatte. Sie berichtete noch von sehr viel anderen Dingen, die er mir verschwiegen hatte, und ich gewann die Überzeugung, daß er mich nicht getäuscht hatte und daß er mich ernsthaft liebte. Seine Mutter sagte zu mir: »Retten Sie ihn. Sie können es, er liebt Sie genug. Er war von seinen Seitensprüngen geheilt, jetzt hat er sich Ihretwegen wieder hineingestürzt (er hatte

mir dasselbe gesagt). Retten Sie ihn, ich vertraue Ihnen, und helfen Sie mir.« Und dann sagte sie noch: »Sobald er heimkehrt, will ich zuerst Sie kommen lassen und sei es auch mitten in der Nacht.«

Die Cholera war auf ihrem Höhepunkt. Sie zitterte, man möchte ihn auf einer Tragbahre heimbringen. Und ich, die ich mir sagte, daß ich meinen Teil Schuld daran habe: beurteilen Sie meinen Zustand!

Schließlich ist seine Mutter zu ihrer Tochter abgereist, ohne erfahren haben zu können, was aus ihm geworden sei. Nach seiner Rückkehr, einige Tage später, verzweifelt und vor Scham über sein Betragen – denn er hätte die Mutter, die allein abgereist war, begleiten müssen – bat er mich, ihr zu schreiben, da er selber es nicht wage. Ich tat es, und sie antwortete mir in einem reizenden Brief. Später schrieb er ihr selber über seinen gegenwärtigen Zustand und zeigte mir ihre Antwort. Ich las ihre Freude, ihn so glücklich zu wissen, wie er es ihr sagte, und für mich Worte des Dankes und der Freundschaft, die vom Herzen kamen und mir von neuem den Beweis gaben, daß ich wahrhaft geliebt wurde.

... Es gibt zwei Menschen in diesem Wesen, den einen, den ich anbeten würde, bliebe er sich immer gleich, den andern, den ich gar nicht liebe, ich gestehe es Ihnen frei ... Er muß arbeiten. Er hat noch sehr viele Ideen im Kopf, gute und hübsche, aber der Müßiggang und die Ermüdung durch sein vergangenes Leben nehmen ihm die notwendige Energie. Dann ist er eine phantastische Natur, beweglich, unabhängig und sich nur um das Werk sorgend,

wenn die Inspiration über ihn kommt, der er niemals entgeht. Neulich hat er, mich erwartend, auf meiner Terrasse Verse gemacht. Heute lasen wir, kritisierten wir, bewunderten wir, denn er hat noch Enthusiasmus und Emotion. Er kann über schöne Verse oder schöne Melodien weinen. und wenn seine Imagination durch das Schöne ergriffen ist, ist er der Mensch des Schönen in seinen Büchern . . .«*

Einige dieser letzterwähnten Verse hat Mme. Martellet in ihren »Souvenirs« mitgeteilt.

»Puis je viens retrouver la place bien-aimée,
des fleurs d'or et d'argent, la pelouse embaumée,
et cette vérité qu'on a tant blasphémée
me vient alors au cœur, que ce monde si beau
ne peut manquer d'un père, et n'être qu'un tombeau!«

Auch diese Liebe wurde bald zur Qual. Die selbstsichere Schauspielerin wurde zu einer armen gepeinigten eifersüchtigen Frau. Musset tat, was er mit jeder Frau nach vier Wochen oder sechs Monaten tat. Er ließ sich tagelang nicht sehen, er ließ sich verleugnen, er hatte genug. Zudem war er krank, jähzornig, launisch. Die Allan suchte ihn tagelang und litt unter den Intrigen der eifersüchtigen Haushälterin Martellet, die seine Anwesenheit leugnete oder die Uhr um zwei Stunden vorstellte, um in dem Kranken die notwendige Wut gegen die nachlässige Geliebte zu erzeugen. So ging die Liebe ihrem Ende

* Mitgeteilt von Léon Séché; ebenso die folgenden Briefe der Allan an die Samson.

zu. Die Allan, die ihn geliebt hatte wie sehr wenige Frauen, kannte ihn und seinen Charakter wie sehr wenige Menschen.

DIE ALLAN AN MADAME SAMSON.

Oktober 1849.

»Ich werde geliebt und sogar angebetet, mehr noch als im Anfange; aber es gibt Punkte, durch die wir uns so rauh berühren, daß es für alle beide ein Schmerz ist, ein so unerträglicher Schmerz in diesem Augenblick, daß weder der eine noch der andere ihn aushalten kann. Zeigte er sich immer von der Seite, die ich liebe, so gebe es nichts so Sanftes und so Schönes. Aber unglücklicherweise ist noch das andere Ich da, an das ich mich, ich fühle es, niemals gewöhnen werde. Schon zweimal brachich diese Fesseln, oder wollte sie brechen, weil sie für Momente nicht mehr möglich waren. Das sind Verzweiflungen, denen ich nicht Widerstand leisten kann, Nervenattacken, die das Gehirn angreifen. Meine Gegenwart, meine Hand in der seinen, ein gutes Wort können dieses alles wie durch einen Zauber verschwinden lassen. Dann kommt ebenso exaltierte Reue, Freudenausbrüche mich wiederzuhaben und eine Dankbarkeit, die mich erschüttert und mich von neuem in die Freude eintreten läßt, die ich verlassen wollte. Was für ein Querkopf, meine liebe Freundin! Die Liebe berauscht ihn wie andere Dinge. Zuweilen ist sein Rausch erhaben, aber manchmal ist er nicht zu ertragen. Es ist eine Last, sich von ihm lieben zu lassen. Durch den maßlosen Hochmut seines Cha-

rakters und den unbestreitbaren Stolz des meinen kühlen wir uns ab. Dieser Hochmut ist durchaus nicht einer, vor dem ich mich voll Glück beugen würde, nicht der des Dichters, des Talentes, des Ruhmes. Durchaus nicht. Dort hat er ihn nicht. Ihr Vater würde wohl erstaunt sein, zu hören, wie der Autor selber die Werke bezeichnet, die er nicht liebt. Es ist wohl wahr, daß sein bescheidenes und aufrichtiges Urteil nur vor mir geäußert würde. Im vertraulichen Bekenntnis kommt es zutage. Vor der Öffentlichkeit ist er nicht so bescheiden.

Was soll ich Ihnen noch sagen? Seine ungeregelte Vergangenheit läßt unvertilgbare Spuren. Mit einem beschatteten Charakter zeigen sich Verdacht und Mißtrauen, sehr bitter zu hörende Rückerinnerungen, die immer nur die eines Ex-Libertin sind. Ich ertrage sie nicht, und dann wieder Streit, Verzeihung, Versöhnung. Das ist es! Ich habe niemals so frappierende Kontraste gesehen als die beiden Wesen, die in dem einen Individuum eingeschlossen sind. Der eine: gut, sanft, zärtlich, enthusiastisch, geistvoll, gutgesinnt, naiv (erstaunlicherweise), naiv wie ein Kind, gutmütig, einfach, ohne Prätension, bescheiden, sensibel, exaltiert, um ein Nichts ehrlich weinend, außerordentlicher Künstler jeder Art, fühlend und ausdrückend alles, was schön ist in der schönsten Sprache, Musik, Malerei, Literatur, Theater.

Wenden Sie die Seite zurück und nehmen Sie den anderen Menschen. Dann haben Sie es mit einem Mann zu tun, der von einer Art Dämon besessen ist: schwach, reizbar, hochmütig, despotisch, närrisch,

hart, kleinlich, mißtrauisch bis zur Beschimpfung, blind hartnäckig, egoistisch im höchsten Grade, alles lästernd und im Guten wie im Bösen sich exaltierend. Wenn er sich einmal auf dieses Teufelspferd gesetzt hat, muß er darauf reiten, bis er sich den Hals bricht. Der Exzeß ist seine Natur, im Schönen und im Häßlichen. In diesem letzten Falle endet es immer durch eine Krankheit, die das Privileg hat, ihn zur Vernunft zurückzubringen und sein Unrecht fühlen zu lassen. Ich weiß nicht, wie er bis jetzt hat widerstandsfähig bleiben können, und wie er nicht schon hundertmal gestorben ist . . .«

Paris, 28. Dezember 1849.

». . . Wir hatten uns gezankt (zum zwanzigsten Mal vielleicht) und dieses Mal so ernsthaft, daß ich ihn seit einem Monat nicht gesehen hatte und nicht wußte, ob er tot war oder noch lebte. Zank kam von ihm, Bruch von mir; und allen meinen Entschlüssen zum Trotz kommt er nach längerer oder kürzerer Zeit so zärtlich und so verliebt zu mir zurück, daß ich ihm nicht widerstehen kann. Er kann nicht auf mich verzichten und ich wiederum, ich verzeihe ihm alles . . .

Ich fliehe ihn, weil er mich unglücklich macht, aber ich kann mich nicht hindern, ihn wieder zu nehmen, wenn ich ihn traurig und unglücklich sehe. Ich blieb mehr als einen langen Monat, ohne ihn wiederzusehen, und ich sagte mir jeden Augenblick, daß es jetzt aus wäre.

. . . Und dann kam endlich eines Morgens ein Brief.

Er nannte mir eine schreckliche Krankheit, in der er sogar Chloroform anwenden mußte. In diesem Brief war ein sanfter Vorwurf, der mich ins Herz traf.

Als er fast geheilt war, sahen wir uns wieder, und obgleich ich nur ein Freundschaftsverhältnis, das ihm niemals fehlen wird (das kann ich beschwören), angenommen habe, – aber, meine Liebe, Sie wissen, wie man sich täuscht, wenn man sich auf die Freundschaft zurückzieht! ... Und tatsächlich fühlte ich keine Liebe mehr für ihn, oder ich glaubte es zu fühlen, – aber er ist wieder so wie in den ersten Tagen, von denen ich Ihnen erzählt habe. Er ist zart, resigniert und verbirgt seine Liebe, die die Vergangenheit und die Erinnerung an sehr viele Qual erleuchtete. Ich sehe ihn, wie er sich anstrengt, mir nicht zu mißfallen und wie er nur Freund sein will, ich sehe ihn so unglücklich, daß mein Herz es nicht ertragen konnte. Ich glaube, das wird niemals enden und doch sind wir in diesem Augenblick noch entzweit, aber dieses Mal ist das Unrecht auf meiner Seite. Ich habe ihn verletzt und er hat recht, mir böse zu sein. Aber man soll nichts übertreiben. Wegen seines verdunkelten, sensiblen und eifersüchtigen Charakters gebe ich mir unrecht; denn in Wirklichkeit habe ich keine sehr große Sünde begangen ...«

Paris, 16. Mai 1850.

»... Ich habe Ihnen nicht viel Angenehmes und nicht zu Ärgerliches zu melden: ich lebe in vollkommener Einsamkeit. Ich habe seit etwa einem

Monat Alfred nicht gesehen und nichts von ihm gehört; Gott weiß, was er tut. Ist es zu Ende? Ich weiß es nicht, denn wir haben uns gar nicht gezankt. Wird sein Fernsein anhalten? Ich weiß es nicht. Ich tue absolut nichts, um ihn zurückzurufen, und da ich mich in dieser Ruhe nicht schlecht fühle, mag es dauern, so lange es Gott gefällt. Wenn dieses flüchtige Herz zurückkommt, wie er schon so oft zurückgekommen ist, und wenn er mich nicht sehen kann, ohne mich zu lieben, so werden wir sehen, welche Eingebung mich führen wird. Wenn es auf immer zwischen uns beiden aus ist (wer kann es schwören? nicht er, nicht ich), wenn es aus ist, so hat es fast elf Monate gedauert, eine schöne Zeit, wie Sie sehen ... Ich versuche allmählich, mich von Gefühlen und Leidenschaften zu heilen, da ich sehe, was aus Ihnen wird. Wir alle, Männer und Frauen, sind Tröpfe, und wir tun groß Unrecht, uns dies und jenes in den Kopf zu setzen. Das Menschenherz sucht seinen Weg und lacht über unseren Verstand ...«

Sie starb noch vor Musset, im gleichen Monat, wie Heinrich Heine, im Februar 1856. Alfred de Musset begleitete sie auf den Père-Lachaise. Tattet schrieb an Guttinguer:

»Alfred ist durch den Tod der Frau Allan viel mehr berührt als ich geglaubt haben würde. Es ist wahr, daß er ihr sehr viel Dank schuldig ist. Das ist seine beste Freundin gewesen.« *

* Nichtedierter Brief, aus den Papieren Guttinguers mitgeteilt von Léon Séché.

Musset schrieb in der Ermutigung durch Theatererfolge die Verskomödie »Louison«, die schon am 22. Februar 1849 in der »Comédie-Française« ihre Uraufführung erlebte. Für eine Wohltätigkeitsvorstellung entstand der kleine Scherz »On ne saurait penser à tout«, der später auch vom »Théâtre-Français« gespielt wurde, aber keinen Erfolg hatte. Dieses unbedeutende Stück hat ihn übrigens in den Verdacht des Plagiats gebracht. Es konnte ihm nachgewiesen werden, – auch Lindau sagt es in seinem Buch über Musset, — daß das Proverb nicht weniger als sieben Seiten aus Carmontelles Proverbe »Le distrait« benutzte.

Er war jetzt der umworbene Bühnenautor, und die großen Schauspielerinnen von der Rachel bis zur Rose Chérie, dem jungen Stern, baten ihn um Rollen. So entstanden seine letzten Stücke eigentlich weniger aus dichterischer Notwendigkeit als aus Gründen der Opportunität. Daß trotzdem »Bettine« und »Carmosine«, die beiden letzten Dramen, kleine Meisterwerke wurden, ist der schönste Sieg seiner zur großen Empfindung gelangten Menschlichkeit über den ermatteten Körper, ein letztes Erflammen des reinsten Willens. Das langsame Versiegen des dichterischen Stromes hatte bei diesem immerhin seltsamen Menschen nicht etwa auch ein Erschlaffen des ethischen Gefühls zur Folge, eine greisenhafte Rückkehr zur Mentalität des »Rolla«: nein, die Sehnsucht nach umfassender Reinheit des zu Gestaltenden, das Bedürfnis, jeden Kuß zu entsinnlichen und aus der Körperlichkeit jeder Umarmung die Er-

20*

habenheit des Gefühls zu kristallisieren, wurde um so größer, je tiefer sein Tag in den Absinth versank.

Es gelang ihm bei »Bettine« und »Carmosine«; es war ihm in seiner letzten und unsterblichen Novelle »Mimi Pinson« gelungen. Das sprichwörtlich gewordene Grisettenbildlein hatte er für ein neues Sammelwerk des Verlegers Hetzel (P.-J. Stahl) geschaffen, das sich »Le Diable à Paris« titulierte und Dichter wie Musset, Gautier, Balzac, Méry, die Sand, Zeichner wie Gavarni, Bertall, Champin, Bertrand vereinigte, um Paris und den Parisern ein kulturgeschichtliches Dokument zu geben. »Mimi Pinson« – noch abgerundeter, noch vertiefter und liebenswürdiger als »Frédéric et Bernerette« – machte Musset zum Abgott jener kleinen Mädchen bis auf den heutigen Tag, und »Mimi Pinson est une blonde, une blonde que l'on connaît« blieb auf den Lippen von Generationen.

1848 hatte er übrigens zusammen mit seinem Bruder Paul »Nouvelles« herausgegeben, zu denen er zwei unwesentliche Erzählungen beisteuerte: »Pierre et Camille«, die bereits erwähnt wurde, und »Le secret de Javotte«.

»Bettine« wurde für die Schauspielerin Rose Chérie geschrieben. Die geschilderte Frauengestalt ist nach den ersten zehn Sätzen schon von einer Lebendigkeit und geistigen Sicherheit, die staunen macht. Sie ist keine Weltdame wie Mme. de Léry, aber von einer klaren Güte, an der die kalte Amoralität des Bräutigams vergehen muß. Die unbedingte und stille Selbstverständlichkeit, mit der die schwierigsten Probleme

der Gegensätze von Charakter und Energien gelöst werden, machte das Publikum der Uraufführung (am Théâtre du Gymnase den 30. Oktober 1851) stutzig. Die Aufnahme war kühl.

1852 nahm ihn die Académie Française auf. Diese Ehrung war dem repräsentativen Menschen durchaus nicht gleichgültig. Sie wurde ihm eine Anerkennung, deren Ausbleiben er kaum hätte überwinden können. Die Aufnahme kam nicht ohne Schwierigkeiten zustande. Der Akademiker Ancelot, der für ihn stimmte, sagte noch am Tage vor der Wahl diese tiefsinnigen Worte zum Verleger Charpentier: »Dieser arme Alfred ist ein lieber Junge und ein entzükkender Weltmann; aber unter uns gesagt, er hat niemals verstanden, einen Vers zu machen, und wird es niemals können.« Daß auch Delacroix gegen seine Wahl war, ist früher bereits erwähnt worden. Musset kandidierte im übrigen schon im März 1850. Damals erhielt er zu wenig Stimmen; aber diese Stimmen waren gewichtig genug: Lamartine, Hugo, Vigny, Empis und Cousin.

Die Versöhnung mit Hugo fand schon 1843 statt. Nach der Trennung vom Cénacle blieb die Spannung zwischen den beiden in gleicher Stärke, und aus Mussets Lyrik nach 1830 kamen genug scharfe Worte gegen das »Flittergold der Antithese« jener Leute, die sich dann auf den Père-Lachaise tragen lassen, »mit den Dummköpfen der ganzen Welt als Leichengefolge«. Und doch blieb, im Gegensatz zu Hugos grundsätzlicher Abneigung, ein heimliches Gefühl

der Verehrung für ihn; als sich die beiden 1840 bei Guttinguer trafen und der ältere mit ein paar freundlichen Worten aufwartete, wurde der weiche Mensch völlig enthusiasmiert und schrieb auf diese Versöhnung hin, die Hugo durchaus nicht sehr ernst nahm, das schöne Sonett:

Il faut, dans ce bas monde, aimer beaucoup de choses,
pour savoir, après tout, ce qu'on aime le mieux:
Les bonbons, l'Océan, le jeu, l'azur des cieux,
les femmes, les cheveaux, les lauriers et les roses.

Il faut fouler aux pieds des fleurs à peine écloses;
il faut beaucoup pleurer, dire beaucoup d'adieux,
puis le cœur s'aperçoit qu'il est devenu vieux,
et l'effet qui s'en va nous découvre les causes.

De ces biens passagers que l'on goûte à demi,
le meilleur qui nous reste est un ancien ami.
On se brouille, on ce fuit. – Qu'un hasard nous rassemble,
On s'approche, on sourit, la main touche la main,
et nous souvenons que nous marchions ensemble,
que l'âme est immortelle, et qu'hier c'est demain!

Jules Clarétie erzählt auch folgende Anekdote: Einige Tage nach der Aufnahme Mussets in der Akademie kam er ins Institut und fragte in dem Augenblick, als der Präsident die Sitzung eröffnen wollte: »Verzeihung, Herr Präsident, ist Victor Hugo da?« – (Man bedenke, daß es kurz nach dem Staatsstreich

war und Victor Hugo schon die Napoleonsche Ungnade zu fühlen hatte; so wird man das Gesicht des Präsidenten erraten können). »Nein? Er ist nicht da?« fragte Musset, »dann gehe ich.« – »Und warum wollen Sie denn gehen?« fragte man ihn. – »Weil niemand da ist!« antwortete Musset.*

Doch der Eifersüchtige und durch die Umstände dieser Lebensepoche verbitterte Hugo vergalt die Haltung Mussets nicht im geringsten mit einer Korrektur seiner Meinung über ihn. So berichtet Léon Séché dieses Werturteil über Musset, das Hugo zu ihm zu dieser Zeit persönlich zu sagen sich nicht scheute: »Das Theater des Herrn de Musset (er betonte das Herr) ist nicht viel ernster als der Rest seines Werkes. Es sind Seifenblasen, die beim kleinsten Wind platzen.« Hugos schlechte Laune ist wohlverständlich; denn während er in der Verbannung war und Lamartine nichts mehr galt, tat Musset die peinliche Geste des offiziellen Dichters und schrieb den »Songe d'Auguste«, um den Glanz des zweiten Kaiserreiches und den Ruhm des dritten Napoleon zu besingen; so kam es auch, daß »Le Caprice« und »On ne badine pas avec l'amour« um vieles öfter gespielt wurde als »Hernani« oder »Ruy-Blas«. Mussets Antrittsrede, in der er den verstorbenen Dramatiker Dupaty ehrte, dessen Platz er einnahm, war ein mondänes Ereignis. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er als Bibliothekar des »Ministère de l'Instruction Publique« rehabilitiert.

* Jules Clarétie, Victor Hugo. Souvenirs intimes, p. 239.

1852 begann auch seine Freundschaft mit der Louise Colet. Es wäre seltsam gewesen, wenn diese merkwürdige Frau, diese »femme à scènes« in der Reihe seiner Freundinnen gefehlt hätte. Sie war seine letzte Leidenschaft.

Die hübsche sinnliche Frau, eine Lyoneserin wie die Louise Labé, nicht so schön wie sie, keine Dichterin wie sie, hatte in ihrem Leben drei große und äußerst literarische Liebesereignisse. Mit Victor Cousin, der nicht das erstemal im amoureusen Bereich Mussets zu entdecken ist, war sie zehn Jahre zusammen, kaum weniger mit Flaubert, die üblichen sechs Monate mit Musset. Als die Liebe mit Musset begann, war sie schon vierzig. Aber sie hatte Antilopenaugen, wie er sagte, sie hatte noch ein schönes Gesicht und wundervolle schwarze Haare. Cousin, der erste Liebhaber, nicht mehr der jüngste, protegierte ihre literarischen Ambitionen. Sainte-Beuve, ewiger Vertrauter, Beichtvater und Ratgeber – aber nie mehr – prominenter Literatinnen, hatte sie auf Wunsch Cousins bei Bonnaire und Buloz zu empfehlen. Das hinderte ihn nicht, öffentlich und in Briefen an die Colet selbst, nicht frei von Ironie, seine Zweifel an der Qualität ihrer Verse auszudrükken. Im übrigen war er gutmütig genug, zusammen mit Cousin und Béranger, der ebenfalls eine Zeit lang sich der Gunst der Dame erfreute, sich um ihre materielle Situation zu bekümmern.

Dann traf sie im Juni 1846 im Atelier des Bildhauers Pradier einen jungen, herkulisch gebauten, verheißungsvoll linkischen Provinzler mit Namen

Gustave Flaubert. Er liebte sie bald mit der ganzen Kraft seiner klaren und tiefen Seele. Sie schätzte mehr die Qualität seiner Physis. Der ältliche Cousin wurde, getreu seiner Philosophie, in eine sehr platonisch vergeistigte Sphäre distanziert.

Es ist verständlich, daß Flaubert ihren etwas zu brutalen Hunger nach seiner kräftigen Männlichkeit nicht lange ertrug. Als er ihre Neigung auf kein höheres Niveau bringen konnte, blieb er oft Paris fern. Und als sie ihm auch in der Normandie keine Ruhe ließ, reiste er nach Griechenland und dem Orient. Aber es half nichts: kaum war er zurück, lieferte sie ihm wieder Eifersuchtsszenen von erschrecklichen Graden. Er schrieb mit seiner alles ausschließenden Hingabe an »Madame Bovary« und »Salambô« und hatte für den Appetit der Colet weder Zeit noch Verständnis. Mußte er beruflich nach Paris, so ging er nie zu Fuß und ließ sich nirgends sehen: ein Fiaker mit ängstlich herabgelassenen Gardinen verbarg ihn vor Louisens scharf suchenden Augen und schützte ihn vor ihren männermordenden Armen.

Doch plötzlich, im Jahre 1852, hatte er sechs Monate Ruhe. Es waren die sechs Monate Alfred de Mussets. Sie lernte ihn im Foyer der »Comédie-Française« kennen, und da Musset als frischer Akademiker gerade eine neue Aktualität gewann, nahm sie seine Bewerbung dankbar und ohne zu zögern an.

Als Flaubert von dieser neuen Beziehung der Colet hörte, war er nicht etwa zufrieden, daß diese Wendung der Dinge ihm den ersehnten Frieden brachte: nein, er wurde eifersüchtig. Und wenn man die fol-

genden Briefe liest, möchte man glauben, daß er niemals den Dichter Musset geschätzt hätte. Dem scheint aber nicht so gewesen zu sein; denn in einem früheren Brief an die Colet findet man diese Zeilen:

». . . wie schade, daß zwei solche Menschen (Gautier und Musset) bis zu dem Punkt fielen, wo sie jetzt sind! Aber sind sie gefallen, so ist es, weil sie fallen mußten. Wenn der Schleier zerreißt, so ist es, weil das Gewebe nicht solid war. Bei dem Etwas von Bewunderung, das ich für sie beide habe (Musset zumal hat mich einst außerordentlich begeistert, er schmeichelte meinen geistigen Lastern: Lyrismus, Unstetigkeit, Großtuerei des Gedankens und der Haltung): so sind es doch alles in allem zwei Männer zweiten Ranges, die einem nicht Mut machen, sie für voll zu nehmen«.*

Jetzt aber wandte er die schärfste Feder, die allerdings würdig wurde, das Zeitalter der Romantik zu überwinden, gegen Musset und scheute auch keine Ungerechtigkeit.

FLAUBERT AN LOUISE COLET.

»Dein langer Bericht über den Besuch Mussets machte mir einen seltsamen Eindruck: in summa, er ist ein unglücklicher Bursche, man lebt nicht ohne Religion. Diese Leute haben keinen Kompaß, kein Ziel, man treibt von Tag zu Tag, von allen Leidenschaften geschleift und von den Eitelkeiten der Straße. Ich finde den Ursprung dieser Dekadenz

* Flaubert, Correspondance, t. II, p. 137.

in der allgemeinen Manie, die er hatte, Gefühl für Poesie zu nehmen.

Le mélodrame est bon où Margot a pleuré

das ist ein sehr hübscher Vers an sich, aber von einer bequemen Poetik: es genügt zu leiden, um zu singen usw. Das sind die Axiome dieser Schule. Das führt zu allem als Moral und zu nichts als künstlerisches Produkt. Musset wird ein reizender junger Mann gewesen sein und dann ein Greis, aber nichts Gepflanztes, Verwurzeltes, Wuchtendes, Ernstes in seinem Talent (als Existenz wohlverstanden); ach, das Laster ist nicht fruchtbarer als die Tugend, man darf weder das eine noch das andere sein, weder lasterhaft noch tugendsam, aber man muß über allem diesen sein. Was ich am dümmsten gefunden habe und was selbst der Rausch nicht entschuldigt, das ist die Wut gegen das Kreuz. Das ist lyrische Stupidität in Aktion, und dann, das ist so gewollt und so wenig gefühlt. Ich glaube wohl, wie wenig er auf »Meloenis« aufgepaßt hat; siehst Du denn nicht, daß er auf diesen Fremden (Bouilhet) eifersüchtig gewesen ist, mit dem Du ihm gegenüber prahltest? Nachdem er ihn zurückgestoßen hat (er Musset), ergriff er den ersten Vorwand, um zum Rückzug zu blasen. ... Hier schließlich ist das Stück von Pradier; wenn Du die Mittel findest, es in den »Débats«, »La Presse«, »Le Pays« erscheinen zu lassen, wird kein Mensch zweifeln, daß diese Publikation von Dir kommt. Du Camp wird sehr perplex sein, zu erfahren, wie Bouilhet dazu gekommen ist, sich in einer Zeitung ohne seine Protektion drucken zu lassen und er wird nicht darauf kommen, daß es

der Autor eines Stückes über dasselbe Thema ist. Diese Methoden sind wahrhaftig bei den Schriftstellern wenig üblich.

Nicht weniger bestehe ich auf meiner Behauptung bezüglich des »Goldenen Esels«, trotz der Ansicht des Philosophen (Cousin) und Mussets. Um so schlimmer für diese Herren, wenn sie es nicht verstehen und um so besser für mich, wenn ich mich irre. Aber wenn es eine künstlerische Wahrheit in der Welt gibt, so ist es die, daß dieses Stück ein Meisterwerk ist. Es macht mich schwindlig und geblendet; die Natur, die Landschaft, allein die pittoreske Seite der Dinge sind zugleich modern und in einem antiken und christlichen Hauch behandelt. Das riecht nach Weihrauch und Urin, die Bestialität vermählt sich dem Mystizismus. Wir sind noch von diesem moralischen Haut-goût sehr weit entfernt, wir andern: das läßt mich glauben, daß die französische Literatur noch jung ist. Musset liebt den Schwank, nun gut; für mich riecht es nach Esprit (den ich in der Kunst verabscheue); die Meisterwerke sind dumm, sie haben ein ruhiges Gesicht für die Schöpfungen der Natur, wie die großen Tiere und die Berge. Ich liebe den Kot, ja, zumal wenn er lyrisch ist wie in Rabelais, der ganz und gar nicht der Mann des Schwankes ist; aber der Schwank ist französisch. Um dem französischen Geschmack zu gefallen, muß man fast die Poesie verstecken, wie man es mit den Pillen macht, die man in farblosem Pulver dreht, damit man sie leichter schlucken kann.... Der Herr de Musset steckt teuflisch in übernommenen Gedanken, seine Eitel-

keit hat Bourgeoisblut. Ich glaube nicht wie Du, daß das, was er zumeist gefühlt hat, die Werke der Kunst sind; was er gefühlt hat, sind seine eigenen Leidenschaften. Musset ist mehr Dichter als Künstler, und jetzt viel mehr Mensch als Dichter, und ein armer Mensch.

Musset hat niemals die Musik von den Sensationen getrennt, die sie vervollständigt. Die Musik ist nach ihm für Serenaden gemacht worden, die Malerei für das Porträt und die Poesie für die Tröstung des Herzens. Wenn man so die Sonne in seine Hose tun will, verbrennt man seine Hose und pißt auf die Sonne. Das ist ihm passiert. Nerven, Magnetismus, das ist Poesie! Nein, sie hat eine ernstere Basis; wenn es für einen Dichter genügte, sensible Nerven zu haben, wäre ich mehr als Shakespeare oder Homer, die ich mir als wenig nervöse Männer vorstelle.«

Nachdem Flaubert die Antrittsrede Mussets gelesen hatte, die dieser am 27. Mai 1852 in der Académie Française gehalten hatte, schrieb er an die Colet:

»Man muß seinen besten Gefühlen mißtrauen! Das ist die Moral, die ich aus Deinem letzten Brief ziehe. Wenn der Diskurs Mussets, den ich haarsträubend finde, Dir entzückend schien und wenn Du ebenso entzückend findest, was ich schaffen konnte oder schaffen werde: was soll man daraus schließen?

Ich flehe Dich an, sprich mir künftig nicht mehr, was man in der Welt tut, berichte mir keine Neuigkeit, dispensiere mich von allen Artikeln, Zeitungen usw. Ich kann sehr gut Paris entbehren und alles, was

dort gebraut wird; diese Dinge machen mich krank, sie würden mich böse machen. Wie danke ich mir für die gute Idee, nicht zu publizieren! Ich habe mich noch mit nichts besudelt! Meine Muse (so ausschweifend sie auch sein kann) hat sich noch nie prostituiert, und ich habe große Lust, sie als Jungfrau krepieren zu lassen, wenn ich allen venerischen Aussatz sehe, der die Welt bedeckt . . . »Willst du gefallen, so bist du verloren«, sagt Epiktet. Ich werde mich nicht verlieren. Herr Musset scheint mir wenig Epiktet studiert zu haben, und doch ist es nicht die Liebe zur Tugend, die seiner Rede fehlt.

Sehen wir uns einmal diese famose Rede ein wenig an: der Anfang ist äußerst schlecht geschrieben: ein Haufen von »que«, aus dem man zwanzig Zöpfe drehen kann.* Dann lese ich die Würdigung, die ihn nicht zum Sprechen kommen läßt (Musset würdigte Herrn Dupaty), frühzeitiger Tod seines Vaters, saftlose Jeremiade über die Revolutionen, die »für einen Moment die Beziehung der Gesellschaft unterbrechen«. Welches Unglück! Das erinnert mich ein bißchen an die ausgehaltenen Mädchen nach 1848, die trostlos waren: die Herren comme il faut hatten Paris verlassen müssen, alles war verloren! Es ist wahr, als Gegengewicht kommt dann die indirekte

* So begann die Rede: »J'ai à parler devant vous d'un homme qui fut aimé de tout le monde; devoir sans doute bien doux à remplir, et bien facile en apparence, puisque, pour rappeler à votre mémoire ce que l'esprit à de plus aimable et le cœur de plus delicat, je n'aurais presque qu'un mot à dire, et que, pour faire ici son éloge, il suffit de nommer M. Dupaty.«

Huldigung für die Aufhebung der Tortur, der große Schatten Calas' geht vorüber, eskortiert von einem geschnürten Vers:

Un beau trait nous honore encore plus qu'un beau livre.

Eine übernommene und gewöhnlich angewandte Idee, wenn auch das eine leichter zu machen ist als das andere. Es gibt auf der Welt, seitdem man schreibt, keine sechsundvierzig schönen Bücher: da kommt ein Schlingel und tut für sich ganz allein alle Dichter in die Wertung eines Dichters. Fahren wir fort.

Huldigung der dankbaren Schüler gegen ihre Lehrer (indirekte Schmeichelei für die anwesenden Professoren), das übliche Epigramm über die Freiheit: utile dulci, das ist die Art.

Endlich ein sehr schöner Satz: »Das Gemurmel des Ozeans, das noch diesen brennenden Kopf erschüttert, vereint sich mit der Musik, und ein Bogenstrich führte ihn davon.« Aber der Ozean und die Musik machen den Satz gut, und so unterschiedlich der Gegenstand auch in sich ist, es muß trotzdem existieren, und dann schlechterdings soll man sich über die Huldigung eines mittelmäßigen Menschen verwundern und kann man erwarten, daß sie mehr wird als eine Mittelmäßigkeit? Die Form kommt aus dem Innern wie die Wärme aus dem Feuer.

Kommt das kleine Confiteor; jetzt nennt der Dichter seine Werke »Kinderkrankheiten«, da tadelt er sich wegen »Fehler, die er nicht mehr hat« und sagt von der romantischen Schule, daß sie keinen »Gemeinsinn« kenne, obgleich er seine Meister nicht verleugnet. Er hätte hier schöne Dinge über den leer

gebliebenen Platz Hugos sagen können. Wie konnte man sich solcher Freuden berauben, wie sich selber die Wollust verweigern, die Gesellschaft zu skandalisieren? Aber die Konvenienz war dagegen, das wäre der guten Regierung unangenehm gewesen, das hätte von schlechtem Geschmack gezeugt; doch als Revanche haben wir ganz kurz darauf die unerwartete Huldigung Casimir Delavignes, »der wußte, daß Achtung mehr wert sei als Lärm« und der folglich immer im Schlepptau der öffentlichen Meinung war, »Les Messéniennes« nach 1815 machte, »Le Paria« in der Zeit des Liberalismus, »Marino Faliero« während der Byronmode, »Les Enfants d'Edouard«, als man in diese mittelalterlichen Dramen vernarrt war. Delavigne war ein mittelmäßiger Herr, aber ein listiger Normanne, der dem Tagesgeschmack auflauerte, sich mit ihm verstand, allen Parteien zutunlich war und keiner genügte, ein Bourgeois, ein Louis-Philippe der Literatur. Musset hat für ihn nur Süßigkeiten.

Lob der Verse, unter dem sich dieser befindet:

»*En quittant Raphael je souris à l'Albane,*«

und Anakreon zur Seite Homers! Albano ist der Vater des Rokoko in der Malerei. Herr von Voltaire liebte ihn sehr, Ferney ist voll von seinen Kopien. Musset, der im »Rolla« Voltaire so beleidigt hat, aber der ihm in der Akademie huldigen mußte (denn er war Akademiker), blieb freilich nichts übrig als diese Huldigung seines Lieblingsmalers.

Folgt die Komische Oper als Genre: alles ist vom selben Faß, unaufhörlich die Exaltation des Liebens-

würdigen, des Charmanten. Musset ist in diesem Sinn für seine Generation sehr unheilvoll gewesen. Aber zum Donnerwetter, auch er hat die Grisette besungen und auf eine noch viel dümmere Art als Béranger, der wenigstens dabei in seiner eigenen Haut ist. Diese Manie des Kärglichen (als Idee und als Werk) verdreht die ernsthaften Dinge, aber das gefällt, da gibt es nichts zu sagen.

Dann ein paar Beleidigungen für die großen Dinge und für die großen Menschen, die Arbeit des Dichters: »eine edle Übung des Geistes«, wahrhaftig! Und »obgleich man auch darüber etwas sagen könnte«! Welche Kühnheit! Aber da es edle Gedanken gibt, und Gedanken, die wahrscheinlich keine sind, große und strenge Wege und kleine und gefällige Wege (wohlverstanden nach der Gattungsklassifikation Tragödie, Komödie, ernsthafte Komödie, Posse usw.), folgt er daraus, daß Bossuet und Fénelon über Molière (Nichtakademiker) stehen. »Télémaque« gilt mehr als der »Malade imaginaire«; wahrhaftig für ernsthafte Menschen eine Posse. Was tut es, der kleine Weg ist »nicht weniger schön« und »muß sicherlich geehrt werden«; welche Güte! Wenn er von einem »Ehrenmann« (immer Ehrenmann) verfolgt wird, anders nicht!

Endlich ein bißchen Patriotismus, Fahne des Kaiserreichs, schöne Taten in der Nationalgarde. Dieser Vers als gut zitiert:

»Les doux tributs des gens sur son onde tranquille!«
und Tankred, der »ein unnachahmlicher Typ der ritterlichen Poesie ist«. Endlich zum Schluß das gute

Beispiel der Leute, die fromm eskortiert von barmherzigen Schwestern sterben, was wir schon oben in Gesellschaft der christlichen Idee glorifiziert fanden.

Es gab für jeden Geschmack etwas, nur nicht für meinen.

Die Kunst muß doch für sich sein, für sich allein, so wie man Geige spielt. Musset wird in seiner Begrenztheit bleiben, die er verleugnet; er hat gute Würfe, schöne Schreie, das ist alles. Aber der Pariser in ihm fesselt den Dichter, der Dandysmus korrumpiert die Eleganz. Seine Knie sind von den Hosenstegen gestrafft, ihm mangelte die Kraft, ein Meister zu werden, er glaubte weder an sich, noch an seine Kunst, noch an seine Leidenschaft. Er hat emphatisch das »Herz« zelebriert, das »Gefühl«, alle Arten der Liebe, die höheren Schönheiten verkümmern lassen. »Das Herz allein ist Poet usw.«, solche Sachen schmeicheln den Damen, bequeme Maximen, durch die so viele Leute sich einbilden, Dichter zu sein, ohne einen Vers machen zu können. Diese Glorifizierung des Mittelmäßigen ärgert mich; das heißt, alle Kunst leugnen, alle Schönheit, das heißt: die Aristokratie des guten Gottes beleidigen.«*

Die Freundschaft der Louise Colet mit Musset währte bis zum August. Dann hatte er genug und befahl der Haushälterin: »Si cette personne vient me demander, repondez lui que je suis à la campagne.«

Die Colet, die dann noch zwei Jahre mit Flaubert zusammenlebte, war dankbarer. Sie widmete Alfred de Musset Verse, die nicht sehr gut, aber vol-

* Correspondance.

ler Bewunderung waren, und den Roman »Lui«, in dem sie wacker für den Toten focht.

Im »Moniteur« stand 1853 seine letzte Novelle »La Mouche«, eine feine Variation des Themas: Madame Pompadour. Es wird liebenswürdig gezeigt, wie die Pompadour der Korrektheit und der Treue zum Siege hilft und daß das frivole Zeitalter auch ethische Züge zeigen kann.

Mussets körperlicher Zustand wurde indessen immer schlechter. Während er sich für Italiens Einigungskämpfe begeisterte und die italienische Schauspielerin Ristori als Symbol der Italia ristorata zu besingen willens war (einige Verse sind durch Paul erhalten), schlug das Herz immer müder und unregelmäßiger. Doch er hielt sich noch durch zwei Jahre, begrüßte jede kleine Besserung und war die Sommermonate am Meer, um die stärkende Luft zu atmen. Dann wieder ahnte er, daß sein Leben zu Ende ging. Er schrieb die letzten Verse, kurz vor seinem Tod, im März 1857:

L'heure de ma mort, depuis dix-huit mois,
de tous les côtes sonne à mes oreilles.
Depuis dix-huit mois d'ennuis et de veilles,
partout je la sens, partout je la vois.
Plus je me débats contre ma misère,
plus s'éveille en moi l'instinct du malheur,
et dès qui je veux faire un pas sur terre,
je sens tout à coup s'arrêter mon cœur.
Ma force à lutter s'use et se prodigue.

Jusqu'à mon repos, tout est un combat;
et, comme un coursier brisé de fatigue,
mon courage éteint chancelle et s'abat. *

Vorher, im Winter 1856, hatte er den seltsamen Wunsch, nachts den Louvre zu besuchen. Man erlaubte es ihm. Er nahm durch lange Stunden von seinen italienischen Meistern Abschied. Im März des folgenden Jahres schleppte er sich noch bei fürchterlichem Wetter in die Akademie, um seine Stimme dem befreundeten Augier zu geben. Am 26. April, in einem erleichterten Augenblick, dinierte er bei dem Prinzen Napoleon, heiter, angeregt, gesprächig.

Das war sein letzter Ausgang. Als er heimkam, legte er sich zu Bett. Mme. Martellet pflegte ihn aufopfernd, Paul eilte von Angers herbei und berief alle Kapazitäten der Sorbonne. Doch Musset verlöschte: leise, gütig und verklärt. Er rief die geliebten Frauen seines Lebens in die flüsternde Erinnerung. Er rief nach der Schwester Marcelline. Er plauderte friedlich mit dem Bruder. Dann – und seine Augen wurden groß – sagte er ganz leise:

»Schlafen . . . endlich werde ich schlafen.«

Er starb in der Nacht vom 1. auf den 2. Mai 1857, siebenundvierzig Jahre alt.

Alfred de Musset hätte länger gelebt, wäre er ein Rhetoriker, ein Tendenzler (in des Wortes höchster Bedeutung) wie Hugo. Doch er war nichts als Gefühl. Er verbrannte sich selber an der Glut seiner

* Mitgeteilt von Léon Séché.

göttlichen Zwecklosigkeit. Er war der vollkommene Lyriker, der bei aller Abhängigkeit von der eigenen Sensibilität nicht einmal für eine Sendung sich zu konservieren imstande war. Hugo, ein Gott, der wußte und forderte, daß man zu ihm betete, wurde uralt. Er, der erste Romantiker, war der letzte. In dem ungeheuren Bereich seines Lebens wurde die Ökonomie der Kräfte nicht vergessen. Sein beherrschter Genius blieb immer der Kunst untertan, der Kunst als Zweck und Sinn seines Lebens. Eine trainierte Energie wußte sich Herrin des Gefühls. Doch Musset war die Kunst nicht Beruf, nur Nerv. Er blieb der äußerste Gegensatz zu jenen glücklicheren, landbewirtenden englischen Zeitgenossen, die pedantisch und heiter ihr jährliches Pflichtbuch schrieben und dabei den Sport nicht vergaßen. Musset war einer der wenigen im Zeitalter des juste-milieu, der nicht an Geldverdienen denken konnte. Durch Hugos Hände liefen Hunderttausende, Dumas verdiente Millionen und ließ so viel unter seinem Namen erscheinen, daß ihm bei einer Gerichtsverhandlung die Unmöglichkeit nachgewiesen wurde, diese Jahresproduktion zu haben, selbst wenn er Tag und Nacht ohne Unterbrechung geschrieben hätte. Lamartine, die Sand, Suë hätten von den Zinsen ihres Einkommens leben können. Sie alle waren in den Hafen der Zwecklichkeit eingesteuert. Musset aber bedauerte noch auf dem Totenbett, daß er nicht den Vertrag mit seinem Verleger unterschrieben hatte, der ihm für sämtliche Verlagsrechte eine lebenslängliche Pension von zweitausendvierhundert Franken jährlich zudachte.

DER BRUDER ÜBER MUSSETS ÄUSSERES BILD.

»Er war von mittlerer Größe, und seine Gestalt ist schlank und elegant geblieben, solange er gesund war. Als junger Mensch glich er einem Knaben und im Mannesalter sah er wie ein Jüngling aus. Mit zwanzig Jahren schien er das anmutige Bild eines Pagen alter Höfe zu sein, und es vergnügte ihn zuweilen, also kostümiert auf die Maskenbälle zu gehen. Sein Gesicht war zweifach schön: Züge, die zugleich regelmäßig und voller Lebendigkeit waren. Seine Augen waren blau und feurig, seine Nase fein und leicht gebogen, ähnelte dem Porträt van Dycks. Das sagten ihm oft seine Freunde. Sein etwas großer Mund und die ein wenig fleischigen Lippen – sie glichen denen Lafontaines – reagierten mit äußerster Beweglichkeit auf jede Expression des Gefühls und verrieten die innerliche Sensibilität. In den sanften Regungen der Seele, in Mitleid oder Zärtlichkeit zitterten sie unmerklich. Man ahnte, daß dieser Mund in der Leidenschaft beredt werden konnte und im Gespräch spöttisch war oder lächelte. Doch das Schönste in seinem Gesicht war die Stirn: ihre Schatten bekannten alle Ausbuchtungen, die von der Phrenologie als der Sitz kostbarster Fähigkeiten bezeichnet werden.«

Musset ist oft gemalt, gezeichnet und modelliert worden. Der Bruder bezeichnete als das ähnlichste Werk das bekannte Medaillon David d'Angers (1831) und das Pastell Charles Landelles, das 1854 entstand. Ferner existieren Porträts des Dichters von: Gautier (1833), Lami (1841), Riffant (1846), Marie Mou-

lin (1848), Trichos (1853), Gavarni (1854), Gervais (1855), Nadar (1857), Flameng (1867), Monziès (1877), Carrière (1878); Büsten von Barre (1859?), Mezzara (1867) und Granet (1882). Über Delacroix' angebliches Porträt Alfred de Mussets ist schon gesprochen worden. Nach Granets Entwurf wurde 1906 ein Standbild auf dem Rond-Point de la Porte-Maillot, dem nordöstlichen Eingang zum Bois de Boulogne errichtet. Ebenfalls seit 1906 steht auf der Place du Théâtre-Français in der zurückspringenden Ecke des Theaters ein Denkmal Mussets von Mercié. 1910 wurde an der Avenue d'Antin ein allegorisches Reliefdenkmal von Moncel eingeweiht.

Alfred de Musset liegt auf dem Père-Lachaise, in der am Haupteingang beginnenden, von Zypressen flankierten Avenue Principale neben Rossini. Über seinem Grab trauert eine Weide, wie er es erbat:

Mes chers amis, quand je mourrai,
plantez un saule au cimetière.
J'aime son feuillage éploré,
la pâleur m'en est douce et chère,
et son ombre sera légère
à la terre où je dormirai.

KAPITELÜBERSICHT

de Décembre.« – »La Confession d'un Enfant du Siècle.« – »A Ninon.« – »Lettre à Lamartine.« – Musset und Lamartine. – Apologie Paul de Mussets. – Lamartines Widerruf. – Die Marraine. – Fragment der »Nuit de Juin«. – »Nuit d'Août.« – »Lettres de Dupuis et Cotonet.« – Die Malibran. – Das Sonett »Au Roi«. – »La Nuit d'Octobre«. – »Un Caprice«. – Die Novellen: »Emmeline«, »Deux Maîtresses«, »Frédéric et Bernerette«. – Die Hoffnung auf Gott. – »La Mi-carême.« – »Le Fils de Titien.« – Pauline Garcia. – Die Rachel. – Der Streit mit Jules Janin. – »Ein Souper bei Mlle. Rachel.« – Das Gedicht: »Sur la Naissance du Comte de Paris« und Mussets Nominierung als Bibliothekar im Ministerium des Äußern. – »Margot.«

V. Finis Prosae! – »Croisilles.« – Abstieg. – »La Servante du Roi.« – »Le Poète déchu.« – »Silvia.« – Der Boulevard 1840. – Die Mussetsche Welt. – Schwester Marcelline. – Der Rachel-Skandal. – Der Verleger Charpentier. – »Une Soirée perdue.« – Der dreißigjährige Musset. – »Souvenir.« – »Le Rhin Allemand.« – »Sur la Paresse.« – »Le Merle blanc.« – Die Prinzessin Belgiojoso. – »Sur une Morte.« – Leopardi. – »Après une Lecture.« – »Rapelle-toi.« – »Odyssée champêtre.« – »Pierre et Camille.« – Die »Suzon«-Lieder und »Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée«. – Die Schauspielerin Allan-Despréaux. – Die Februarrevolution und ihre Folgen für Musset. – Der Prix Maille-Latour-Landry. – Das Verhältnis zur Allan. – Ihre Briefe an die Schauspielerin Samson. –

ANHANG

CHRONOLOGIE VON MUSSETS GESAMTWERK

1827

Lateinische Dissertation.

1828

L'Anglais mangeur d'Opium, aus dem Englischen übertragen von A. d. M. Paris, Mame et Delaunay-Vallée, 1828, 1 Bd. in 18⁰.

1830

Contes d'Espagne et d'Italie, von Alfred de Musset. Paris, A. Levasseur et Urbain Canel, 1830, 1 Bd. in 8⁰.

1832

Un Spectacle dans un Fauteuil, erste Ausgabe (in Versen). 1 Bd. in 18⁰, bei Renduel. Inhalt: *Au Lecteur. - Dédicace à Alfred T . . . (Tattet). - Intro duction. - La Coupe et les Lèvres. - A quoi rêvent les jeunes filles. - Namouna.*

1834

Un Spectacle dans un Fauteuil, zweite Ausgabe (in Prosa). 2 Bde. in 8⁰, Rue des Beaux-Arts, Nº 6 (au Bureau de la Revue des Deux Mondes). Inhalt: Band 1. *Préface. - Les Caprices de Marianne (Revue des Deux Mondes, 1833). Lorenzaccio* (unveröffentlicht). - Band 2. *André del Sarto (Revue des Deux Mondes, 1833). - Fantasio (Revue des Deux Mondes, 1834). - On ne badine pas avec l'amour (Revue des Deux Mondes 1834). La Nuit vénitienne* (Odéon, 1830, erscheint hier zum erstenmal).

1836

La Confession d'un Enfant du Siècle, 2 Bde. in 8^0, bei Bonnaire. – Erste Ausgabe in 18^0, 1840.

1840

Les deux Maîtresses. - Frédéric et Bernerette. 2 Bde. in 8^0, bei Dumont, Inhalt: *Les deux Maîtresses (Revue des Deux Mondes, 1837). - Le Fils du Titien (Revue des Deux Mondes, 1838). - Frédéric et Bernerette (Revue des Deux Mondes, 1838). - Emmeline (Revue des Deux Mondes, 1837). – Croisilles (Revue des Deux Mondes, 1839). - Margot (Revue des Deux Mondes, 1838).* - Erste Ausgabe in 18^0 unter dem Titel *Nouvelles, 1841.*

Poésies complètes. 1 Bd. in 18^0, bei Charpentier. Inhalt: *Contes d'Espagne et d'Italie. - Un Spectacle dans un Fauteuil,* erste Ausgabe. – *Poésies diverses, 1831. - Poésies nouvelles, 1835-40.*

Comédies et Proverbes. 1 Bd. in 18^0, bei Charpentier. Inhalt: *Un Spectacle dans un Fauteuil,* zweite Ausgabe; weiter: *La Quenouille de Barberine (Revue des Deux Mondes, 1835). - Il ne faut jurer de rien (Revue des Deux Mondes, 1836). - Un Caprice (Revue des Deux Mondes, 1837).*

1842-43

Voyage où il vous plaira, mit P. J. Stahl (J. Hetzel). 1 Bd. in 4^0, bei Hetzel. – Enthält nur zwei Gedichte von Alfred de Musset.

1848

Nouvelles, von Alfred und Paul de Musset, 1 Bd. in 8^0,

bei Magen. Enthält von Alfred de Musset: *Pierre et Camille*. - *Le secret de Javotte*. - Diese beiden Erzählungen erschienen im Jahre 1844 im *Constitutionnel*.

1849

L'habit vert, Proverbe, mit Émile Augier. Broschüre in 18°, bei Michel Levy.

Louison, Comédie en deux actes et en vers, avec Rondeau à Mlle Anais. Broschüre in 18°, bei Charpentier.

1850

Poésies nouvelles, 1840-49, 1 Bd. in 18°, bei Charpentier, mehrmals wiedergedruckt, ebenso der Band der *Premières Poésies*, mit verschiedenen Einteilungen und Bereicherungen.

1851

Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée, proverbe (*Revue des Deux Mondes, 1845*). Broschüre in 18°, bei Charpentier.

Bettine, proverbe (*Revue des Deux Mondes*, am Tag nach der ersten Darstellung, 1851). Broschüre in 18°, bei Charpentier.

1852

Discours de Réception à l'Académie Française. Große Broschüre in 8°, bei Didot.

1853

Mademoiselle Mimi Pinson (Diable à Paris, 1845). 1 Bd. in 24°, bei Eugene Didier.

Histoire d'un Merle blanc (Scènes de la vie privée des animaux, 1844). 1 Bd. in 24°, bei Blanchard.

Comédies et Proverbes, 2 Bde. in 18°, bei Charpentier. Neue Ausgabe, vermehrt durch: *Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée.* - *Louison.* - *On ne saurait penser à tout (Comédie-Française, 1849).* - *Carmosine (Constitutionnel, 1850).* - *Bettine.* - In dieser Ausgabe erscheint zum erstenmal: *On ne saurait penser à tout*, blieb unveröffentlicht nach seiner ersten Darstellung, und *Barberine* (umgearbeitet).

1854

Contes, 1 Bd. in 18°, bei Charpentier. Inhalt: *La Mouche (Moniteur, 1853),* - *Pierre et Camille.* - *Le secret de Javotte.** - *Mademoiselle Mimi Pinson.* - *Le Merle blanc.* - *Lettres sur la littérature (Revue des Deux Mondes*, 1836-38.

1860

Œuvres posthumes. 1 Bd. in 18°, bei Charpentier. Außer *Faustine*, unveröffentlichtes Fragment, erscheint der Inhalt dieses Bandes zum erstenmal vollständig in *La Revue Nationale*, 1858-59.
Mélanges de littérature et de critique. 1 Bd. in 18°, bei Charpentier. Inhalt: *Le tableau d'église.* - *La tragédie à propos de Mlle Rachel.* - *Salon de 1836.* - *Faire sans dire.* - *Lettres de Dupuis et Cotonet.* - *Revues fantastiques.* - *Discours de Réception, etc. etc.*
Correspondance (1827-1857), gesammelt und mit Randbemerkungen versehen von Léon Séché. 1 Bd. in 8°, *Société du Mercure de France*, 1907.

* Erschien zum erstenmal in *Nouvelles*, von Alfred und Paul de Musset. Magen, 1848, in 8°.

ANDERE ARBEITEN, WELCHE BEITRÄGE VON MUSSET ENTHALTEN

Keepsake américain, ausgewählte und unveröffentlichte Stücke zeitgenössischer Literatur. *Levasseur*, 1831, in 12° (illustriert mit 12 Stahlvignetten außerhalb des Textes. Inhalt: *Le Saule).*

Le monde dramatique, Geschichte der alten Theater, Rundschau des modernen Schauspiels. Paris 1835 bis 1838, 5 Bde. (illustriert mit Vignetten, Kupferstichen, Holzschnitten, Radierungen, Lithographien, Portraits der Künstler und Szenenbildnisse von Celestin Nanteuil, Gavarni etc. Inhalt: *Les derniers moments de François Ier*, von Alfred de Musset, einzige Ausgabe).

Revue anecdotique des lettres et des arts, 1856–1862. Enthält Werke von Musset, die nicht wiedergedruckt wurden: *Satire contre l'Académie*, 1857. – *Le Songe du Reviewer*, 1857, etc,

22*

NICHT EDIERTE ARBEITEN MUSSETS

1. Chanson pour la fête de sa mère (1824) (?).
2. La Prêtresse de Diane, fragment d'élégie, 1828.
3. Agnès, fragment de poème dramatique, 1828.
4. Un Rêve, ballade, 31 août 1828.
5. Vénise, variantes écrites pour être mises en musique, par M. Gounod, 15 juillet 1865.
6. La Quittance du Diable, pièce en trois tableaux, 1830.
7. Derniers moments de François I, fragment de drame, 1830 (?).
8. Exposition du Luxembourg, au profit des blessés, 2e article, 30 décembre 1830.
9. Revue fantastique, 2e article, 30 janvier 1831.
10. Revue fantastique, 5e article, 19 février 1831.
11. Revue fantastique, 6e article, 26 février 1831.
12. Revue fantastique, 12e article, 16 avril 1831.
13. (?) Notre-Dame de Paris, étude critique, 1er article, 28 mai 1831.
14. Le 3 mai 1814, stances, 1831.
15. Revue fantastique, 17e article, 29 mai 1831.
16. (?) Notre-Dame de Paris, étude critique, 2e article, 15 juillet 1831.
17. Brandel, fragment d'une comédie en vers, juillet 1832 (?). Einige Seiten dieses Stückes findet man in »La Coupe et les Lèvres«.
18. La Coupe et les Lèvres, variantes, juillet 1832.
19. Sonnet à George Sand, août 1833:

Telle de l'Angelus, la cloche matinale
fait dans les carrefours hurler les chiens errants,
tel ton luth chaste et pur, trempé dans l'eau lustrale,
ô George, a fait pousser de hideux hurlements.

Mais quand les vents sifflaient sur ta muse au front pâle
tu n'as pas renoué ses longs cheveux flottants;
tu savais que Phoebé l'étoile virginale
qui soulève les mers, fait baver les serpents.

Tu n'as pas répondu, même par un sourire
à ceux qui s'épuisaient en tourments inconnus
pour mettre un peu de fange autour de tes pieds nus.

Comme Desdemona, t'inclinant sur ta lyre,
quand l'orage est passé tu n'as pas écouté
et tes grands yeux rêveurs ne se sont pas douté.

20. (?) Chanson de Stenio, 1833. In »Lélia« von George Sand.
21. Le Songe du Reviewer ou Buloz consterné, poésie satirique, 1833.
22. Stances à George Sand, 1834:

Porte ta vie ailleurs, ô toi qui fus ma vie,
porte ailleurs ce trésor que j'avais pour ton bien;
va chercher d'autres lieux, toi qui fus ma patrie,
va fleurir au soleil, ô ma belle chérie,
fais riche un autre amour et souviens-toi du mien.

Laisse mon souvenir te suivre loin de France;
qu'il parte sur ton cœur, pauvre bouquet fané;
lorsque tu l'as cueilli, j'ai connu l'Espérance,
e croyais au bonheur et toute ma souffrance
est de l'avoir perdu sans te l'avoir donné.

23. A une Muse ou une Valseuse dans le Cénacle romantique, poésie, 1834.
24. Sonnet à Alfred de Vigny, après la 1re représentation de Chatterton, 1835.
25. Stances à Ninon: »Avec tout votre esprit«. Janvier 1836.
26. La Nuit de juin, fragment, juin 1836.
27. Après la lecture d'Indiana, stances à Mme George Sand, 1836.
28. (?) Rêves d'hiver, pièce de Vers, janvier 1838.
29. Le Poète déchu, fragment d'un ouvrage en prose, 1839.
30. Stances à la Sœur Marcelline, 1840.
31. Quatrain inscrit à l'Hôtel des Haricots, 1843 (?):

Dans cette petite chapelle,
l'Ennui ne vient qu'aux ennuyeux,
pense un instant et pars joyeux,
ta maîtresse en sera plus belle.

Diese Verse sind auf die Mauer der Zelle Nr. 14 am Bettfuß geschrieben.

32. Verse, im Hôtel des Haricots geschrieben, 1843 (?):

»*Ceux à qui ce séjour tranquille*
est inconnu,
ignorent l'effet d'une tuile
sur un mur nu.«

»Je n'aurais jamais cru moi-même
sans l'avoir vu,
ce que ce spectacle suprême
a d'imprévu.«

»C'est une belle perspective
de grand matin,
que les gens qui font la lessive
dans le lointain.«

33. Judith et Allori, fragment dramatique, 1844.
34. Les Frères van Buck, légende allemande, précédée d'une lettre au directeur du Constitutionnel, 1844.
35. Sonnet à sa marraine: »Qu'un sot me calomnie...« Mardi soir, 13 août 1844.
36. L'Habit vert, proverbe en un acte, en prose, in Zusammenarbeit mit Émile Augier, 1848.
37. Le Chant des Amis, stances composées sur la musique de M. Ambroise Thomas, pour les fêtes de Lille, juin 1852.
38. (?) Satire contre l'Académie: Une Séance à l'Académie, par un Académicien, 25 juin 1852.
39. Promenade au Jardin des Plantes, sonnet à Mme Louise Colet, août 1852.
40. Stances à Mme Ristori: »Pour Pauline et Rachel, j'ai chanté l'Espérance«, 1853.
41. Madrigal à Mme Augustine Brohan.
42. Valentin, fragment de nouvelle.
43. Stances à G. Sand: »Te voilà revenue dans mes nuits étoilées.« »Fait au bain, 2 août.«
44. Gustave III, opéra, compte rendu de la pièce.

45. A Ulric Guttinguer, pièce de vers: »Oui, cher Ulric, nous le voyions.«
46. Sur le procès d'Émile de la Roncière.
47. Chanson: »Hélas! Hélas!«
48. (?) Paysage matinal, sonnet.
49. A une Espagnole, stances improvisées sur un rhythme de Victor Hugo.
50. Comédie en prose, se passant rue Saint-Honoré, Fragments.
51. (?) Ce qu'il me faut, stances.
52. Le comte d'Essex, plan d'une comédie.
53. G . . . . i ou Deux nuits d'excès, Bruxelles 1833, brochure grand in 4° de 26 pages autographiées à 2 colonnes, ornée de 1 vignette sur la couverture, et de 5 lithographies attribuées à Dévéria et à Grevedon. (Die Autorschaft Mussets wird angezweifelt.)

NAMENREGISTER

SACHREGISTER

A) MUSSET

B) VERSCHIEDENES

LITERATURANGABE

BALZAC, Honoré de: Lettres à l'Étrangère.

BARINE, Arvède: Alfred de Musset. Paris 1900.

BOEHN, Max von: Vom Kaiserreich zur Republik. Eine französische Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin 1917.

BRANDES, Georg: Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Bd. V: Die romantische Schule in Frankreich. Leipzig 1883.

CLOUARD, Maurice: Bibliographie des Oeuvres de Musset et des Ouvrages, Gravures et Vignettes qui s'y rapportent. Paris 1883.

COLET, Louise: LUI, roman contemporain. Paris 1860.

DECORI, Félix: Correspondance de George Sand et d'Alfred de Musset. Brüssel 1904.

DEGRON, Lucien: Alfred de Musset, une grande victime de l'esprit de son temps. Caen 1869.

DES ESSARTS, Émile: Conférences sur le Théâtre d'Alfred de Musset. Clermont-Ferrand 1889.

FAGUET, Émile: Études littéraires sur le XIXe siècle. Paris 1887.

FLAUBERT, Gustave: Correspondance.

GOTTSCHALL, Rudolf: Alfred de Musset; in »Unsere Zeit«. Deutsche Revue der Gegenwart. Leipzig 1857.

GEIST, August: Studien über Alfred de Musset. Eichstätt 1893.

HEINE, Heinrich: Gesammelte Werke.

JANCÉ, La Vicomtesse de: Étude et Récits sur Alfred de Musset. Paris 1891.

JAUBERT, Mme Maxime: Souvenirs, Lettres et Correspondance. Paris 1879.

KRANTZ, Émile: Alfred de Musset. Nancy 1890.

LAMARTINE, Alphonse de: Cours familiers de littérature, 18e et 19e entretien. Paris 1857.

LAPRADE, Victor de: Discours de réception à l'Académie Française, 1859.

LEGOUVÉ, Ernest: Soixante ans de souvenirs. Paris 1886.

LINDAU, Paul: Alfred de Musset. Berlin 1877.
LISSAGARAY: Alfred de Musset devant la jeunesse. Paris 1864.
LISZT, Franz: Briefe. Leipzig 1905.
LOVENJOUL, Charles de: Alfred de Musset et ses prétendues attaques contre Victor Hugo. Paris 1878.
MARIETON, Paul: Une histoire d'amour. Paris 1897.
MARTELLET, Mme la veuve: Dix ans chez Alfred de Musset. Paris 1860.
MUSSET, Paul de: Lui et Elle. Paris 1860.
— Biographie d'Alfred de Musset. Sa Vie et ses Oeuvres. Paris 1884.
MOURRAS, Charles: Les Amants de Venise. Fontemoing 1903.
MONTEGUT, Émile: Alfred de Musset, in »Nos morts contemporains«. Paris 1883.
NINKIRCHEN, Friedrich: Alfred de Mussets Gedicht »Sur la Paresse« als zeitgenössische Satire mit ihren Beziehungen zu Mathurin Régnier. Berlin 1889.
OLIVIER, Juste: Souvenirs. Paris 1860.
PERRAU, A.: Alfred de Musset. L'Homme et le Poète. Paris 1862.
PONTMARTIN, Armand de: Alfred de Musset in »Nouvelles Causeries du Samedi«. Paris 1860.
RACHEL ET SAMSON. Bei Ollendorf. Paris 1898.
SAINTE-BEUVE: Alfred de Musset, in den »Causeries du Lundi« und den Kritiken und Aufsätzen der »Revue des Deux Mondes«.
— Correspondance.
SAND, George: »Histoire de ma vie.« Paris 1855.
— »Elle et Lui.« Paris 1859.
— Lettres d'un voyageur. Paris 1869.
— Lettres à Alfred de Musset et Sainte-Beuve. Paris 1897.
— Correspondance entre George Sand et Flaubert. Paris 1904.
SÉCHÉ, Léon: Alfred de Musset. Mercure de France. Paris 1907.

SECRETAN, Henri: Alfred de Musset. Lausanne 1875.

UIFALVY, Carl Eugen von: Alfred de Musset. Leipzig 1850.

WERMANN, Ernst: Beiträge zur Metrik und Poetik der Dichtungen Alfred de Mussets. Osnabrück 1883.

ZOLA, Emile: Alfred de Musset, in »Documents littéraires«. Paris 1882.

INHALT

ANHANG



Gedruckt für den Verlag Georg Müller in München von der Hirschfeld'schen Buchdruckerei in Leipzig Buchausstattung von Paul Renner



